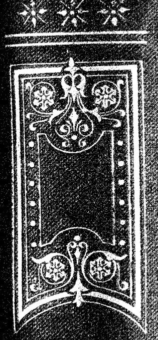
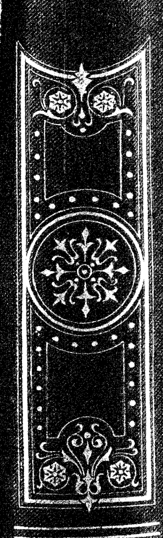


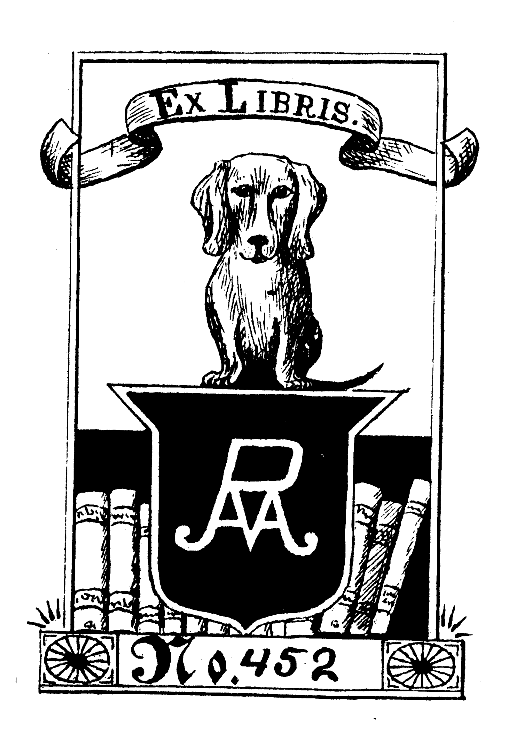
BEIM
LAMPENLICHT.
VON
O. WILDERMUTH



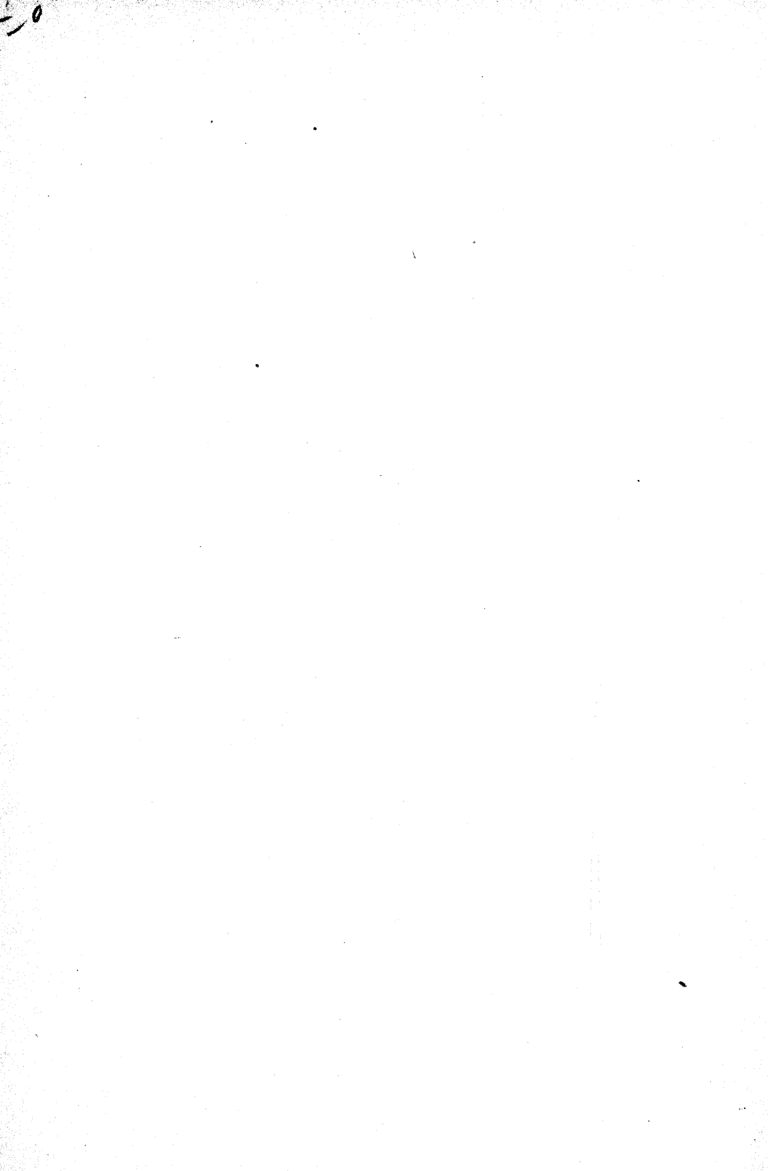
LAMPENLICHT

VON

OTTILIE WILDERMUTH


Ex Libris.
No. 452

Rominger



Im gleichen Verlage erschienen die nachstehenden erzählenden Schriften von

Ottilie Wildermuth:

Auguste. Ein Lebensbild. Fünfte Auflage. Geh. Preis M. 2. —, eleg. geb. M. 2. 80.

Aus dem Frauenleben. Fünfte Auflage. Zwei starke Bände. Geh. M. 6. —, eleg. geb. M. 8. —

Bilder und Geschichten aus Schwaben. Fünfte Auflage. Mit dem Porträt der Verfasserin. Zwei starke Bände. Geh. M. 6. —, eleg. geb. M. 8. —

Die Heimath der Frau. Vierte Auflage. Geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Lebensräthsel, gelöste und ungelöste. Geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Perlen aus dem Sande. Zweite Auflage. Geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit. Geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Zur Dämmerstunde. Geh. M. 3. —, eleg. geb. M. 4. —

Ferner:

Sonntag-Nachmittage Daheim. Betrachtungen für häusliche Erbauung. Nach dem Englischen bearbeitet von O. Wildermuth. Geh. M. 2. 50., eleg. geb. M. 3. 50.

Der weibliche Beruf. Gedanken einer Frau. Frei nach dem Englischen von Anna v. Wächter. Mit einem Vorwort von O. Wildermuth. Geh. M. 2. 50., eleg. geb. M. 3. 30.

Ferner:

Mein Liederbuch. Gedichte von Ottilie Wildermuth. Herausgegeben von ihrer Tochter Agnes Willms. Preis broch. M. 4. —, eleg. geb. M. 5. —

Die Gedichte von Ottilie Wildermuth, zu deren Herausgabe bei Lebzeiten sie vielfach aufgefordert wurde, sind ihrem Wunsche zufolge nach ihrem Tode erschienen. Nach und nach im Laufe vieler Jahre entstanden, während welcher sie fast Alles, was in Freud und Leid außergewöhnlich auf sie einwirkte, diesen Gedichten anvertraute, gewähren dieselben einen Blick in das innerste Herzensleben der gefeierten Frau und werden darum auch ihren zahlreichen Verehrern und Verehrerinnen ein kostbares Vermächtniß der Dahingeschiedenen sein.

Beim Lampenlicht.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

Aus ihrem Nachlasse gesammelt und ergänzt von ihrer Tochter

Agnes Willms.

Stuttgart.

Verlag von Gebrüder Kröner.

1878.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort.

Nach den Erzählungen „Im Tageslicht" und „Zur Dämmerstunde" beabsichtigte meine sel. Mutter noch einen Band unter dem Titel „Beim Lampenlicht" erscheinen zu lassen und damit von ihrer literarischen Thätigkeit Abschied zu nehmen. Aber, wie sie es ahnungsvoll am Schluß der Vorrede zum letzten von ihr herausgegebenen Buche aussprach, auf die Dämmerstunde folgte auch für sie bald die Nacht, da niemand wirken kann; es war ihr nicht mehr vergönnt ihren Plan auszuführen, und so habe ich ihre hinterlassenen Erzählungen gesammelt und

eine unvollendet gebliebene ergänzt. Mögen die alten Freunde sie liebevoll und nachsichtig aufnehmen und der Dahingeschiedenen auch beim Lampenlicht freundlich gedenken!

Oldenburg, im November 1878.

Agnes Willms.

Inhalt.

Seite

Der Altjungfernkranz.

Die Kränzchenkasse.

Es war eine Winternacht, nicht gerade eine Sturm- und Regennacht, wie sie sich eigentlich gehört zum Anfang einer behaglichen Geschichte, wo der Wind draußen heult und der Regen an die Fenster schlägt; aber kalt war's doch und sternlos, so daß das klare Lampenlicht recht lockend und behaglich aussah, welches aus dem obern Fenster eines kleinen Hauses schien, das in einer abgelegnen Straße der großen Stadt steht.

Die Straße, sie heißt die Mühlgasse — ist aber keine Mühle drin — ist still, selbst bei Tag; nur in den Morgenstunden, wenn die Kinder zur Schule gehen und die Mägde zum Metzger, ist einige Bewegung da zu bemerken; ein Wagen gehört schon zu den großen Ereignissen und kommt nur, wenn je und je einmal eine Brautjungfer abgeholt wird, oder wenn man einen Todten aus der stillen Straße in eine noch stillere geleitet. Bei Nacht vollends, da regt sich nichts mehr

als da und dort ein Kätzchen, das an den Häusern hinschleicht. Die einzige Wirthschaft der Straße, die in der großen Bäckerstube betrieben wird, macht nicht viel Lärm; sie zählt nur etliche ruhige Stammgäste, die geräuschlos ihr Schöpplein trinken, das Wochenblatt lesen und besprechen und bei guter Zeit still und anständig wieder heimwärts wandeln.

Auch heute ist's stille und die vermummten Frauengestalten, die, mit kleinen Laternchen bewaffnet, über die Straße schreiten, hören ihre eigenen Tritte widerhallen. Sie haben kein bedrohliches Aussehen, diese Vermummten, die dem kleinen Hause zuschreiten, aus dessen Giebelfenster ein einladendes Licht strömt; es gilt keine bedenkliche Verschwörung, keine staatsgefährliche Zusammenkunft; es ist heute nur das Kränzchen bei Fräulein Juliane. Die ganze Nachbarschaft kann das wissen, wenn sie aufmerksam ist; denn sonst werden mit Einbruch der Nacht die Fensterläden sorgfältig geschlossen, ja noch die Rouleaux herabgelassen im Quartier des Fräuleins; am Kränzchensabend aber — 's ist ein Freitag — da läßt sie die Läden offen und stellt die Lampe nahe zum Fenster, recht als lockenden Leitstern für die Freundinnen, die aus verschiedenen Gegenden der Stadt herbeikommen zu der Abendvereinigung, an die sie die ganze Woche schon mit behaglichem Vergnügen gedacht hatten.

„Das muß man sagen, so behaglich wie bei der Juliane ist's doch nirgends," sagte Fräulein Lotte, als sie alle mit einigem Geräusch und Umstand Mäntel und Kaputzen und Shäwlchen und Shawls und Tücher abgelegt und im Alkoven untergebracht hatten, wobei

ihnen die dicke Christine, Julianens Dienerin, sorgsam behilflich war. „Lassen Sie nur die Thüre ordentlich zu!“ ermahnt Christine, als sie die Gäste in's Wohnzimmer entließ, „'s gibt keine gesunde Wärme zum Schlafen, wenn so aller Dampf von der Stube hereinkommt, — ich mach' meiner Kleinen ein besondres Feuerchen in die Schlafstube.“

Ihre Kleine nennt nämlich Christine Fräulein Juliane, die bald vierzig zählt, noch heute, von den Tagen her, wo sie sie als kleines Kind bei ihren Eltern gehätschelt und auferzogen hatte, aber nur in vertrautem Freundeskreis; bei Fremden heißt sie „mein Fräulein“ oder „Fräulein Schrenk“, wie ihr Name ist.

Nun, Fräulein Lotte hatte Recht: behaglicher konnte es in der Welt nirgends sein, als auf dem dunklen Sitzsopha vor dem runden Tisch; alles Geräthe stand so richtig an seiner Stelle, als ob es dahin geschaffen wäre.

An der Wand hingen die Bildnisse von Papa und Mama selig der Fräulein Juliane. An dem Porträt der Mama nahmen zwar ihre Freundinnen einigen Anstand, dieweil der Schneppenleib derselben allzutief ausgeschnitten war; aus kindlicher Pietät aber konnte Juliane sich nicht entschließen, das Bild zu verbannen; ja, sie kam nicht einmal dazu, ihr ein Halstuch hinmalen zu lassen, was Fräulein Lotte vorschlug. „Die Mama habe es nicht bös gemeint,“ versicherte sie, und ihre guten Freundinnen gewöhnten sich allmählich an den Anblick des weißen Nackens der Frau Senatorin selig und schauten sich sonst in dem Stübchen um, das nach

allen Seiten hin nett und behaglich war; alles so blank und rein, wie nagelneu, und doch wieder so eingewöhnt, daß man sich nicht scheute, es herzhaft zu gebrauchen; auf dem weißen Damasttuch auf dem Tisch alles so reichlich und so einladend ausgebreitet! — kein Wunder, daß man am liebsten zu Fräulein Juliane in's Kränzchen kam, wie sie denn auch allzeit bereit war, es zu übernehmen, wenn es bei einer andern ein Hindernis gab.

Ihr eignes Angesicht, wenn auch nicht mehr ganz jung, war so freundlich und einladend wie ihre Stube und ihr Hausgeräthe; ihre klaren, blauen Augen schauten jedem Gast gar hell entgegen, sie bot so treuherzig die weiße Hand, die noch nicht viel schwere Arbeit gethan, daß man sich ganz geborgen in ihrer Nähe wußte. Und auch diesmal saß bald die kleine Tafelrunde, wenn gleich kein blühender Jungfernkranz mehr, so doch ein recht vergnüglicher, um den blinkenden Theetisch, den die dicke Christine mit geruhigem Anstand bediente. Sie duldete nicht, daß ihre Kleine sich erhob; „wird's schon kriegen," „werd' alles besorgen", sagte sie unerschüttert, wenn diese sie aufmerksam machte: „Christine, da fehlt noch Zucker;" „Fräulein Ernestine hat keinen Thee mehr" und dergleichen kleine Mängel rügte. Es geschah auch alles; der Theekuchen war so fein und locker, der Rahm so dick und süß, wie es nur bei Fräulein Juliane sein konnte und alle waren wohl gesättigt und befriedigt, als endlich Christine das Theegeräthe abgeräumt hatte und die Arbeiten und die Zungen emsig in Gang kamen.

Es waren lauter nützliche Arbeiten, die da hervorgeholt wurden und zu deren Erleichterung Christine mit einigem Widerstreben die ganz große Gesellschaftslampe ihrer Kleinen angezündet hatte. Nur Fräulein Ernestine erlaubte sich an einem Paar sehr eleganter Pantoffeln zu sticken und entschuldigte sich, daß sie zum Geburtstag ihres Bruders bestimmt seien, wo's eben gar große Eile habe.

„Natürlich, das ist zunächst einem Gottesdienst, wo's für den Herrn Bruder geht!“ meinte etwas anzüglich Nanette, welche einen großen Korb Hemden auspackte, die sie für's Krankenhaus nähte und bei denen sie auf Beistand rechnete. Dazu aber fand sich nur die allezeit gefällige Juliane bereit; denn Fräulein Lotte, die einen Kaufladen hatte, nähte Jacken, die sie armen Dienstmädchen auf Vorschuß und Ratenzahlung abgab; Mathilde, eine hochgewachsene, noch jugendlich aussehende Blondine in dunkler Kleidung, zupfte Charpie für schleswig-holsteinische Krieger, die eben jetzt im Feuer standen; die runde, freundliche Karoline strickte Kinderstrümpfchen, von denen sie allezeit ein Magazin für allerlei kleine Neffen, Nichtchen und Pathchen hatte; Klara aber, ein ernstes Mädchen mit stillen, dunkeln Augen, hatte wollene Socken in Arbeit für Missionäre, die nach dem Norden bestimmt waren, und sie meinte, das wäre diesmal denn doch wichtiger, als die brüderlichen Schuhe und als die Magdjacken; Minchen aber, sonst die dienstwilligste des emsigen Kreises, die arbeitete schon etwas verstohlener Weise an der Restauration einer schwarzen Weste; man argwöhnte, daß sie dem

etwas unterdrückten, kränklichen Hauslehrer des reichen, geizigen Hauses angehöre, wo sie als Haushälterin angestellt war. Die gute Juliane hatte dort mit vieler Mühe die Erlaubnis für sie herausgeschlagen, alle vierzehn Tage den Jungfernkranz zu besuchen; ihr wollte man am wenigsten eine Arbeit vorschreiben, hätte sie ja doch gern allen Sechsen zugleich geholfen, wenn's möglich gewesen wäre!

„Aber unser Käßchen!“ mahnte Nanette, die etwas im Verdacht der Geldgier stand, natürlich nur für ihre Armen. Jungfer Lotte, gewöhnlich der Kassier des Kreises, zog aus ihrer gewaltigen Ledertasche alsbald eine gelbe Büchse, die etwas verdächtig klimperte von allerlei kleiner Münze und keinen sehr reichlichen Inhalt versprach.

Und doch wurden so mancherlei Ansprüche an diese Kasse gemacht! Klara meinte, es sollte doch einmal wieder zu einem anständigen Beitrag für die Mission reichen; Nanette hingegen glaubte, das Krankenhaus oder die Stadtarmen liegen offenbar näher, als die Mission unter den Eskimos; Minchen hatte sich früher schon schüchtern erboten, dem Lehrer auf delikate Weise ein Buch beizubringen, zu dessen Anschaffung ihm die Mittel fehlten, falls man einmal die Kränzchenkasse dazu bestimmen wollte; Käroline, die wagte kaum mehr den üppigen Gedanken noch laut werden zu lassen an eine gemeinsame Lustpartie, die man aus der Gemeinkasse bestreiten sollte; „ich seh' nicht ein, warum wir's uns nicht auch einmal sollten wohl sein lassen!“

Nun war zwar Juliane, trotz alles Kopfschüttelns ihrer dicken Christine, jederzeit bereit, noch einen Extrabeitrag zu geben, aber — zu allem wollte es eben doch nicht reichen und Mathilde, das aristokratische Element des Kreises, hatte noch nicht einmal für ihre Holsteiner gefordert, nur angedeutet, daß Opfer für die Ehre und Größe des Vaterlandes oft nöthiger und wichtiger seien, als Gaben für Arme oder geistliche Zwecke, die ja immer bleiben.

„Nun, stürzt einmal das Käßchen,“ sagte die resolute Nanette, „wir haben's lange nicht mehr geleert; es sollte doch ordentlich gefüllt sein.“ Ja, es klingelte erstaunlich, als die Büchse ausgeleert wurde, Julianens hübscher rother Teppich war fast bedeckt mit Münzen; aber ach, die Zählung ergab ein bescheidenes Resultat! Zwei Gulden und siebenundfünfzig Kreuzer. Ach, davon konnte weder der lieben Armut noch der Mission wirksam aufgeholfen werden, auch „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ konnte seine Macht nicht bedeutend daraus stärken.

„Ja, 's konnte nicht anders sein,“ sagte Lotte, die eine schnelle Rechnerin war; „'s ist von acht Abenden, einen Groschen die Person und einigemal haben etliche gefehlt.“

„Wir sollten unsre Arbeit besser regeln,“ meinte Nanette; „wenn einmal auch nur drei Monate lang alle ausschließlich für's Krankenhaus arbeiten würden, nachher meinetwegen ebensolang für die Mission....“

„Und Schleswig-Holstein kann sich einstweilen verbluten und untergehn!“ sagte Mathilde.

„Meine Jacken übrigens,“ bemerkte Lotte, „sind keineswegs so gering und unnöthig, daß man nicht auch dazu helfen dürfte. In jetziger Zeit, wo man beständig von Hebung der dienenden Stände spricht, da ist's doch von Werth, den Dienstboten billig zu einem einfachen, soliden, anständigen Kleidungsstück zu verhelfen.“

„Ich könnte an freien Sonntagsstunden vielleicht Püppchen kleiden zum Verkauf für all' unsre edlen Kränzchenszwecke,“ schlug das bescheidene Minchen vor.

„Kommt mir meinetwegen auch nicht drauf an, so ein paar Strümpfchen für den Kranz zu verkaufen, wenn meine Schwägerin derweil Geduld hat,“ sagte Karoline.

„Die Pantoffeln muß mein Bruder haben,“ versicherte Ernestine; „aber nachher wollt' ich wohl gern eine hübsche Tapisseriearbeit machen, — ist nur nicht immer leicht, sie zu verkaufen; mein Bruder gibt aber als reuiger Hagestolz schon auch einen Kassenbeitrag . . .“

„Ist nicht nöthig,“ bemerkte Mathilde würdevoll; „aber,“ fuhr sie gutlaunig fort, „ich hätte einen andern Vorschlag zu einem Versuch, unsrer vielbegehrten Kasse aufzuhelfen, nur ein Versuch.“ Alle sahen sie gespannt an, während Christine die schönen eingemachten Früchte herumbot, für die Fräulein Julianens gastlicher Tisch besonders berühmt war.

„Nun,“ begann Mathilde wieder ihren Vorschlag, „wir kommen, zum Theil wenigstens, schon lang hier

zusammen, wie wir denn von allerlei Seiten hieher=geweht worden sind und kennen einander so ziemlich, und doch hat jede noch ihr Stückchen Vergangenheit für sich eigen."

„Will's hoffen!" sagte etwas patzig Nanette.

„Wie wäre es nun, wenn jede von uns, so gut sie könnte und wollte, ihr Leben niederschriebe? es gäbe einen netten Jungfernkranz zusammen; ich getraue mir, wenn ein freundliches Journal ihn nimmt, vielleicht einen bessern Beitrag zu unsrer Kasse dafür zu erhalten, als von Strümpfchen und Puppen; es wäre nur ein Versuch."

„Na, hören Sie, da danke ich; das ging' einem ab, daß man mit Fingern auf einen zeigte!" rief empört die resolute Nanette.

„Bei mir wär's gar nicht der Mühe werth," sagte Lotte; „ich habe keine Geschichte, wie man sie in Bücher schreibt."

„Ich könnte das gar nicht niederschreiben," flüsterte Minchen.

„Nun, vielleicht überließen Sie mir's, ihm die Form zu geben," sagte Mathilde.

„Dem Weibe gestatte ich nicht, daß sie auftrete, sondern daß sie stille sei," war Klara's Einwurf.

„Na, sieh' mal, du bist wohl recht geschickt, Mathilde," sagte Karoline, die ihr besonders nahe stand; „wir wissen auch, woher die netten Geschichten stammen, die mit ‚Ida Ernst' unterzeichnet, da und dort zu lesen sind; der Gedanke mit dem Journal kommt dir nicht so von ungefähr."

Mathilde wurde roth, Juliane und Ernestine lächelten ihr freundlich zu; sie hatten auch schon etwas von der schriftstellerischen Thätigkeit ihrer Freundin munkeln hören. Die andern aber machten große Augen; ihnen war es etwas vollkommen neues, daß eine ganz leibhaftige Dichterin unter ihnen weilte, mit der sie alle vierzehn Tage ahnungslos im Kränzchen zusammen gesessen hatten. Sie starrten Mathilde an, als sähen sie sie heute Abend zum erstenmal.

„An und für sich," unterbrach Juliane die augenblickliche Pause, „ist der Gedanke, seine eigene Lebensgeschichte zu schreiben, so übel nicht. Manches, was wir bisher unverstanden in uns herumgetragen, wird uns klar, wenn wir genöthigt sind, es in knappe Form zu kleiden und vielleicht," fügte sie leiser mit einem Seufzer hinzu, „thut es auch wohl, manches, was uns jetzt schwer auf der Seele liegt, theilnehmenden Freunden anzuvertrauen."

„So mein' ich's auch," rief Nanette eifrig; „wir wollen uns gegenseitig unsere Lebensgeschichte mittheilen, damit wir Freundinnen alles von einander wissen; das drucken zu lassen, dünkt mich, ist unnöthig, werden schon sonst Mittel und Wege finden, um unsere Kasse füllen zu können."

„Das bezweifle ich sehr," sagte Minchen schüchtern.

„Für's erste," nahm Mathilde wieder das Wort, „sind wir in dem Punkte einig, daß ein jedes von uns seine Lebensgeschichte aufschreiben, und sobald es damit fertig ist, sie dem Kränzchen vorlesen soll. Oder hat eine von euch etwas dagegen einzuwenden?"

„Nein,“ tönte es mehr oder weniger zuversichtlich aus dem kleinen Kreise, und in dem angenehmen Gefühl, daß man in nächster Zeit eine interessante Aufgabe zu lösen habe, trennte man sich bald darauf, gerade mit dem Glockenschlag zehn. Das war die Zeit, wo Ernestine ihren Bruder aus seinem Club im Prinz Karl zurückerwartete und wo Minchen wieder in ihre Dienstbarkeit zurückkehren mußte. Wenn die anderen auch oftmals noch gern ein wenig beisammen geblieben wären, so war man doch stillschweigend darin übereingekommen, in Gemeinschaft aufzubrechen. So hüllte man sich denn wiederum in Kapuzen und Mäntel und zündete sein Laternchen an; nur Mathilde, das jüngste und schönste Mitglied des Jungfernkranzes, wurde regelmäßig mit einer großen Staatslaterne von ihrer alten Magd abgeholt.

Juliane.

Vierzehn Tage später war das Kränzchen bei Mathilde. Die wohnte draußen vor dem Thore in einem hübschen Hause, das ihr Vater, der Forstrath, sich mitten in einem kleinen, mit Waldbäumen bepflanzten Garten hatte bauen lassen. Im Sommer, wenn alles grün war, war die Wohnung sehr hübsch; im Winter aber, besonders wenn kein Schnee lag, guckte sie etwas trübselig aus den entlaubten Bäumen heraus

und war inwendig feucht und kalt. Kein Wunder, daß die Frau Forsträthin stets in einen rothen Shawl gehüllt auf dem Sopha lag und über Zug klagte, so daß ihr Gemahl sich mit seinen Jagdtrophäen und Rauch-Utensilien in's Erdgeschoß flüchtete und daselbst bei Pfeifen, Hunden, Hirschgeweihen und ausgestopften Auerhähnen sich's behaglich machte, während Mathilde sich in einer Art Erkerstübchen mit Epheulauben, Blumengruppen und Gypsfiguren ganz anmuthig eingerichtet hatte und auf eigene Hand ein höchst poetisches Leben darin führte. Die Eltern legten ihr dabei nichts in den Weg. „Bist ja schon achtundzwanzig Jahre alt und könntest einen Mann haben," meinte der Vater, und die Mutter war zufrieden, wenn Mathilde, sobald sie's wünschte, bereit war, ihr vorzulesen und sie zu unterhalten, die übrige Zeit aber mit ihrem geistigen Streben sie in Ruhe ließ.

„Wer von euch ist seiner Aufgabe nachgekommen?" frug Mathilde mit feierlicher Stimme, nachdem sie den Theetisch, der unter einer Palmengruppe aufgestellt worden war, abgeräumt hatte.

Erröthend wie ein junges Mädchen zog Juliane ein sauber beschriebenes Heftchen aus der Tasche und fing unter leisem Beifallsgemurmel der Freundinnen zu lesen an:

„Ich war das einzige Kind, ein etwas spätgekommenes, und alle langaufgesparte Liebe der Eltern, die im Alter sehr verschieden waren, ist zu hellem, lichtem Leben aufgegangen an mir. Ich habe sonst immer gehört, daß die Kinder, denen man jeden Wunsch er-

füllt, die unzufriedensten seien und leicht unglücklich werden. Das kann ich nun von mir nicht klagen: soweit ich zurücksehe, habe ich nur Liebe und Freundlichkeit genossen und nie bin ich ihrer Liebe überdrüssig geworden. Wenn ich jeden Morgen den Papa zum Frühstück holte und sich jeden Morgen in seinem Schreibtisch eine Kleinigkeit für mich fand, so hatte ich auch jeden Morgen eine Freude d'ran. Das ist aber wahr, daß mir der warme Apfelkuchen, mit dem mich die Mutter unserer Christine bewirthete, als ich zur Kirchweih mit ihr in ihre Heimat durfte, noch besser schmeckte als die feinen Kuchen daheim; doch freute ich mich auch der schönverzierten Torte mit Lichtern, die allemal zu meinem Geburtstag kam, wo ich meine Freundinnen einladen durfte. Bekennen muß ich freilich, daß ich meinen Willen zu brechen nie gelernt hatte und meine Gespielen waren meist gar zu gut und nachgiebig gegen mich — Ernestine nickte zustimmend über den Tisch herüber, — es verstand sich von selbst, daß ich die Spiele angeben durfte und ich hatte eigentlich nie erfahren, was es heiße, nicht thun zu dürfen, was man will.

Nur einen Kameraden hatte ich, der mir den Willen nicht that und ich hatte gewaltig Respekt vor ihm, obgleich er geflickte Kleider trug und sein Vater nur ein Schreiner war.

Friedrich kam nicht in's Haus zu mir, da wäre er doch nicht hoffähig gewesen; aber er war gern gesehen im Hof und auch im Garten; er jagte heldenmüthig die Gänse fort, die manchmal unser Spiel

störten; er verstand alles zerbrochene Spielzeug zu reparieren und erbaute wahre Prachtpaläste aus den feinen Baukästchen, mit denen ich nicht so recht umzugehen wußte. Wie er's angriff, daß er mich immer im Respekt erhielt, weiß ich nicht; daß er ein paar Jahre älter war, konnte es nicht allein machen, aber ich war wirklich ganz stolz und vergnügt, wenn er sich einen Apfel, einen Pfefferkuchen oder sonst ein kleines Geschenk von mir gefallen ließ; auch freute mich's, als ich von unsrem Commis einst gegen den Vater äußern hörte: „Ein aufgeweckter Kopf, der da drüben! es wäre der Müh' werth, ihn herzuziehen."

Nun, ich wurde zwölf Jahre alt, ich hatte alles, was mein Herz begehrte und nicht ungern schnappte ich da und dort die leise Bemerkung auf: „Hübsch wird sie auch; na, das gibt mal eine Partie!" Meine Christine konnte zwar nicht leiden, wenn mir so etwas zu Ohren kam; „verwöhnt mir meine Kleine nicht!" warnte sie, obgleich sie selbst ihr Möglichstes that, mich zu verwöhnen.

Nachbars Friedrich war konfirmiert und von meinem Vater als Lehrling angenommen; wir sahen uns da freilich täglich, sonst aber hörte unser Verkehr fast gänzlich auf, wenn ich nicht manchmal Papier oder Siegellack brauchte aus dem Comptoir oder er Briefe heraufzubringen hatte; Kost und Wohnung hatte er daheim bei seinen Eltern. Hie und da entschlüpfte dem Vater eine Aeußerung über ihn, wie: „Ein gescheider Bursch! dem darf man nichts zweimal sagen," und es that mir immer wohl, als gelte mir das Lob.

Ich war gesund und fröhlich, und manchmal möcht' ich auch nur auf Eine Stunde wieder das Gefühl übermüthiger Lebenslust zurückrufen, wie ich's damals oft empfand. Es war früher noch keine so reisende Zeit wie jetzt; doch hatte mir der Vater versprochen, mit mir an den Rhein und nach Frankfurt zu gehen; denn die Spazierfahrten und kleinen Besuchsreisen zu nahen Verwandten im eignen Wagen waren mir etwas langweilig geworden. Noch ehe es dazu kam, sah ich einmal ein hübsches Bild, worauf eine schlanke, junge Reiterin zu schauen war; von Stund an bildete ich mir ein, es gebe nichts schöneres, als wenn ich reiten könnte, und hätte einen milchweißen Zelter, wie die Fräulein in Fouqué's Rittergeschichten und einen langen, wehenden grünen Schleier, wie die reisenden Engländerinnen.

Diesmal aber war Papa nicht so willig wie sonst, meinen Wunsch zu erfüllen; er meinte, das Reiten sei ein Unsinn für Mädchen; auch Christine versicherte mich, daß nur Kunstreiterinnen reiten. Ich aber steigerte mich nur immer mehr in diesen ersten Wunsch, der ernstlich versagt wurde, hinein und träumte Tag und Nacht von nichts anderem, als wie ich zum Reiten kommen könnte.

Wie ein erfüllter Wunsch im Feenmärchen kam mir's vor, als ich einsmals in lauter Reitgedanken allein aus unsrem Garten kam, und an der Hinterthüre im Hof ein schön aufgezäumtes Reitpferd angebunden sah.

Der Sohn eines Freundes von Papa, ein junger

Kaufmann, der sich aber als flotter Kavalier geberdete, hatte einen Auftrag seines Vaters in so forscher Weise überbracht. Es schien mir eine Kleinigkeit, mich auf den eleganten Sattel zu schwingen und ein wenig auf dem schönen Thier herumzutraben. Das Hinaufkommen war aber doch nicht so leicht, als ich mir dachte.

„Friedrich, hilf mir hinauf, ich möchte gern reiten!“ rief ich diesem zu, der gerade mit einer Phiole aus dem Magazin kam. „Das läßt du bleiben!“ sagte dieser, der eben noch nicht sehr ceremoniös gegen mich, das Fräulein vom Hause, war. „Mädchen reiten nicht; das ist auch kein Pferd und kein Sattel für Damen.“ Nun wollt' ich erst recht; unser Laufbursche hielt das Pferd. „Thomas, hilf mir hinauf! du bekommst ein schönes Trinkgeld,“ versprach ich ihm, als Friedrich im Hause war. Nun, Thomas brachte mich glücklich auf den Sattel, ließ aber indessen unvorsichtig die Zügel los, mit denen das Thier angebunden war. Wie's zugegangen ist und ob ich etwas von dem langersehnten Reiten probiert habe, das weiß ich heute noch nicht; ich weiß nur, daß ich in Todesangst versucht habe mich zu halten; daß ich herunterstürzte wie von einem Thurm, daß mir alle Sinne vergingen und ich wieder aufwachte auf meinem Bett, wimmernd in großen Schmerzen. Ich hörte Christine jammern, ich hörte den Vater donnern und wettern über Thomas; ich war zu schwach, um ihn entschuldigen zu können; es war aber auch nicht nöthig; Friedrich, der in dem allgemeinen Tumult zugegen war, — ich hörte nachher, daß er mich heraufgetragen, — der sagte sehr bestimmt:

„Thomas ist unschuldig; Juliane hat durchaus von ihm verlangt, daß er sie auf das Pferd heben soll und hat ihm etwas dafür versprochen.“ Obwohl halb bewußtlos vor Schreck und Schmerz fühlte ich doch eine gewisse Kränkung, daß Friedrich gegen mich Partei nahm, wenn er gleich Recht hatte; bald aber wußte ich wieder nichts mehr von mir.

Meine Krankheitsgeschichte will ich nun nicht erzählen. Sie sagen, daß die Medicin, besonders die Chirurgie, heutzutage weiter sei als vor vierundzwanzig Jahren, und es soll mich freuen, wenn arme Geschöpfe, die ihr Bein gebrochen, jetzt nicht mehr so geplagt werden, wie man mich geplagt hat. Es ist ohne Zweifel ein Glück für Kranke, wenn sie wohlhabend sind und alles thun können, was für ihre Genesung nöthig ist; arme Kranke wenigstens hört' ich oft sagen: „Ja, wenn ich die Mittel hätte, daß ich in ein Bad könnte, oder wenn es reichte, noch einen Arzt zu berufen, da würd' ich wohl wieder gesund; arme Leute haben nicht gut gesund werden!“ Ich aber dachte manchmal: Wär' ich doch ein armes Mädchen, so ließe man mich in Frieden humpeln mit meinem kurzen Bein, statt daß man immer neue Versuche und neue, oft qualvolle Kuren machte, um es doch noch zurecht zu bringen; denn meine Mutter wollte sich eben ganz und gar nicht darein schicken, daß ihre einzige Tochter, die sie schon im Geiste als gefeierte Schönheit gesehen, hinkend bleiben solle.

Die erste Zeit meiner Krankheit war so schlimm nicht, nachdem das Einrichten des gebrochenen Beines

vorüber war; ich ruhte auf meinem Lager, man brachte mir alles, was mir Freude machen konnte; machte mir Musik und holte mir Gesellschaft. Auch im Garten bereitete man mir ein Lager; war nur eine Noth, wie man mich hinunterschaffen sollte. Mein guter Papa wollte mich tragen; aber er war ein bißchen klein, und obwohl ich nicht groß und nicht schwer war, so wollt's doch nicht gehen; die Stiege herauf, da konnt' er's fast nicht erschnaufen. Thomas, der Sünder, wurde dazu beordert; der war aber so lang und hager und mir auch nicht angenehm. So lag ich einmal auf meinem Gartenruhebett und wollte nicht hinauf. „Schönmeier, der Packer, soll dich tragen!" schlug die Mutter vor, „der hat Stärke wie ein Bär." — „Der riecht nach Branntwein," rief ich voll Abscheu. — „Aber Papa thut's gewiß gern," meinte sie. — „Papa schnauft so schwer, das kann ich nicht hören," warf ich wieder ein — „Aber Thomas?..." „Da steche ich mich an seinen spitzigen Armen," klagte ich. Friedrich kam eben auf einem Gang durch den Hof am Garten vorbei und hörte die Verhandlung. „Darf ich nicht Juliane tragen?" fragte er, und wie jung er auch war, er war so kräftig gewachsen, er faßte mich so sicher und geschickt, er handhabte mich so leicht, daß er nun immer das Ehrenamt behielt, mich tragen zu dürfen. Ich gestand es mir erst später, daß ich mich morgens heimlich freute, wenn der Tag schön war, nur weil mich Friedrich in den Garten bringen konnte. Sonst sah ich ihn selten; doch brachte er mir, was er merkwürdiges fand: gemalte Blättchen, wie sie sich hie und da in Cigarrenkisten finden, oder sonst

eine kleine Rarität, die manchmal trocknen Waarenballen beigefügt war, und ich hob die Sachen von Friedrich eben so sorgsam auf als andere, viel werthvollere Geschenke.

Das Bein wollte nicht recht heilen und nicht gerade werden; man führte mich in Bäder, man brachte mich in Kuranstalten zu berühmten Aerzten, man quälte mich auf alle Weise und immer vergeblich, — es stand lange an, bis ich nur wieder ordentlich in meiner Heimat daheim wurde. Friedrichs Lehrjahre waren indeß vorüber; der Vater hatte ihm eine Stelle im Ausland verschafft, weil er sagte, es wäre schade, wenn so ein tüchtiger Bursche sich nicht auch draußen umsähe. Ich traf ihn nicht mehr bei der Heimkehr vom Kurort; es that mir weh, daß wir nicht einmal Abschied genommen, doch habe ich mich nicht lang darüber besonnen. Ich war endlich recht von Herzen froh, als der letzte Arzt erklärt hatte, es sei mit dem Bein nichts mehr zu machen, es könne nie ganz hergestellt werden. All die Kuren und Maschinen und Versuche hatten mich so geplagt, daß ich's nicht so wie meine gute Mutter als Unglück ansehen konnte, all mein Lebenlang ein kurzes Bein behalten zu müssen; ich sehnte mich nur nach Ruhe vor den Aerzten, und weil ich selbst so viel Vergnügen entbehren mußte, so freute ich mich herzlich darauf, andern einmal recht viel Freude machen zu dürfen.

Man hatte der Mutter von künstlichen Beinen gesagt, die man in Paris machen könne, so kunstvoll, daß man, ohne daß es bemerkt werde, damit gehen, ja sogar tanzen könne. Ich fürchtete mich aber vor der

Prozedur, die da hätte vorangehen müssen, und erzwingen mochten es die Eltern auch nicht.

So wurde es denn am Ende als vollendete Thatsache angenommen, daß ich mit einem leichten Stöckchen oder Sonnenschirm etwas hinkend, aber ohne viel Beschwerde gehen konnte und im übrigen mich nur möglichst ruhig verhalten mußte.

Ich hatte mich bald darein gefunden, leichter als meine arme Mutter, daß ich auf ein Stück Jugend verzichten mußte; auch ging mir ja nicht viel ab, ich hatte, was mein Herz begehrte und konnte jederzeit vergnügte Freundinnen um mich sehen. Ich besaß einen bequemen Rollstuhl; den benützte ich aber nur selten, da ich nicht gern hatte, daß die Leute mich so mitleidig anschauten; in Gesellschaft mochte ich auch nicht aufstehen; es verletzte mich, wenn Fremde, die mich nur sitzend gesehen, nun auf einmal verwundert auf meinen hinkenden Gang blickten.

Es kamen schwere Zeiten; meine gute Mutter starb unerwartet schnell an einer Lungenentzündung. Um mich war ihre letzte Sorge; sie wußte nicht, daß sie dem Tode nahe sei; aber als sie schon todesschwach da lag und ich an ihrem Bett geschäftig war, hörte ich sie vor sich hin flüstern: „Man merkt's oft gar nicht, und im Gesicht ist sie doch recht hübsch!“ — Ich darf das ja nun schon sagen, wo die Jahre vergangen sind, da man auf ein hübsches Gesicht Anspruch macht. — Das war freilich nicht ihr allerletzter Gedanke; vor dem Scheiden noch sagte sie herzlich: „Gott führe dich, wie dir's gut ist, mein Kind!“

Die Trauerzeit um die Mutter war vorüber — äußerlich; im Herzen, da behält sie ihr eignes Stübchen, mein Mütterlein; denn eine Liebe, so selbstlos wie Mutterliebe, genießt man Einmal nur. Ich saß abends in unsrem luftigen Gartensaal allein, was selten war, und ordnete mir schöne Blumen in ein Körbchen; da brachte der Vater, der gewöhnlich nach Schließung des Comptoirs zu mir kam, einen hübschen, stattlich gekleideten jungen Herrn. Ich erkannte alsbald, daß es der Friedrich war, von England zurückgekehrt, nicht als ein reicher, aber als ein tüchtig ausgebildeter Mann.

Wir schauten uns beide verwundert an; ich hörte gern, wie er erzählte von seinen Erlebnissen draußen; wie er dem Vater auf alle Fragen so sichere Auskunft geben konnte; ich hörte auch gern, wie er ihm versprach, für den Augenblick als Volontär im Geschäft bei ihm zu helfen. Aufstehen mochte ich erst, als er gegangen war; er mußte ja wohl erfahren oder bereits wissen, wie es mit mir stand, aber zeigen wollte ich's doch nicht gerne.

Er wohnte nicht in unserem Hause, sondern bei seiner alten Tante; aber er kam sehr häufig zu uns als geladener Gast, als freiwilliger Besuch, und er konnte vielleicht schon errathen, daß ich ihn nicht ungern kommen sah, wenn ich mich auch bemühte, es nicht merken zu lassen. Er erschien eines Abends, wo er mich allein im Garten traf; da redeten wir von den Kindertagen; er rühmte, was mein Vater an ihm gethan und fragte, ob er nicht dem Vater dienen dürfe sein Lebenlang, als Sohn, — als mein Gemahl.

Ich meinte darauf verzichtet zu haben zu leben und lieben wie andre Mädchen; diese Frage aber hat mir geklungen wie Musik; ich glaubte es so gerne, wenn er mir sagte, er habe mich lieb gehabt von den Kindertagen an. Doch wollt' ich nicht ein bestimmtes Ja sagen, eh' ich mit meinem Vater gesprochen. Friedrich schickte sich darein, morgen Abend wieder zu kommen, um die Antwort von mir zu hören; — daß sie nicht Nein sein würde, mochte er errathen, denn er schied von mir wie von einer Braut.

Ich kam an diesem Abend noch nicht dazu, mit dem Vater zu reden; aber ich bin doch glücklich gewesen in meinem Leben einen Abend, eine Nacht und einen ganzen Morgen lang. Gott sei Dank dafür!

Der nächste Morgen war für meinen Vater ein sehr unruhiger, geschäftsvoller, so daß es nicht gleich zu der gewünschten Besprechung kam. An seiner Einwilligung zweifelte ich eigentlich nicht; ich wußte zwar, daß er ursprünglich wohl an einen reichen Schwiegersohn gedacht, der durch eigene Einlage das stattliche Geschäft noch heben könne; aber ich wußte auch, wie hoch er Friedrichs Geschäftstüchtigkeit hielt, und dachte, daß er diese wohl als das beste Kapital anschlagen würde. Doch wollte ich in Ruhe ohne Störung den Vater sprechen und daher lieber warten.

Ich fragte nach Mamsell Haakh, der Haushälterin, die mein Vater nach der Mutter Tode angestellt, um mir alle häusliche Sorge und Beschwerde abzunehmen. „Sie ist im Garten, um Gurken zu holen," berichtete mir Christine; „sie hat mich damit herauf geschickt und ist

drunten geblieben in der Laubenhütte, weil gerade ihre Kamerädin, die alte Jungfer Stürmer kam.“ Diese war Friedrichs gute und getreue Tante; sie kam doch wohl nicht zu Mamsell Haakh allein und hatte gewiß eine besondere Absicht, sie wollte ohne Zweifel auch zu mir! Würde sie aber so unklug sein, wenn Friedrich ihr etwas mitgetheilt hatte, und jetzt schon Mamsell Haakh davon sagen, noch ehe es mein eigner Vater wußte? Um das zu erfahren, ging ich den Seitenweg, auf dem ich von hinten zu der Laube kam, wo sie saßen; zu lauschen dünkte mir nicht unrecht, war's ja doch meine eigene Sache!

Die zwei alten Damen waren im vollen Gespräch, als ich leise und unbemerkt an die Rückseite der Laube kam und mich klopfenden Herzens auf die kleine Bank dort niedersetzte. „Ich sag' dir, ich hab's schon lang im Stillen gedacht,“ sagte eben Mamsell Haakh, „mit dem Friedrich gibt's noch etwas! ein netter Mensch ist er und gar zu viel Herrn sieht sie eigentlich auch nicht.“

„Wenn's nur der Alte thut!“ meinte bedenklich Fräulein Stürmer; „der Friedrich hat eben gar nichts, und mein bißchen Erspartes, das er einmal kriegt, das will für einen Kaufmann nichts sagen, und so ein schönes Geschäft!“ „Na, sieh,“ sagte beruhigend die andere, „der Alte ist gescheid genug und weiß, eine mit einem kurzen Fuß nimmt man eben um des Geldes willen; der Friedrich ist aber doch ein brauchbarer und braver Mensch und versteht das Geschäft und die Kleine weiß schon auch, daß sie nicht zu hoch hinaus darf.“

„Ja, siehst du, da hat der liebe Gott wunderbar gesorgt!" hub die Tante wieder an; „man hat's für ein so großes Unglück gehalten, als das Mädchen ihren Fuß gebrochen; das hilft jetzt gerade meinem Fritz zu seinem Glück; denn auf zwei gesunden Füßen wäre ihm eine so reiche Erbin wohl weit davon gesprungen. Ich glaube, die Kornelie bei Regierungsraths hätte er auch bekommen und die hat ihm gar wohl gefallen; die tanzt und hüpft wie ein Vogel so leicht; aber mein Fritz ist schon so gescheid und weiß, daß bei Beamten wenig Kapital ist, wenn auch der Titel noch so vornehm klingt. Aber ihr, deiner Juliane, Unglück ist's auch nicht; er ist ein braver Mensch und trotz dem kurzen Fuß wird er sie doch gut behandeln und wird ihr auch getreu bleiben, wenn er mit ihr ein so schönes Geschäft bekommt; das ist dankswerth. Sie hätte freilich mit ihrem Geld auch sonst wohl einen Mann gekriegt, so einen Offizier vielleicht, der eine Kaution braucht und den kurzen Fuß auf einen Geldsack stellt. Aber was nützte sie ein Mann, der das Geld verputzt und die Frau daheim sitzen läßt? Nein, da fährt sie besser mit meinem Fritz!"

Die Damen standen auf und gingen der Pforte zu, ohne mich zu bemerken; ich hätte wohl kaum gehört, wenn sie weiter gesprochen hätten; ich saß da wie zu Stein erstarrt. Ja, so war's! Friedrich war vernünftig und wählte das arme verkürzte Geschöpf, weil sie das Geld besaß, das er nöthig hatte. Es war ja so einfach, so natürlich. Ich konnte ihm darüber nicht böse sein; ich glaubte selbst, wie seine Tante, daß er

mich einmal gut behandeln würde, auch wenn er mich nicht lieb hatte, — aber doch war mir diese Werbung bitterer, als mir jedes Verschmähen gewesen wäre. Ich habe nicht mit dem Vater gesprochen, aber ich habe einen unendlich schweren Tag verlebt.

Am Abend war ich zu der Stunde, die ich Friedrich bestimmt hatte, im Gartensaal. Ich wußte, was ich wollte und glaubte sehr ruhig zu sein; aber mein Herz hat doch mächtig geschlagen, als er kam, als er zu mir trat und seine Bitte, seine Frage wiederholte; es schien mir durchzuklingen, daß er der Antwort sicher war.

„Lieber Fritz,“ sagte ich, „ich habe nicht mit dem Vater gesprochen; ich habe eingesehen, daß es ein Unrecht wäre, wenn ich in deine Bitte willigte. Du kannst mich nicht lieben, so wie man die Frau lieben muß, die man wählt zur Gefährtin für's Leben; du brauchst eine gesunde, frische, unverstümmelte Frau. Du hast einen Herzenswunsch aufgegeben, die liebliche, lebensvolle Kornelie, und hast mich gewählt, — wir wollen offen sein — weil du mit mir die Mittel findest, eine rechte Stellung im Leben einzunehmen. Ich nehme dir das nicht übel. Ein Mann braucht einen gesicherten Beruf, um auch für andere nützlich zu wirken; ich weiß, daß du gut gegen mich sein würdest, auch ohne Liebe, aber, — ich kann's nicht über's Herz bringen, dich um ein volleres Lebensglück zu betrügen. Wirb du um Kornelien, ich will meinen Vater bewegen, daß er dich zunächst als Genossen in sein Geschäft nimmt; ich will sorgen, daß dir ein Theil meines

künftigen Besitzes gesichert wird, — es bleibt mir immer noch mehr als ich nöthig habe, — ich will eure Freundin bleiben und mich freuen, wenn es euch gut geht."

Es hatte viel stillen, schweren Kampf gekostet, bis ich ihm das alles ruhig sagen konnte; es ging wohl anch nicht ohne Unterbrechung. Aber das muß ich gestehen, daß ich mir ungeheuer edelmüthig vorkam; daß ich erwartete, nun werde Friedrich zu meinen Füßen stürzen, meine Hand küssen, mir danken für das geschenkte Lebensglück und mich verehren sein Lebenlang. Ich sah erst auf zu ihm, als ich geendet, und ich erschrak, wie bleich und erregt er aussah. „Du bist ja sehr großmüthig," sagte er langsam mit so ganz anderem Ton, als ich erwartet; „ich kann dir jetzt nicht gleich antworten, will es lieber schriftlich thun."

Und er ging und ließ mich zurück, verwirrt, betäubt; sollte das der Lohn sein für das unendlich schwere Opfer, das ich bringen wollte? Oder hatte er mich am Ende wirklich lieb? mich, mich selbst? Ich sprach mit niemand, ich dachte und träumte ohne Schlaf die ganze Nacht; ich wartete in innerer Unruhe, bis am nächsten Morgen der Vater kam; er war aufgeregt und ärgerlich, daß der undankbare Gesell, der Friedrich Stürmer, ihn verlassen ohne Grund; mir übergab das Zimmermädchen einen Brief von ihm.

Wenn ich nun enthülle und ausspreche, was ich bis jetzt niemand vertraut, so darf ich wohl auch den Brief ganz wörtlich hersetzen; ich könnte sonst nicht wohl den Inhalt wiedergeben.

„Meine liebe Juliane!

Seit ich an die Möglichkeit gedacht habe, mir einmal eine Frau zu wählen, bist Du mir als diese Frau erschienen. Ich habe mich nie besonnen, ob es Liebe und welche Art von Liebe es sei, was mich zu Dir zog; ich habe ohne stürmische Ungeduld und Sehnsucht an Dich gedacht als mein einstiges Eigenthum, und als ich hörte, daß Du viel gelitten hast, als ich wiederkam und sah, wie Du manches entbehren mußt von Jugendvergnügungen, da freute ich mich, daß wir miteinander ein recht friedliches und frohes Leben führen werden; — ich bildete mir ein, ich könne Dir alles ersetzen. Ich habe gewußt, daß Du reich bist, und es war mir nicht leid; zu meinem Entschluß hat das nicht beigetragen.

Du aber, statt, wie ich gemeint, in glaubensvoller Liebe Dich mir hinzugeben, Du hältst mich für niederträchtig genug, ohne Liebe um des Geldes willen zu wählen, mit der Neigung zu einer andern im Herzen. Ich glaube, Juliane, wir beide könnten das nie mehr ganz vergessen; Du nicht Dein Mißtrauen, ich nicht das Gefühl, daß meine Frau mich nicht achte und nicht an meine Liebe glaube. So ist's freilich besser, daß wir uns trennen im Frieden. Lebe wohl! ich wünsche Dir alles Glück."

Das ist nun sehr lange her und es thäte euch und mir nicht wohl, wenn ich weiter auseinandersetzen wollte, wie schwere und traurige Zeit ich durchgemacht, als es bald darauf zu jedermanns Erstaunen hieß, der Friedrich Stürmer gehe nach Amerika, wohin

er gute Empfehlungen habe. Mein Vater, die alte Tante, jedermann, glaube ich, sah mich drum an und ich konnte doch nichts sagen und den Friedrich nicht anflehen, daß er mich noch nehmen solle; ihm sagen, wie ich ihn lieb habe und daß ich aus lauter Liebe ihn habe aufgeben wollen, — das konnte ich als Mädchen nicht thun. Wäre er dageblieben, so hätte man sich ja vielleicht wieder verständigt; aber er reiste sogleich ab, ich habe ihn nicht mehr gesehen. Ich hatte bis dahin nicht gewußt, daß man so viel weinen könne.

Es war eine lange Zeit, wo ich glaubte, ich werde nie mehr wieder froh werden in meinem Leben; das ist aber auch vorüber gegangen. An's Heiraten konnte ich nicht mehr denken; wenn aber noch andere kamen, denen ich nicht Unrecht that mit der Annahme, daß sie mich um meines Geldes willen begehren, so hat es mein Herz warm gemacht und stolz, daß mich doch Einer einmal recht und wahrhaftig lieb gehabt hat. Und weil ich sah, daß ich für mich selbst nicht mehr glücklich werden könne auf der Welt, so dachte ich, ich wolle versuchen, andern Freude zu machen; dazu war denn doch mein Geld gut, obgleich es so vielfach geschmäht wird auf der Welt, obgleich mich's vielleicht um mein Lebensglück betrogen hat.

Ich mußte zunächst anfangen, meinem Vater alles zulieb zu thun, was ich nur konnte, und nicht mehr mich besinnen, was ich mir selbst zugute thun könne zum Ersatz für das, was mir fehlte. Ich habe das Talent nicht, großartige wohlthätige Unternehmungen und Vereine zu gründen; aber ich beschloß, es solle

jedem wohl werden, der in unser Haus kommt. Ich fing bei Kindern und Dienstboten und armen Leuten an; gute Freunde sind auch gern gekommen und als ich noch glaubte, ich lebe für mich im Leid und wolle nur andere erfreuen, da bin ich unversehens selber mit froh geworden und habe mir's auch gefallen lassen.

Vergessen habe ich den Friedrich nicht und so lang seine Tante lebte, hat sie mir manchmal einen Gruß von ihm gebracht und gerühmt, daß er sie immer wieder mit einer Gabe erfreue, obgleich er sich's noch sauer werden lassen müsse, was sie stets mit einem Tone des Vorwurfs gegen mich sagte.

Nach meines lieben Vaters Tod habe ich das ganze Geschäft verpachtet und bin mit meiner Christine, die mich schon als Kind verpflegt hat, in mein Stübchen hieher gezogen, und Gott sei Dank, ich habe gute Zeit darin gehabt." —

„Ja, und viele andre Leute auch," bezeugte Fräulein Lotte, als Juliane ihre Geschichte gelesen; „aber so hätt' ich's drum doch nicht gehen lassen mit dem Friedrich; 's gibt ja auch Mittelspersonen . . ." Darüber aber mochte Juliane nicht gern mehr viel reden.

Es war stille geworden in dem kleinen, blumendurchdufteten Zimmer, nachdem Juliane ihre Lebensgeschichte vorgelesen hatte; sie endete eben doch in einem leisen Mißton und jede der Freundinnen dachte, sie

hätte es anders gemacht, und nicht auf ein bloßes Altweibergeschwätz hin einem geliebten Manne einen Korb gegeben. Nur Mathilde, die gar hoch von der weiblichen Würde dachte und alle männliche Wesen, falls sie keine Dichter oder Kämpfer für's Vaterland waren, schlechtweg als die natürlichen Feinde edler Frauen ansah, fühlte kein Mitleid mit dem armen Friedrich, sondern reichte Juliane mit einem warmen Blick der Billigung die Hand.

„Ich meine," unterbrach diese zuletzt die ihr selbst am meisten peinliche Pause, „eine kurze Geschichte könnten wir wohl noch anhören; es ist noch nicht halb zehn; ich werde doch nicht die einzige sein, die ihrem Versprechen treu geblieben ist?"

„Ich hatte eine andre schriftliche Arbeit zu vollenden," entschuldigte sich Mathilde.

„Bei mir war auf heut Morgen ein Dutzend Jacken bestellt worden; da konnt' ich keine Zeit zum Schreiben finden" — sagte Lotte.

„Ich auch nicht," fuhr Karoline fort, „bei uns ist meine Schwester Marie mit sechs Kindern zu Besuch" — die andern konnten keinen besondern Entschuldigungsgrund angeben, aber geschrieben hatten sie nichts; nur Nanette, die das vorigemal Mathildens Vorschlag so gar energisch zurückgewiesen hatte, legte jetzt ein paar Blätter beschriebenes Papier vor sich hin und fragte, ohne daß sie die allgemeine Verwunderung um sich herum zu beachten schien, kurz und bündig: „Wollt Ihr's hören?"

Auf die zustimmende Antwort der andern fing sie dann an:

Nanette.

„Ich bin eine alte Jungfer und freue mich, daß der liebe Gott mich wohlbehalten auf die Mitte des menschlichen Lebens gebracht hat, mit einem zufriedenen Gemüth und einem Stück Brod in der Hand. Daß ich einmal jung und schön gewesen bin, sieht man mir nicht mehr an, —"

„O ja wohl!" riefen die andern, „du hast dich so gut conserviert!" —

Nanette strich mechanisch über ihren noch glänzend schwarzen, leicht gewellten Scheitel und fuhr dann, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort:

„Aber dafür kann ich auch zu jeder Stunde ungefährdet über die Straße gehen und werde nicht von Gedichten unvergohrener Jünglinge belästigt, wie vor achtzehn Jahren, wo mir einer zu meinem zwanzigsten Geburtstag folgendes Festcarmen dedicierte:

„Theure Nane, zwanzig Jahre
Wob der Parzen Hand dir zu;
Zwanzig Jahre bist der Bahre
Näher als der Wiege du."

Ich habe eine vergnügte, aber keine besonders leichte Jugend gehabt. Meine Eltern hatten ohne Vermögen angefangen und strebten nun nach Kräften darnach, sich ein kleines Kapital zu erwerben, um dadurch die Zukunft ihrer Kinder sicher stellen zu können. Aber durch dies ewige Sorgen und Sparen wurde man der Gegenwart nie recht froh. Obwohl mein Vater

als vielbeschäftigter Arzt ein schönes Einkommen hatte, erlaubte er weder sich noch uns das kleinste Vergnügen. Ausflüge auf's Land, fröhliche Geburtstagsfeiern, Kinderfestlichkeiten, — kamen bei uns nie vor; sobald wir die Glieder rühren konnten, mußten wir arbeiten und den Eltern helfen.

Besonders mir, der Aeltesten von sechs Geschwistern, lag schon früh die Aufgabe ob, für die andern zu sorgen. Ich hab' es aber gern gethan und es hat mir gar bald ein angenehmes Gefühl von Wichtigkeit gegeben, daß die Kleinen mit unbegrenzter Liebe zu mir aufsahen, und meine Vorliebe zum Krankenpflegen kommt heute wohl noch davon her, daß mein kleiner Philipp, der viel an Scropheln litt, ausschließlich meiner Fürsorge anvertraut war.

Als meine kleinen Geschwister, wie man sagt, „aus dem Gröbsten heraus waren," und ich ein großes, konfirmiertes Mädchen, nahm mein Vater, um seine Einnahme zu vergrößern, einige harmlose Narren bei sich auf, denen er in einem kleinen Häuschen, das in unserm Garten stand, ein paar nette Zimmer einrichten ließ. Wenn er fort war, mußte ich sie beaufsichtigen, auch des Nachts im Gartenhäuschen schlafen und sonst manche Dienste für sie verrichten; denn meine Mutter hatte bloß ein Dienstmädchen, das drüben im Hause genug zu thun hatte.

Es waren anfangs nur zwei Frauenzimmer, Fräulein Adele, die sich einbildete, eine verbannte Fürstin zu sein und Jungfer Bertha, die jeden Tag ihren nie dagewesenen Bräutigam erwartete, und ein Herr von

Lersen, ein sehr gebildeter und verständiger Mann, der nichts absonderliches an sich hatte, als daß er hie und da mit dem linken Fuß nach hinten ausschlug und „Schweinehund! Schweinehund!“ sagte. Ich konnte gut mit ihnen fertig werden, sie hatten mich gern; Adele versprach mir sogar, mich zu ihrer ersten Hofdame zu machen, wenn sie einmal ihren Fürstenthron bestiegen habe, und Bertha vertraute mir jeden Tag auf's neue ihre Liebesgeschichte an. Als der Vater sah, daß es so gut ging, that er noch ein hysterisches Fräulein, einen kindischen alten Herrn und eine stumpfsinnige Gräfin ein, denen zuliebe er ein Stockwerk auf das Gartenhäuslein bauen ließ. Ich, als einzige Vernünftige, wohnte in dieser Privatirrenanstalt, die bald in ein Spital ausartete; denn Fräulein Adele bekam die Gicht und mußte viel liegen, und an Bertha's Fuß brachen offene Wunden aus. Ich pflegte sie gerne und es machte mir Vergnügen, wenn der Vater mich scherzend seinen Assistenzarzt nannte.

Als ich das gesellschaftssüchtige Alter erreicht hatte, hielt mein Vater es für seine Pflicht, mich in die Welt einzuführen, d. h. in die Stammheimer Welt, die in zwei Casinobällen und zwei Konzerten mit Tanzunterhaltung im Winter bestand. Mir lag nicht viel am Tanzen, denn ich hatte den Tag über so viel hin und her zu laufen, daß ich des Nachts lieber schlief anstatt herumzuwalzen. Aber ich war doch allemal recht vergnügt, wenn ich auf dem Balle war, und es machte mir auch Spaß, daß ich trotz des Ueberschusses an Frauenzimmern auf unsern Bällen niemals sitzen blieb

und mit Sträußchen, Bändern und andern Siegestrophäen vom Cotillon reich beladen nach Haus zurückkehrte. Nach jedem Balle wurde mir dann allemal ein Ständchen gebracht, und Gedichte wie das, von dem ich euch eben eine Probe gab, erhielt ich mehrere. Ein Gerichtsaktuar hat auch in aller Form um meine Hand angehalten. Ich aber dachte an nichts weniger als an's Heiraten; auch wäre es dem Vater, der sich mit Plänen zu einer Vergrößerung seiner Irrenanstalt trug, schwer geworden mich zu entbehren.

Besser als all meine Verehrer vom Ball her gefiel mir einer, den ich am Bette meiner Kranken kennen lernte. Das war der junge Stadtvikar, der jede Woche einmal unsre Irren besuchte und der sich dabei stets eifrig mit mir unterhielt. Er erzählte mir viel von seinem Aufenthalt in Paris, wo er Hauslehrer bei einer polnischen Familie gewesen war, und wußte nach und nach meine Sympathien für ein unterdrücktes Volk, das dazumal gerade wieder um seine Freiheit kämpfte, rege zu machen. Ich habe für Polen geschwärmt so gut als unsere Mathilde für die Holsteiner und habe sogar ein Sophakissen mit der Umschrift: „Noch ist Polen nicht verloren" für eine Lotterie zu Gunsten dieses Landes gestickt. Daß selbiges Kissen nicht gerade schön ausgefallen ist, war nur Schuld der schlechten Zeichnung. Es hat's eine Frau vom Lande gewonnen, die, da sie die Inschrift für einen Spruch aus der Bibel hielt, das Kissen an der Wand ihrer Staatsstube aufgehängt hat.

Eines schönen Abends brachte unser Vater gar

einen leibhaftigen Polen mit nach Haus; er hatte ihn im Wirthshaus getroffen, und der junge Mann, der sich im Kreis der Stammgäste unbehaglich zu fühlen schien, da er nicht recht deutsch konnte, hatte ihn gedauert. „Ihr könnt ja französisch mit ihm parlieren,“ sagte er zur Mutter und uns Schwestern, die wir gerade das Abendbrot auf den Tisch gesetzt hatten. Meine Mutter war Erzieherin gewesen und konnte gut französisch und meine und meiner Schwestern Sprachkenntnisse waren durch den Vikar neuerdings aufgefrischt worden.

So kam die Unterhaltung denn bald in Fluß und der junge Pole theilte uns höchst offenherzig seine ganze Geschichte mit. Er war kein „Edelmann aus alter Familie“, was ein ordentlicher Emigrant eigentlich von Rechtswegen sein muß, sondern stammte aus einem gut bürgerlichen Hause Warschau's, hatte Medicin studiert und sich, sehr gegen seiner Eltern Willen, am letzten Aufstand betheiligt. Er befand sich jetzt auf der Flucht und wollte, da ihm für's erste die Rückkehr zur Heimat versagt war, suchen, sich im Ausland eine Existenz zu gründen.

Der junge Mann, welcher meinen Vater, der Fremden gegenüber stets etwas zurückhaltend zu sein pflegte, so sehr für sich eingenommen hatte, daß dieser ihn ohne weitere Nachfrage in unser Haus brachte, gewann auch unsere Herzen im Sturm. Selbst die Irren, die, wenn sie sich gut aufführten, die Abende im Familienkreis zubringen durften, wandten die Blicke nicht von ihm ab und benahmen sich ganz besonders ruhig und vernünftig.

Ein schöner Mann im eigentlichen Sinn des Worts war Karl Tosky, wie der junge Fremdling hieß, gerade nicht; er war eher klein als groß und schmächtig gebaut. Aber ein paar Prachtsaugen hatte er im Kopf, mit denen er einen durch und durch sehen konnte, und niemals wieder ist mir bei einem Menschen ein so einnehmendes Wesen und eine so weiche, einschmeichelnde Stimme vorgekommen.

Meine Mutter war zwar erst etwas mißtrauisch und fürchtete, der interessante Fremdling sei am Ende nichts als ein ordinärer deutscher Taugenichts, der sich, um Geld zu erpressen, in einen Polen verkleidet habe; es kamen nemlich in damaliger Zeit recht viel solche Fälle vor. Als aber selbst die städtischen Behörden an seinen vorgezeigten Papieren keinen Haken entdecken konnten und der Vater, nach längerem Gespräch mit ihm, die höchste Achtung vor seinen medicinischen Kenntnissen bekam, zweifelte niemand mehr an der Wahrheit seiner Aussagen, und mehr und mehr bürgerte der junge Pole, der, um gründlich deutsch zu lernen, sich für's erste in Stammheim niedergelassen hatte, sich in unsrer Familie und in unser aller Herzen ein.

„Was meinst du, Nanette," sagte der Vater eines Abends, nachdem Tosky bei uns gewesen war, um uns zu sagen, daß er, nun er der deutschen Sprache vollkommen mächtig sei, sich ernstlich nach einer bleibenden Beschäftigung umsehen müsse, — „wenn wir ihn ganz bei uns behielten? Es sind mir drei neue Kranke angeboten worden und wenn ich erst Platz genug habe, kann ich leicht noch mehr kriegen. Des Zimmermann

Spät's Haus, das dicht an unseres stößt, kann ich gerade jetzt zu ungewöhnlich billigem Preise kaufen, so daß ich eine wirkliche Irrenanstalt gründen könnte, wenn mir eine tüchtige Kraft zur Seite stünde, um mich, der ich meine Praxis hier am Orte nicht gern aufgeben möchte, in meiner Arbeit zu unterstützen. Dazu wäre Tosky ganz der Mann und in seiner jetzigen Lage bliebe er gewiß um ein billiges Honorar. Da deine beiden Schwestern jetzt konfirmiert sind, können sie deiner Mutter im Hausstand zur Seite stehen, so daß auch du deine ganze Zeit den Kranken widmen kannst. Mit zwei Assistenzärzten wie Doktor Tosky und du muß man Wunderdinge wirken können."

Ich war natürlich mit diesem Vorschlag einverstanden, Doktor Tosky auch; die Kranken begrüßten den jungen Arzt mit Freuden; Mutter und Geschwister nahmen den liebenswürdigen Hausgenossen gerne auf. Nur der Vikar schien mit dieser neuen Wendung der Dinge nicht einverstanden und es war vielleicht nicht ohne Absicht, daß er am Tage, wo des Polen Einzug in unser Haus stattfand, der kranken Bertha in meiner Gegenwart das Evangelium vom „Wolf im Schafskleide" vorlas.

Des Zimmermanns Haus wurde sofort gekauft und eingerichtet und füllte sich in unglaublich kurzer Zeit. Nicht nur drei, sondern sieben neue Kranke wurden im Laufe des Sommers darin untergebracht. Unter ihnen war ein junges Mädchen Namens Emilie Heß, das letzte Glied einer reichen Familie, in der seit Jahren schon der Wahnsinn erblich war. Sie mußte

ein gepolstertes Zimmer haben und bezahlte so gut, daß der Vater sagte, ihr Kostgeld vom ersten Vierteljahr decke allein die Kosten des Neubaus. —

Ich hatte mehr zu thun als je, aber unter der Leitung des jungen Doktors ging mir die Arbeit noch einmal so leicht von der Hand als sonst. Die Kranken waren mit wenig Ausnahmen gefügig und leicht zu behandeln; ein entschiedenes Wort aus dem Munde des Polen beruhigte auch die aufgeregtesten. Bei der tobsüchtigen Emilie Heß that er wahre Wunder durch die Macht seiner Persönlichkeit. Nach und nach überließ der Vater ihm die Leitung der Anstalt fast allein und ich stand ihm dabei zur Seite. Wir saßen beisammen am Bette der Kranken; bald bedurfte er meines Beistands, bald rief ich seine Autorität an. In der Dämmerung suchten wir beide dann unsere Erholung im Garten. Ein dichtbewachsener Gang von Haselnußsträuchern zog sich rund umher, darinnen wanderten wir in lebhafter Unterhaltung auf und nieder. Gar viel erzählte er mir von seiner Kindheit und frühen Jugend und wie er als kleiner Knabe schon für sein unterdrücktes Volk gelitten und für seine Freiheit gestrebt habe, und wie es jetzt sein einzig Sehnen sei, reich und mächtig zu werden, damit er das Seine beitragen könne zur Wiederherstellung seines Vaterlands. Seine Pläne waren sämtlich etwas phantastischer Natur; ich aber, so nüchtern und prosaisch ich sonst auch bin, war mit allem, was er sagte, einverstanden und fand es gut und schön. Wenn er dann des Abends bei uns im Familienzimmer saß und die Guitarre, die

an blauem Bande an seinem Halse hing, spielte, mit seiner weichen Tenorstimme dazu singend: ‚Noch ist Polen nicht verloren‘ — so war mir's, als sei ich in eine andre Welt versetzt; ich konnte die Blicke nicht von dem schönen, bleichen Antlitz wenden, die schwarzen Augen hielten mich gebannt.

Eines Abends, es war Ende Novembers, gingen wir wieder zusammen in dem kahlen Haselnußgang auf und nieder; unsere Füße sanken tief ein in das abgefallene Laub, das den Boden bedeckte und unter unsern Tritten rauschte. Da sprach er davon, wie er den Winter über noch hier bleiben wolle, um seine praktischen Kenntnisse zu erweitern und sich von meinem Vater ein gutes Zeugniß zu verdienen. „Wenn aber der Frühling kommt,“ fuhr er fort, den Blick nach den Wolken gerichtet, „dann muß ich ein selbständiges Wirken beginnen, dann heißt's: schaffen und streben für's Vaterland! — Und du,“ — wandte er sich plötzlich an mich, — ich erschrak, denn er hatte mich sonst nur mit ‚Sie‘ angeredet, — „willst du dann meine Gefährtin sein, die du schon jetzt die Königin meines Herzens bist? Wo finde ich sonst ein Weib, das dir gleicht, das wie du würdig wäre, für Polens Freiheit zu wirken und dereinst in dem freigekämpften Vaterland eines Volkes grenzenlose Liebe und Verehrung zu empfangen?“

Er hätte nicht nöthig gehabt, bei der kalten Abendluft mir zu Füßen zu fallen in das feuchte Laub, — ich hätte ihm auch so geglaubt. Ich hatte kühlen Herzens schon manche Huldigung braver Männer ent-

gegengenommen, dem jungen Polen gegenüber war ich fassungslos. Ich duldete es, daß er aufsprang und mich in die Arme schloß; erst als ich seinen Kuß auf meinen Lippen fühlte, riß ich mich los. Er hielt mich noch zurück, um mir zuzuflüstern, doch ja meinem Vater noch nichts zu sagen; er würde ihn sonst nicht mehr im Hause dulden. Ich sah ein, daß dem so sein würde, und war leichtsinnig genug, eine Geheimhaltung unseres Verhältnisses mit Karl Tosky zu verabreden.

Drinnen im Hause kam der Vater mir entgegen; mit feierlicher Miene führte er mich in sein Studierzimmer. Dort stand im schwarzen Frack und steifer, weißer Halsbinde der Vikar.

„Gratuliere dem Herrn Pfarrer, er hat eine Patronatsstelle erhalten," sagte der Vater, „und — dich möcht' er gern zur Frau Pfarrerin machen."

In tiefer Bewegung stand der junge Geistliche vor mir, ich aber wagte nicht ihn anzusehen; mir war's, als könne ich den Blick seiner guten, treuen Augen nicht ertragen. Ein Vierteljahr früher hätte ich mit Freuden „Ja" gesagt, jetzt war's zu spät.

„Nanette," sagte er mit weicher Stimme zu mir, „Sie haben gewiß schon lange gemerkt, wie lieb Sie mir sind. Darf ich hoffen, daß auch ich Ihnen nicht ganz gleichgiltig bin? Können Sie Ihre Hand in die meine legen für's Leben?"

Ich fühlte, daß ich über und über roth wurde und stotterte etwas von aufrichtiger Freundschaft, schwesterlicher Zuneigung u. dgl. Es war verworrenes Zeug; er hat aber doch verstanden, was ich meinte;

denn er sah mich so betrübt an, wie noch kein Mensch mich angesehen hat.

Der Vater dagegen gab mir einen derben Schlag auf die Schulter, was immer seine zärtlichste Liebkosung war und sagte mit augenscheinlicher Befriedigung: „Thut mir leid um Sie, Herr Pfarrer! Hätte das Kind Sie gewollt, so hätt' ich sie Ihnen lieber gegeben, als jedem andern; nun sie aber keine Lust dazu hat, so können Sie mir nicht verdenken, daß ich mich freue, sie noch länger behalten zu dürfen; meine ganze Anstalt müßt' ja auffliegen, wenn sie nicht da wäre."

Der junge Pfarrer aber sagte mit bebender Stimme: „Es war wohl anmaßend von mir, zu glauben, daß gerade für mich die schönste Blume blühen würde. Verzeihen Sie, Nanette und — schenken Sie dies edle Herz keinem Unwürdigen," fügte er leise hinzu.

Als er weg war, hab' ich lange still geweint. Eine Stunde später aber, als wir drüben im Wohnzimmer beisammen saßen und Karl Tosky zur Guitarre sang: „Ich wollt', meine Lieb' ergösse sich all' in ein einziges Wort," — und mich dabei mit seinen feurigen Augen bedeutungsvoll ansah, — da hatte ich den Pfarrer total vergessen und dachte nur noch an den Polen. In seiner Liebe bin ich mir als das glücklichste Mädchen der Erde vorgekommen.

Der Winter verging, unsere Anstalt gedieh und der Vater war mit seinen zwei Assistenten wohl zufrieden. Ich war Karl Tosky's Braut, aber immer noch im geheimen. Das war mir auf die Länge doch fatal. So sehr Karls Liebe mich beglückte, so sehr drückte

mich's, vor meinen Eltern, die mir so viel Vertrauen schenkten, ein wichtiges Geheimniß zu haben und dann — an irgend ein Ziel mußte unsere Liebe doch führen. Karl war immer voll hochstrebender Pläne. Er war genial und tüchtig in seinem Beruf, aber ihm fehlte der ruhige, stille Fleiß und die Geduld, aus kleinem Anfang sich empor zu arbeiten. Wenn ich ihm vorschlug, wie meine Eltern bescheiden anzufangen und sich nach und nach einen größern Wirkungskreis zu schaffen, so warf er dies weit von sich. Er wollte gleich eine großartige Irrenanstalt in irgend einer Hauptstadt Europas gründen.

„Ich bin nicht zur Schnecke geboren!“ rief er, stolz den Kopf zurückwerfend; „der Adler schwingt sich in die Luft mit einem kühnen Flug.“

Ja, aber mit geliehenen Federn geht das Fliegen nicht so leicht. Auch zeigte sich just niemand bereit, meinem Adler zu seinen Schwingen zu verhelfen. Er schrieb an alle möglichen reichen Leute, besonders an solche, die sich für die Polen interessierten. Aber wo keine genügende Sicherheit geboten werden kann, zieht niemand gern den Beutel.

„Ich werde wohl nach Brasilien müssen!“ sagte seufzend mein Geliebter, als wir an einem schönen Frühlingsmorgen mit einander durch den Garten gingen. Es war eine milde Luft, wie sie um diese Jahreszeit weht und uns so recht hoffnungsfreudig zu stimmen vermag. Ich pflückte die ersten Veilchen, die da und dort unter dem dürren Laub versteckt waren und fühlte mich dabei so leicht und froh wie nie.

„Ich gehe überall hin mit dir, auch nach Brasilien, auch in den Urwald und helfe dir dort ein Asyl für geisteskranke Rothhäute gründen," sagte ich und steckte ihm ein Veilchensträußlein in's Knopfloch. „Sonst hab' ich nie für's Auswandern geschwärmt und es immer mit dem Spruch gehalten: Bleibe im Lande und nähre dich redlich."

„Ich fürchte, diese naturwüchsigen Völker sind nicht von Geistesstörungen heimgesucht," seufzte Karl und fügte dann, meine Hand festhaltend, hinzu: „Um dich zu besitzen, Geliebte, will ich auf meine hochstrebenden Pläne verzichten; ich denke, an deiner Seite kann ich's auch unter bescheidenen Verhältnissen hier zu Lande aushalten. Ich will nicht länger warten, Nanette, heute noch red' ich mit deinem Vater."

„Endlich!" rief ich entzückt, doch eh' ich weiter sprechen konnte, wurden wir gestört. Emilie Heß, die, trotzdem sie von ihrer Krankheit vorläufig geheilt war, noch aus lauter Anhänglichkeit bei uns weilte, kam soeben um die Ecke des Laubgangs.

„Dumme Gans!" flüsterte Karl ärgerlich, als er das Mädchen erblickte, drückte noch einmal innig meine Hand, sah mich zärtlich an und eilte in's Haus.

Allzuviel Verstand besaß unsere reiche Erbin auch in gesunden Tagen nicht. Sie hatte keine Ahnung davon, daß sie uns gestört haben könne; hing sich an meinen Arm und plauderte in ihrer harmlosen Weise allerlei, ohne zu merken, daß ich nicht darauf hörte. Meine Seele war voll von dem Glücke, das mir bevorstand. Dann erst war Karl Tosky so ganz der

meine, wenn ich seine Liebe auch vor der Welt und vor den Eltern zeigen durfte! Ach wie wollte ich arbeiten für ihn und mit ihm! Nicht durch Geld und Gut, nicht durch die Gunst hoher Gönner, durch mich und meine Anstrengungen allein sollte er das Ziel erreichen, das er sich gesteckt hatte. Kein Opfer schien mir zu schwer für ihn, so lieb war er mir.

Ich sah Karl Tosky nicht wieder bis zum Mittagessen, das die ganze Familie gemeinschaftlich mit den ungefährlichen Kranken in einem großen Saale einnahm. Da war er sehr still und aß wenig. Nach Tisch winkte er mir heimlich, ihm in ein leerstehendes Nebenzimmer zu folgen. Dort zog er mich heftig an sich und küßte mich. „Es ist alles aus," sprach er mit heiserer Stimme, „leb' wohl!" Eh' ich mich's recht versah, war er fort und mein Vater trat zu mir:

„Ich hoffe, daß du dich nicht weiter mit diesem Menschen eingelassen hast!" sprach er in strengem Ton, „und wenn du's thatest, so muß von Stund' an jede Verbindung zwischen euch abgebrochen werden!"

„Warum denn?" wagte ich schüchtern zu fragen.

„Weil dieser Pole, dies windige Bürschlein, das ich vom Hungertod errettet habe, ein undankbarer, frecher Patron ist, der nicht nur, wie er selbst gesteht, hinterrücks meiner Tochter Herz gestohlen hat, sondern nun auch noch, mir nichts dir nichts, um ihre Hand anhält und dabei so bescheiden ist, diese ganze Anstalt als Mitgift zu fordern. Als ich ihm sagte, das gehe nicht an, in diesem Anwesen stecke mein Vermögen, das ich mit viel saurer Arbeit erworben, ich woll's ihm aber,

wenn's wirklich wahr sei, daß du ihn liebest, um einen billigen Pachtschilling überlassen, so daß er dich drauf heiraten könne, — wies der Bursche diesen Vorschlag höhnisch zurück.

‚Es wäre dies vielleicht eine gute Spekulation für Sie!' rief er mir zu, ‚für mich aber nicht. Wie ein Bleigewicht würde die Last der zu tilgenden Summe an meine Ferse sich heften und auf jede größere Unternehmung hemmend einwirken. Ihre Tochter soll nicht unter den drückenden Sorgen um's tägliche Brot zu leiden haben. Soll ich sie glücklich machen, so muß auch ich frei davon sein, ganz frei. Wenn Sie nicht großmüthig genug sind, Ihrem Kinde und mir diese Anstalt, die wir doch allein besorgen, selbständig und unentgeldlich zu überlassen, so muß ich auf das Glück ihres Besitzes verzichten, wenn auch unser beider Herz dabei bräche.' — Nach diesen Worten stürmte der Phantast davon. Er ist nicht dumm, auf solche Weise möchte sich wohl noch mancher andere gern in Amt und Brot hineinheiraten! Glaubt er denn, ihm zu Gefallen könne ich meine andern Kinder ungerechter Weise zurücksetzen? Das will und kann ich nicht. Also nochmals, Nanette, schlag' dir den Polen aus dem Sinn!"

Ja, wenn so etwas nur auf Commando ginge! Vor dem Vater ließ ich freilich keinen Laut der Klage entschlüpfen; es war aber gut, daß er mich bald allein ließ, denn lang hätt' ich mich nicht halten können. So war denn alles, alles aus! — — — —

Zum Glück sah ich Karl Tosky nicht so bald wieder; er hatte Urlaub genommen und war in die

Residenz gereist. Acht Tage später kam er zurück und brachte meinem Vater einen Brief von Bankier Veit, dem Vormund unsrer Emilie, worin dieser mittheilte, daß Doktor Tosky bei ihm um sein Mündel angehalten habe. Wenn Emilie einwillige und völlig hergestellt sei, so wolle er seine Zustimmung zu der Verbindung geben und nichts dagegen einwenden, wenn sie die Anstalt sofort verlassen wolle.

Mein Vater hatte nur eine kurze Unterredung mit Karl Tosky; als Arzt hielt er's für seine Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß erblicher Wahnsinn sich sehr schwer ganz vertilgen lasse und daß Emiliens Geistesstörung höchst wahrscheinlich in Bälde wieder eintreten werde.

„Glauben Sie, ich wisse das nicht?“ war die kurze Antwort. „Dann, Herr Tosky, benützen Sie die Zeit, in der Ihre Braut sich völliger Gesundheit erfreuen darf, reisen Sie baldmöglichst ab mit ihr und heiraten Sie sie!“ sprach mein Vater. Tosky erwiderte, das sei von Anfang an seine Absicht gewesen, und brach damit das Gespräch ab.

Am Abend dieses Tages empfing Emilie, die mit Freuden Ja gesagt hatte, die Glückwünsche des gesamten Hauspersonals. Die meinen bracht' ich ihr aufrichtigen Herzens dar. Ich hegte nicht den geringsten Groll gegen das arme Geschöpf, sie that mir nur in tiefster Seele leid.

Den Tosky hab' ich am Tage seiner Ankunft nicht gesehen, er schien mich geflissentlich zu meiden.

Spät in der Nacht kehrte ich von unserm Wohn-

haus, wo ich der Mutter beim Nähen hatte helfen müssen, zur Anstalt zurück, durch denselben Haselnußgang, in dem Karl mir seine Liebe gestanden, in dem wir als Braut und Bräutigam seitdem jeden Abend zusammengekommen waren.

Wie ich so im Dunkeln meines Weges ging, stieß ich mit einemmale auf einen festen Gegenstand. Es war Karl Tosky, der auf dem Boden lag, das Gesicht, über das seine wirren, schwarzen Locken hingen, in den Händen vergraben.

„Stehen Sie doch auf, Herr Doktor!“ sagte ich, „Sie erkälten sich sonst und können morgen Ihre Brautreise nicht antreten.“

Er sprang auf, schüttelte sich das Haar aus dem Gesicht und sah mich verstört an.

„Nanette!“ rief er, „du hast mich nie geliebt; wie könntest du sonst meiner spotten in meinem Elend! Du weißt, daß ich nur aus Pflichtgefühl meinem Glück entsagt habe, das einzig an deinen Besitz geknüpft ist! Hätte dein Vater uns die Mittel gewährt, frei und sorgenlos leben und für's Vaterland wirken zu können, so hätt' ich wahrlich nicht diesen letzten, verzweifelten Schritt gethan.“

„Still!“ unterbrach ich ihn streng, „versündigen Sie sich nicht an der, die vertrauensvoll ihre Hand in die Ihrige gelegt hat! Mir gegenüber werden Sie Ihre feige Handlungsweise niemals mit schönen Worten entschuldigen können. Mögen die Folgen derselben allein auf Ihr Haupt fallen, nicht auch auf das der armen Emilie!“

Er wollte mich festhalten mit Gewalt, ich aber schüttelte ihn ab wie ein schädlich Gewürm und eilte in's Haus.

Das also war der Mann, dem zuliebe ich ein treues Herz gekränkt und meine Eltern monatelang hintergangen hatte! Diesem Menschen hätt' ich jedes Opfer bringen, ihm sogar in die weiteste Ferne folgen können! Ich bin hart gestraft worden für mein leichtsinniges Vertrauen, und doch mußt' ich dem lieben Gott noch dankbar sein, daß er mir die Augen geöffnet hat, ehe ich mich für immer mit dem Unwürdigen verband. Mein Schmerz um ihn hat nicht lange gedauert; so sehr ich Tosky geliebt hatte, so sehr mußt' ich ihn jetzt verachten und konnte seine Untreue nicht allzutief beklagen. Angesichts der vielen Leidenden, die meiner Pflege anvertraut waren, hatte ich auch keine Zeit, meinen eigenen Empfindungen nachzuhängen. Es ging das Arbeiten zwar im Anfang nicht so leicht wie sonst von statten, nun der feurige Blick der dunklen Augen mich nicht begleitete; wenn ich aber bedachte, wie falsch diese schwarzen Diamanten sich gezeigt hatten, so ward mir's nicht zu schwer, mich wieder zu energischer Thätigkeit aufzuraffen, obgleich es nun ein einsam Schaffen war.

Von den Mannsleuten aber hab' ich genug gehabt für meine ganze Lebenszeit. Ich konnte von nun an keinem mehr glauben, der zu mir von Liebe sprach, und habe zu meines Vaters Freude jeden ferneren Antrag zurückgewiesen. Meine zwei jüngeren Schwestern verheirateten sich, die eine an einen Kauf-

mann, die andere an einen Pfarrer. Von meinen drei Brüdern ist ein jeder seinen eignen Weg gegangen. Sie sind jetzt alle in Amt und Brot, kein einziger hatte Lust, in meines Vaters Fußstapfen zu treten. Ich allein bin bei ihm geblieben als sein Assistenzarzt und habe ihm zur Seite gestanden bis zu seinem Tod. Unsere Privatheilanstalt ist dann in fremde Hände übergegangen. Herr Spät, der neue Vorsteher, hat mir großartige Anerbietungen gemacht, wenn ich mich entschließen könnte, bei ihm zu bleiben; ich dankte aber, denn es wäre mir doch schwer gefallen, unter Fremden in abhängiger Stellung zu leben, da wo ich unter meines guten Vaters Leitung fast selbständig hatte wirken dürfen. Auch waren die alten Kranken, an die ich besonders anhänglich war, Bertha und Adele, todt, und Herr v. Lersen erklärte sich bereit, meine Mutter und mich hieher zu begleiten, wo wir nun seit drei Jahren wohnen. Dank der Sparsamkeit und dem Fleiß unserer Eltern, brauchen wir uns keineswegs einzuschränken, und ich habe vollkommen Zeit und Muße, meiner Liebhaberei, dem Krankenpflegen, nachzugehen, so viel ich will. Ich kann Spitäler und sieche Leute nach Herzenslust besuchen. Herr Pfarrer Stotsch, unser ehemaliger Vikar und mein Jugendfreund, nennt mich oftmals im Scherz seinen Untergehilfen. Er ist, wie ihr wißt, an der hiesigen Spitalkirche angestellt; in meiner Wirksamkeit hatte ich an ihm eine treffliche Stütze und bin in seinem glücklichen Familienkreis ein immer mit herzlicher Liebe aufgenommener Gast.

Von Doktor Tosky habe ich nicht viel mehr ge-

hört. Zwei Jahre nach seiner Verheiratung schon mußte er seine Frau in eine Anstalt für unheilbare Kranke bringen; aus seinen großartigen Plänen ist, scheint's, trotz ihrem Gelde nichts geworden. Beim letzten polnischen Aufstand ist er als Freiwilliger betheiligt gewesen und hat, so viel ich weiß, dabei den Tod gefunden."

Es war schon lange nach zehn, als Nanette ihre Vorlesung beendigt hatte. Doch meinte Minchen, es thue nichts, wenn sie heute spät nach Hause komme, da ihre Principale auf ein paar Tage verreist seien; Ernestinens Bruder war bei einem seiner Freunde zum Souper geladen und kehrte voraussichtlich nicht vor Mitternacht heim. So schadete es nichts, wenn man einmal später als sonst aufbrach.

Das Beispiel der Freundinnen hatte ermunternd gewirkt; am nächsten Kränzchensabend, in dem behaglichen Stübchen, das Karoline im Haus ihrer Schwester, der Frau Doktor Keßler, bewohnte, zeigte sich's, daß außer dem bescheidenen Minchen die andern alle ihren Lebenslauf aufgeschrieben hatten. Man mußte durch's Loos entscheiden, an wen zuerst die Reihe des Vorlesens kommen sollte; es traf

Karoline.

„Es ist eigentlich gar wenig, was ich von meinem Leben zu berichten habe; da aber jede dran muß, so will ich's auch versuchen," hub sie an. „Mein Vater

war Pfarrer in Hechtelfingen; von acht Kindern bin ich das jüngste.

Ich habe es gar gut als Nesthäckchen gehabt und wurde von meinen vier Schwestern und drei Brüdern um die Wette verzogen. Meine früheste Erinnerung von der Kindheit her ist, daß ich in einem blumengeschmückten Wägelein saß und von meinen sieben Geschwistern, deren ältestes damals zwölf Jahre alt sein mochte, mit lautem Halloh! durch's Dorf gefahren wurde; ich glaube, mir war zu Muth wie einer Königin, die im Triumph ihr Reich durchzieht. Treuere Vasallen als ich hat wohl auch nie eine Königin gehabt. Von allem, was in Feld und Garten wächst, erhielt ich treulich meinen Tribut: vom ersten Schneeglöckchen an, das aus der gefrorenen Erde hervorbrach, bis zu der letzten Wallnuß, die am obersten Ast des Baumes hängen geblieben war.

Meine Eltern waren arm; sie hatten nichts als ein sehr spärliches Einkommen, und vieles, was andere oft zur Nahrung und Nothdurft des Lebens mitrechnen, mußten wir uns versagen. Aber darum war unser Leben doch reich an Freuden und Vergnügungen aller Art und ich glaube, meine Eltern haben sich keinen Augenblick Sorge darüber gemacht, wie sie ihre acht Kinder durchbringen könnten in der Welt. „So viele Kinder, so viele Vaterunser,“ pflegte der Vater zu sagen, wenn er seine kleine Schar überschaute. „Wo Gott a Häsle hat, gibt er auch a Gräsle,“ setzte die Mutter hinzu. So haben auch wir die Armut im Elternhause nie drückend empfunden und kamen uns

als die glücklichsten Kinder von der Welt vor. Des Morgens kriegten wir ein tüchtiges Stück Schwarzbrot und Milch dazu, die stark mit Wasser verdünnt war. „Lautere Milch macht Ausschlag im Gesicht,“ meinte die Mutter, und wir glaubten es gerne, blühten wir doch alle wie die Rosen bei unsrer dünnen Milch, und des Sonntags, wo wir statt Wasser eine Art von Kaffee dazu erhielten, natürlich ohne Zucker, kamen wir uns ungemein üppig vor. Nach dem Frühstück ging die allgemeine Arbeit an; die Mutter hatte immer nur ein kleines Mägdlein, das ohne Lohn, um zugestutzt zu werden, bei ihr diente. So mußten alle mit angreifen: die Knaben Stiefel putzen, den Garten rein halten; die Mädchen Tassen waschen, Betten machen, Zimmer säubern. Dabei ging’s immer gar lustig und munter her; jedes wollte eher fertig sein als das andere, man lachte und neckte sich bei der Arbeit und sang dazu, wenn’s anging.

Wie stolz und glücklich war ich, als ich auch würdig erfunden wurde, etwas zu helfen und im Schweiße meines Angesichtes Tassen hinaustragen und Stühle abreiben durfte! — Wenn dann der letzte Rest vom Frühstückstisch weggepackt und gesäubert war, das Gemüse zum Mittagessen gereinigt und die Stuben alle in tadelloser Ordnung prangten, dann ging’s, es war gewöhnlich neun Uhr geworden, hinauf zum Vater „in die Schule“. Das war ein fröhliches Lernen! Lachen und sich necken galt da freilich nicht, man mußte ernst und still hinter seinem Buche sitzen; auch ich holte schon mit dem zweiten Jahr eine alte Fibel

herbei und stellte mich an, als läse ich darin. Aber unser Papa war so ein lieber Lehrmeister, er wußte alles so schön und anschaulich zu machen, daß die trockensten Gegenstände unterhaltend wurden. Wie herrlich wußte er uns in der Geographie die fremden Länder zu schildern: das Wunderland Egypten, das Märchenreich Indien, das seltsame Australien, das betriebsame Amerika! Wenn er uns Geschichte lehrte, so war das so interessant, als erzähle er uns bloß zu unsrer Unterhaltung die schönsten Begebenheiten; in die Geheimnisse der deutschen Sprache führte er uns meistens nur durch Beispiele unserer Dichter und Klassiker ein. Ob wir bei einer andern Unterrichtsmethode vielleicht mehr Zahlen, Daten und grammatikalische Regeln in den Kopf gekriegt hätten, will ich dahin gestellt sein lassen, weiß auch nicht, ob meines Vaters Art bei größeren Schulen zu empfehlen wäre; ich weiß aber, daß wohl niemals Schüler so mit Lust und Liebe gelernt haben wie wir und daß wir uns von fremden Ländern und Völkern bald ein deutliches Bild machen konnten und in den bessern Erzeugnissen der deutschen Literatur daheim waren wie im Blumengärtchen vor unsrem Hause."

„Das kann ich bezeugen," unterbrach Mathilde die Vorleserin; „ich kam jeden Morgen von der Oberförsterei herüber, um an den Unterrichtsstunden der Pfarrerskinder theilzunehmen, und ich verdanke dem seligen Herrn Pfarrer ganz unendlich viel."

„Nachmittags," fuhr Karoline fort, indem sie der Jugendfreundin freundlich zunickte, „hatten die Brüder

beim Vater Griechisch und Latein; dann wurden wir Mädchen von der Mutter in die Schule genommen und mußten Handarbeit machen, keine feinen Stickereien und Häkeleien, worin heut zu Tage die Kleinen, sobald sie die Fingerlein rühren können, ihre Kunstfertigkeit zeigen müssen. Wir mußten für Vater und Brüder Hemden nähen von dem Tuch, das die Mutter mit der Magd in den langen Winterabenden gesponnen hatte; meinen ersten Versuch in den weiblichen Arbeiten machte ich an einem alten Leintuch, dessen in der Mitte schadhaft gewordene Stellen die Mutter nach außen kehrte. Ein jedes von uns bekam so und so viel auf und eh' es fertig war, durfte keines weggehen. Dabei sangen wir mit der Mutter zusammen geistliche Lieder, oder sie erzählte uns allerlei schöne Geschichten aus dem Leben frommer Männer. Wenn ihr dann nichts mehr einfiel, so sagte sie: „Nun erzählt euch selbst etwas!“ und dann fing Eugenie, meine älteste Schwester, an und erzählte irgend etwas selbsterfundenes; die andern konnten's dann allemal kaum erwarten, bis sie fortmachen durften, jeder fiel immer etwas noch schöneres ein. An mir, dem Nesthäckchen, ging's dann aus; ich konnte gar nichts neues vorbringen und ließ, um mir meine Aufgabe zu erleichtern, allemal ein großes Sterben eintreten, das sämtliche Personen der Geschichte rasch vertilgte.

Kaffee des Nachmittags wäre in unserm Pfarrhaus ein unerhörter Luxus gewesen; das gab's nur einmal im Jahr an des Vaters Geburtstag. Zum Vesper bekamen wir ein Stück trocken Brot und so

gutes frisches Wasser! „Da wären sie in der Wüste froh dran," sagte die Mutter, wenn einmal eins von uns so üppig war, den Wunsch nach etwas anderem auszusprechen. Ueberhaupt wurden wir bei allem, was wir hatten und bekamen, immer auf solche hingewiesen, die noch weniger besaßen als wir. Fiel's uns einmal ein zu sagen, Oberförsters Mathilde habe doch schönere Kleider als wir, so erwiderte die Mutter vorwurfsvoll: „Und habt ihr nicht viel schönere Kleider als das Bärbele und der Hannes?" — das waren Kinder eines Tagelöhners, die stets in Lumpen gingen, — „und der kleine Abel und Seth in eurer Bilderbibel haben gar nichts an; die wären froh gewesen, wenn ihre Mutter ihnen so viel angezogen hätte, wie ich euch."

War die Suppe verbrannt, so schmeckte man das „nur beim ersten Löffel, — jedenfalls wäre man bei einer Hungersnoth froh an solchem Gericht", und fand sogar der Vater ein Stück Fleisch von zwei Pfund etwas klein für einen Tisch von eilf Personen, so behauptete die Mutter, in einer belagerten Stadt müßten sich an solchem Braten Hunderte sättigen. — Hungrig sind wir auch nie vom Tisch aufgestanden, wenn schon wir uns nicht an Fleisch und Pasteten satt essen durften, und frisch und gesund sind wir geblieben bei der schmalen Kost.

Unser Leben ist auch nicht lauter Arbeit und Mühe gewesen; wir hatten Vergnügen genug; in der Dämmerung durften wir uns nach Herzenslust in Hof und Garten herumtummeln und an schönen Sonntagen

machte der Vater weite Spaziergänge mit uns in den Wald, was immer ein großes Fest für uns gewesen ist. Wir durften uns dann auf irgend einer stillen, von grünen Bäumen umschlossenen Wiese lagern, um das Stück Brot und die Aepfel zu verzehren, die wir als Proviant mitgebracht hatten, und der Vater selbst spielte mit uns Blindekuh, Hasch, Hasch u. dgl.

Manchmal mag unsern guten Eltern wohl der Kopf heiß geworden sein beim Anblick ihrer wilden Schar, denn lauter Engel sind wir nicht gewesen; es gab mancherlei Fehler bei uns zu bekämpfen. Aber die Eltern hatten beide einen Talisman; der war in dem kleinen Buch enthalten, das auf der Mutter Nähtisch lag und in dem sie jeden Morgen eine halbe Stunde für sich las. Es war das Neue Testament, das Wort Gottes, aus dem auch der Vater heitern Sinn und frohe Zuversicht schöpfte. In diesem gemeinschaftlichen Glauben hat die Liebe, durch die der Bund meiner Eltern geschlossen worden ist, in Sorgen und Mühen des Alltagslebens ihre bräutliche Frische sich bewahrt und ist für die beiden eine nie zu erschöpfende Quelle des Glückes geblieben. Stets war der Mutter Stirne hell, ihr Auge klar, wenn sie unter uns trat, und rein und voll klang jedesmal des Vaters Stimme, wenn er, was an keinem Morgen versäumt wurde, nach dem gemeinschaftlichen Gebet einen Choral anstimmte.

Auch die Freude des Wohlthuns ist uns nicht versagt worden; so sorgsam jedes noch einigermaßen gute Stück Zeug von der Mutter gewendet, gefärbt und geflickt wurde, um in neuer Gestalt stets auf's neue

benützt zu werden: etwas für arme Leute hatten wir doch immer übrig, und um die Weihnachtszeit mußten wir aus unsern wenigen Spielsachen für Kinder, die noch weniger hatten, etwas zu einer Bescheerung zusammensuchen. Der Vater hatte der Mutter und uns allen streng befohlen, jedem Bettler, der vor die Thür kam, eine Kleinigkeit zu verabreichen. Er ging freilich in seiner Großmuth manchmal zu weit. Eines besonderen Falles erinnere ich mich noch, der seiner Folgen wegen wichtig für die Geschichte unserer Familie ist.

Ich war ungefähr zehn Jahre alt, als mein Vater eines Abends mit besonders freudiger Miene von einem Gang in die Stadt nach Hause kam.

„Ich habe mich in der angenehmen Lage gesehen, jemanden einen Dienst erweisen zu können,“ sagte er zur Mutter; „mein alter Freund, der Otto vom Marienhof, ist mir nämlich in den Weg gelaufen. Der arme Junge hat Unglück gehabt, mußte das Erbe seiner Väter verkaufen und treibt sich nun als Inspektor auf fremden Gütern herum. Augenblicklich hat er Aussicht, in Rußland angestellt zu werden; ihm fehlt aber das Reisegeld. Er stand gerade im Begriff bei ‚Ernst und Vogler‘ etwas Geld zu entlehnen; ohne Bürgschaft wollten die ihm aber nichts verabreichen. Da ging ich mit ihm hin und zu meiner großen Ueberraschung nahm der Bankier mich als Bürgen für eine Summe von vierhundert Gulden an.“

„Aber Schatz, was fällt dir ein? wir haben ja keine vierhundert Gulden Kapital!“ rief erschrocken die Mutter aus.

„Ach, Kind, die müssen wir ja auch nicht bezahlen; Otto versicherte mir, in einem Vierteljahr hoffe er eine so einträgliche Stelle zu haben, daß er den Bankier bald werde befriedigen können und die Summe wird erst in zwei Jahren fällig sein. Denk' dir doch, Kind! ich als Geldmann! — ich, der arme Pfarrer, helfe dem Sohn des einst im Rufe großen Reichthums stehenden Besitzers vom Marienhof aus, — ist das kein Spaß?"

Nein, für die Mutter war's gar kein Spaß; zum erstenmal in ihrem Leben war sie ernstlich auf den Vater böse und mit seiner Handlungsweise ganz und gar nicht einverstanden. Zur Vermehrung der Rührung hatte der Vater seinen zweifelhaften Schulfreund auch noch eingeladen; er erschien am andern Tage etwas verlegen in gentil-schäbigem Kostüm. Wir Kinder befreundeten uns aber bald mit ihm und behandelten ihn wie unsersgleichen. So lang wir beim Vater Unterricht hatten, setzte er sich neben der Mutter Nähtischchen und unterhielt sich mit ihr. Er schien ihr allerlei bewegliches erzählt zu haben; denn als wir wieder herunterkamen, standen ihre Augen voll Thränen; sie behandelte den Gast weit freundlicher als zuvor und als er am Abend weg ging, war seine Rocktasche verdächtig dick geworden. Ich glaube, die gute Frau hat ihm eins von den wenigen Hemden des Vaters und etliche Paar Socken hineingesteckt. Der Otto vom Marienhof nahm bei jedem von uns einzeln Abschied, ihm schien das Weinen nah. Zu meinem Vater sagte er mit bewegter Stimme: „Du hast mich nicht um-

sonst einen Blick in dein Paradies thun lassen. Ich will ein anderer Mensch werden und so wahr mir Gott helfe, sollst du durch deinen Liebesdienst in keine Verlegenheit kommen."

Die Sache ließ sich für's erste auch gut an; der Otto reiste wirklich nach Rußland und schrieb von da aus höchst vergnügt an meinen Vater, er habe eine gute Stelle bekommen und hoffe zur festgesetzten Frist seine Schuld bei ‚Ernst und Vogler' tilgen zu können.

Es mochten wohl bald zwei Jahre seit dem Besuch des alten Jugendfreunds verflossen sein; da machte mein Vater seinen gewöhnlichen Spaziergang am Samstag Abend ganz allein für sich, einen stillen Weg den Bach entlang, wo er sicher sein konnte, niemand zu begegnen. Er pflegte dann allemal seine Predigt zu memorieren. Als er an jenem Samstag Abend von seinem Gang zurückkam, sah er bleich aus wie der Tod, daß wir alle an seinem Anblick erschraken.

„Um Gotteswillen, was ist dir?" rief die Mutter.

Der Vater setzte sich auf einen Stuhl und sagte schwer aufathmend:

„Der Otto vom Marienhof ist todt."

„Woher weißt du's denn?"

„Von ihm selber; fragt mich nicht mehr!"

Etwas näheres über das, was der Vater auf seinem Gange gesehen, haben wir Kinder niemals erfahren; wohl aber kam uns acht Tage später die Nachricht zu, daß der Inspektor Otto Franzer nach langer Krankheit gestorben sei und zwar an jenem Samstag Abend, gerade zu der Zeit, wo der Vater seinen Spaziergang

gemacht hatte. Die letzten Worte des Sterbenden seien gewesen: „Die vierhundert Gulden — kann — ich nicht bezahlen!"

Ja, vierhundert Gulden hatte der Otto vom Marienhof nicht hinterlassen. Er soll, wie der Geistliche des Krankenhauses, in dem er gestorben, meinem Vater schrieb, sich gut aufgeführt haben, während er in Rußland war; aber seine lange Krankheit habe das bißchen, was er sich erworben, aufgezehrt.

So hatte der Vater denn die Schuld, die bald nach dem Tode des armen Otto fällig wurde, zu bezahlen. Das war die erste, wirkliche Sorge, die uns traf; denn woher eine so große Summe nehmen bei gänzlichem Mangel an baarem Geld? Etwas verkaufen? Ach, da war nichts werthvolles im ganzen Hause. Der Mutter einzig Schmuckstück, eine von der Urahne ererbte goldene Kette, war vor zwei Jahren schon weggegangen, als Theodor, unser Aeltester, für das theologische Stift ausgerüstet werden mußte. Auch des Vaters Bibliothek war längst schon ihres werthvolleren Inhalts beraubt.

„Wir haben ja das Klavier," sagte Eugenie, unsere älteste Schwester.

Wir sahen sie alle verwundert an; das Klavier war ja ihre Freude und ihr Stolz. Eugenie war sehr musikalisch und hatte ihr Talent mit vielem Fleiß bei geringem Unterricht von den jeweiligen Schulmeistern des Dorfes ziemlich weit ausgebildet. Seit ihrer Konfirmation ging sie jeden Tag in die Stadt und gab Musikstunden; einmal in der Woche durfte sie einen geschickten Klavierlehrer besuchen, um vierhändig mit

ihm zu spielen. Da sie sich sehr einfach kleidete und auf jedes sonstige Vergnügen verzichtete, hatte sie sich im Laufe von fünf Jahren so viel erspart, daß sie sich ein schönes, neues Klavier kaufen konnte. Es war seine fünfhundert Gulden werth; Eugenie hatte es von einer abreisenden Familie um die Hälfte billiger bekommen. Das herrliche Instrument, aus dem sie so süße Töne hervorzulocken verstand, war unser aller Freude und eine unerschöpfliche Quelle des Glücks für Eugenie. „Es geht nicht an, Kind," sagte der Vater, „du brauchst das Klavier zu deiner Ausbildung; du hast dir's sauer genug verdienen müssen, es ist dein Eigenthum."

„Haben wir denn etwas, was wir nicht dir verdanken, lieber Vater?" sagte Eugenie und sah ihn mit nassen Augen an. Sie war ein schönes Mädchen und wir Geschwister haben sie immer sehr bewundert, aber so lieblich wie in diesem Augenblick ist sie uns noch niemals vorgekommen.

Acht Tage später kam der einzige Sohn und Erbe des reichen Bankiers Vogler in unser Pfarrhaus, um das Instrument in Augenschein zu nehmen, ob er es wirklich ohne Schaden an Zahlungsstatt für die vierhundert Gulden nebst zweijährigen Zinsen annehmen könne. Er brachte als Sachverständigen einen Instrumentenmacher mit; Eugenie mußte ihnen etwas vorspielen, sie that es erst mit Zagen; als die Herrn aber an ihrem Spiel Gefallen zu finden schienen, dachte sie: „Nun, wenn ihr's hören wollt, so will ich noch einmal recht nach Herzenslust auf meinem lieben

Klavier spielen, es ist ja vielleicht zum letzten mal!" Bald hatte sie die Gegenwart der beiden Fremden vergessen und fing an, sich in Phantasien zu ergehen, die wunderbar sanft und ergreifend zuletzt in ihre Lieblingsmelodie übergingen: „Es ist bestimmt in Gottes Rath"; — leise sang Eugenie den Text dazu und hörte erst, erschreckt zusammenfahrend, auf, als der Instrumentenmacher Beifall klatschte. Des jungen Herrn Voglers Augen aber waren feucht geworden und wir Kinder, — ich und meine zwei noch unkonfirmierten Geschwister weinten laut; so schön und rührend wie diesmal hatte Eugenie noch nie gespielt und gesungen. Sie aber, die sich's erst jetzt so recht klar machte, daß sie nun wohl nie wieder auf ihrem lieben Klavier spielen würde, eilte hinaus, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Von solcher Hand gespielt, ist das Instrument seine tausend Gulden werth," sagte der galante Mechanikus. Der junge Herr Vogler aber sagte gar nichts als, er wolle morgen mit seinem Vater wieder kommen und verabschiedete sich sofort.

Am folgenden Nachmittag rückten Vogler sen. und jun. auch wirklich an und wurden, da es schönes Wetter war und man des Vaters Geburtstag zu Ehren in der Laube Kaffee trank, freundlich eingeladen, an diesem Feste theilzunehmen. Das thaten sie denn auch und Schwester Eugenie kam neben den alten Herrn zu sitzen, während der jüngere ihr gegenüber bei dem Vater Platz genommen hatte. Mir fiel es auf, daß der Vogler jun. statt zu hören, was mein Vater

zu ihm sagte, immer nach Eugenie hinüberstarrte, und leise frug ich die Mutter, ob die Schwester wohl etwas an ihrem Kleide habe, was dem jungen Herrn auffallen könnte? Diese meinte, das sei leicht möglich; doch dürfe man Eugenie jetzt nicht stören, da der alte Herr gerade in so eifrigem Gespräch mit ihr sei; man müsse ihn bei guter Laune erhalten wegen des Klaviers. Nach dem Kaffee ging man in die Stube hinauf, Herr Vogler sen. wollte auch den Ton des Instrumentes hören; Eugenie mußte ihm vorspielen. „Aber nichts elegisches mehr!“ raunte der Vater ihr zu. „Und ihr Kinder heult nicht!“ befahl in strengem Ton die Mutter uns Kleinen.

Es lief auch alles gut ab; Vater und Sohn verabschiedeten sich in aller Heiterkeit und versprachen, am folgenden Tage das Geschäft definitiv abschließen zu wollen.

Am andern Morgen in aller Frühe fuhr der elegante Einspänner des Herrn Vogler vor unserm Hause vor und der Sohn der Firma in feinem schwarzem Anzug sprang heraus. Er grüßte gar höflich zu unserm Wohnstubenfenster herauf, an dem Eugenie gerade ihre Blumen begoß.

„Faß' dich, Kind!“ sprach die Mutter, „heut muß der Handel abgeschlossen werden.“

Eugenie versuchte zu lächeln, aber das Weinen stand ihr näher.

Der junge Herr Vogler war direkt in meines Vaters Studierstube gegangen. Eine halbe Stunde später wurde die Mutter auch hinaufgerufen; zuletzt holte man Eugenie.

„Sie muß wohl etwas unterschreiben; das geschieht immer bei einem Verkauf,“ meinte sachverständig mein älterer Bruder.

Nach geraumer Zeit öffnete sich oben des Vaters Zimmerthür.

„Soll alles heraufkommen!“ rief er mit seiner Stentorstimme herunter.

Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und stürmten allesamt die Treppe hinauf. Unter der geöffneten Thür blieben wir stehen. Wie immer zur Morgenzeit war die Studierstube vom goldnen Sonnenlichte überflutet und mitten in dem Glanze stand unsre Eugenie lächelnd und erröthend und schön wie ein Engel; Herr Vogler jun. aber hatte den Arm um sie geschlungen und sah sie strahlend an.

„Meine lieben Schwäger und Schwägerinnen!“ rief er uns zu, „was sagt ihr dazu, wenn ich euch statt eures Klaviers eure Schwester wegnehme?“

Wir verstanden gleich, was die Glocke geschlagen hatte und unser Jubel war groß. Der Vater meinte übrigens, das Piano müsse Vogler doch haben. Der machte es aber gleich nach der Verlobung der Braut zum Geschenk und so wickelte sich das Geschäft zu allseitiger Zufriedenheit ab. Hermann Vogler war nicht allein ein reicher Mann, das wäre für meinen Vater kein Grund gewesen, ihm sein Kind zu geben, sondern auch ein vielseitig gebildeter und seelenguter Mann, und wie meine Schwester im ersten Augenblicke schon sein Herz im Sturm genommen hatte, so hat auch das ihrige ihm von Anfang an entgegengeschlagen.

„Ihr Herr Vater weiß doch, daß meine Tochter arm ist?“ frug mein Vater den jungen Mann, gleich nachdem dieser mit seiner überraschenden Werbung herausgerückt war.

„Ja, und er meinte auch zuerst, sie werde darum nicht die geeignete Partie für mich sein,“ erwiderte Hermann offenherzig; „als wir aber von unserem gestrigen Besuch bei Ihnen nach Hause kamen, sagte er: ‚Junge, wenn du sie nicht willst, nehm' ich sie.‘“

Von dieser Stunde an hat das Glück nicht aufgehört bei uns einzukehren, es regnete gleichsam mit Festlichkeiten. Zuerst kam ja Eugeniens Hochzeit, bei der Herr Vogler das ganze Dorf mit Wein und Kuchen bewirthete. Dann verheiratete sich meine zweitälteste Schwester Marie mit einem jungen Revierförster ganz in der Nähe, einem Mann, so recht nach meiner Eltern Herzen. Dann kam Auguste, die eine Stelle als Erzieherin angenommen hatte, als die glückliche Braut eines jungen Pfarrers nach Haus. Jedes Jahr ward Hochzeit bei uns gefeiert. —

Meine zwei jüngeren Brüder traten in ‚Ernst und Voglers‘ Geschäft ein und sind tüchtige Leute geworden. Der älteste, unser Theologe, machte ein brillantes Examen und bekam sehr früh eine gute Patronatsstelle; — zuletzt heiratete Schwester Bertha den Doktor Keßler, und von allen acht Geschwistern blieb ich allein zurück im Elternhaus.

So war's auf einmal still geworden in unserer Pfarrwohnung, aber das dauerte allemal nicht lange; denn die auswärtigen Geschwister kamen gar zu gern

wieder auf Besuch nach Hause. Das war allemal ein lustiges Leben! Die großen Kinder sangen und spielten eben so ausgelassen in Hof und Garten herum, wie's vordem die kleinen gethan hatten und als dann erst die Enkelein mitkamen, da war der Freude und des Jubels kein Ende. Man war ordentlich froh, wenn's einmal eine ruhige Woche gab, wo man mit Muße Wäsche halten und aufräumen konnte. Als erfreuliche Abwechslung kamen zu solchen Zeiten die Briefe von fern und nah, die man dann auch noch beantworten mußte."

„Hör', Karoline," unterbrach Nanette die Lesende, „was du da schreibst, ist schön und gut, steht nur so gar wenig von dir selber darin und wir wollten doch eigentlich deine Geschichte hören und nicht die deiner Familie."

„Thut mir leid," sagte Karoline beschämt, „von mir selber weiß ich nur sehr wenig zu sagen; ich bin gar nicht interessant und habe mein Lebenlang mehr für Eltern und Geschwister gelebt, als für mich selber. Erlaubt jetzt nur, daß ich euch noch den Schluß meiner Geschichte vorlese! — er ist ganz kurz:

„Meinen vier Schwestern hab' ich versprechen müssen, mich niemals zu verheiraten; ist mir auch keiner begegnet, dem ich meinen reichen Wirkungskreis und mein glückliches Leben im Elternhause hätte opfern mögen. Und als dieses sich mir verschloß, als der Vater nach kurzer Krankheit zu seines Herrn Freude einging und die Mutter ihm nach ein paar Tagen schon folgen durfte, da haben all meine sieben Geschwister mir ihre Heimat aufgethan.

Ich habe mich hier, bei meiner Schwester der Doktorin, häuslich niedergelassen, weil sie, da ihr Mann so viel zu thun hat, am meisten allein ist; doch besuche ich die andern jedes Jahr der Reihe nach und das „Tantele Lina“ wird von ihren Geschwistern noch eben so sehr verzogen, als früher das Schwesterle.

Das bißchen Geld, das aus dem Erlös von meiner Eltern bescheidenem Haushalt herausgekommen ist, verwaltet mein Schwager, der Bankier, und ich ziehe daraus so splendide Zinsen, daß ich leben könnte wie eine Prinzessin, wenn ich auch nicht bei meinen Geschwistern zu Gast wäre und von ihnen mit allem Nöthigen und Unnöthigen stets auf's beste ausgestattet würde.

Mein Loos ist ein glückliches, gesegnetes, dem Herrn sei Dank: Was allein sein heißt und einsam, hab' ich nie gekannt. Sie haben mich alle lieb und bei allen kann ich mich nützlich machen. Es passiert nichts in der Familie, wobei das „Linetantele“ nicht zu Rath gezogen wird und meine einzige Sorge ist nur, daß ich nicht hochmüthig werde bei all der Ehre und Freude, die mir von meiner ganzen Familie widerfährt. Die Worte, die mein Vater auf seinem Todtenbette sprach, können auch die meinen sein, wenn ich meinen Lebenslauf überblicke: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast.“

Wenn auch in Karolinens Lebensgeschichte wenig von ihr selber vorkam und die jüngeren Mitglieder des Kränzchens etwas enttäuscht waren, daß sie so gar

kein Liebesabenteuer erlebt hatte, so hinterließ sie doch im Ganzen einen wohlthuenden Eindruck, und nachdem man noch eine Weile vergnügt miteinander geplaudert hatte, ging man allseitig befriedigt auseinander.

Klara.

Das nächstemal war das Kränzchen bei Klara; die bewohnte zwei kleine Stuben ganz allein für sich. Da sie sich das Mittagessen aus dem Gasthof kommen ließ, hatte sie für ihre bescheidenen Bedürfnisse keine weitere Bedienung nöthig; nur ein alter Soldat trug ihr Wasser und Feuerung und putzte ihre Schuhe. Es war alles höchst sauber und in musterhafter Ordnung, aber äußerst einfach in Klara's Altjungfernstübchen; die einzigen Bücher, die man darin sah, waren Missionsschriften und Predigtwerke. Ganz im Hintergrund, in einer dunklen Ecke, hing das Bild eines wunderschönen, jungen Mädchens in duftigem, weißem Kleide und einem vollen Rosenkranz im Haar. In dem frischen, rosigen Gesicht konnte man Klara's stille Züge nur bei ganz genauer Beobachtung wiederfinden.

„Du, man sieht dir's wirklich nicht an, daß du einmal so leichtfertig ausgesehen hast,“ sagte Nanette, deren scharfes Auge das Bild und seine Aehnlichkeit mit Klara sofort entdeckt hatte, einmal zu dieser.

Sie wurde roth. „Meine Tante, bei der ich früher längere Zeit gewesen bin, hat mich malen

lassen und das Bild meinem Vater geschenkt," erwiderte sie etwas verlegen. „Wäre es kein Vermächtnis des Verstorbenen, so würde ich das Bild nicht in meiner Wohnstube aufhängen; es mahnt mich an eine Zeit, die ich lieber aus meinem Leben getilgt sehen möchte."

Seither hatte niemand mehr gewagt, Klara nach dem Bilde zu fragen; doch mußte manche ihrer Freundinnen darüber nachdenken, wie es wohl gekommen sei, daß die einst so strahlenden Augen jetzt so ruhig blickten. Obgleich Klara ein Kind der Stadt war und vielen dem Ansehen nach von klein auf bekannt, so war das Leben in ihrem Elternhause doch ein so abgeschlossenes gewesen, daß sogar die, welche wie Juliane und Ernestine eine Schule mit ihr besucht hatten, nicht viel mehr von ihren früheren Erlebnissen wußten, als daß sie nach der Konfirmation einige Jahre bei ihrer Tante in einer entfernten Universitätsstadt gewesen war. Erst seit ihres Vaters Tod hatte Klara sich ihren alten Schulfreundinnen wieder genähert, und diese hatten das gediegene, von wahrer Frömmigkeit durchdrungene Mädchen von Herzen lieb gewonnen. Als sie sich heute nun aus freien Stücken erbot, ihre Jugendgeschichte vortragen zu wollen, war alles angenehm überrascht und lauschte gespannt den Worten der Vorleserin.

„In meinem elterlichen Hause," hub sie an, „herrschte in seiner ganzen Strenge der Geist des Gesetzes. Mein Vater, der, wie ihr wißt, der Prediger der hiesigen reformirten Gemeinde war, strebte eifrig

darnach, in seinem Familienleben das Muster eines christlichen Hausstandes darzustellen.

Er war ein strenger, ernster Mann; die peinliche Genauigkeit, mit der er bei den Seinen auf die starre Aufrechthaltung des Buchstabens im Gesetze drang, streifte manchmal an Härte; doch war er gegen sich selbst am allerstrengsten und seine stolze, energische Natur hat im Streben nach dem Einen, was Noth thut, mit sich selbst den schwersten Kampf zu kämpfen gehabt.

Ich und meine beiden Brüder haben manchmal recht vergnügt zusammen gespielt; allzuviel freie Zeit ward uns aber nicht zu theil. Punkt sieben Uhr morgens versammelten sich sämtliche Hausgenossen in der Mutter Zimmer, wo der Vater mit uns betete und sang, und uns die Bibel erklärte, bis es für uns Kinder Zeit war, zur Schule zu gehen.

Nach dem Mittagessen und am Abend vereinigte man sich wieder zu gemeinsamer Andacht, und am Schlusse des abendlichen Gottesdienstes mußte ein jedes von uns dem Vater berichten, was es den Tag über gethan und worin es gegen seine Befehle gesündigt habe. Meine beiden Brüder gingen dabei freilich nicht immer ehrlich zu Werk, besonders der älteste nicht, der ein rechter Schlingel war und den Vater auf jede Weise zu hintergehen suchte. Er stieg zum Fenster der Hinterstube, in der er seine Bibelsprüche lernen sollte, auf den Hof hinaus, von wo aus er sich dann seinen Kameraden anschloß, die sich auf der Straße herumtrieben. Während des Gottesdienstes am Sonntag,

dem wir Kinder regelmäßig beiwohnen mußten, schlich er sich oftmals heimlich aus der Kirche weg, um draußen zu spielen; nach beendeter Feier gesellte er sich dann wieder mit ehrbarem Gesicht den heimkehrenden Kirchgängern zu. Da er sehr begabt war und leicht auffaßte, konnte er dem Vater die Sprüche doch immer fließend aufsagen und die einzelnen Brocken, die er aus der Predigt aufgeschnappt hatte, so geschickt zusammenstellen, daß er immer etwas wußte, wenn der Vater ihn über deren Inhalt examinierte.

Solche Sünden beichtete mein Bruder freilich nie; manchmal aber kamen sie doch heraus, und dann gab's schwere Strafen: eine Stunde knieen, oder des Morgens ohne Frühstück zur Schule gehen, waren noch die allerleichtesten. Viel härter war's, während der Freistunden eingeschlossen zu werden und in der kalten Stube Bibelsprüche lernen zu müssen. Auch ich, die ich manchmal von den Brüdern zum Ungehorsam gegen den Vater verleitet wurde und bei der es dann gewöhnlich gleich herauskam, mußte mehr als einmal auf solche Weise meine Vergehen büßen. Derartige Strafen nahmen uns viel von der wenigen freien Zeit weg, die uns nach den Unterrichtsstunden und der Anfertigung unsrer Schulaufgaben übrig blieb. Noch immer erinnere ich mich, mit welcher Sehnsucht ich auf die Straße hinausblickte, wo meine Freundinnen spielten, während ich im Zimmer eingeschlossen war und zur Strafe für irgend ein Vergehen ein Kapitel aus der Bibel auswendig lernen mußte.

Am Sonntag Nachmittag ging der Vater ge-

wöhnlich mit uns spazieren. Wir mußten auf diesen Gängen botanische Studien mit ihm machen, und wehe dem, der nicht genau aufpaßte und dem Vater auf eine seiner Fragen die Antwort schuldig blieb! Im Winter, wo derartige Beschäftigungen nicht möglich sind, hatten wir während des Gehens Lieder und Sprüche herzusagen.

Es hat sich selten ein Vater mehr mit seinen Kindern beschäftigt, als der unsere. Selten hat es einer versucht, ihnen Gottes Wort und seine Gesetze tiefer einzuprägen, als er. Aber er hat es nicht verstanden, die Liebe zum Herrn neben der Furcht vor seinen Geboten in uns zu erwecken. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn die Mutter, anstatt die Sorge für unser geistiges Wohl ausschließlich dem Vater zu überlassen, versucht hätte, seiner allzu großen Strenge gegenüber ihren mildernden Einfluß geltend zu machen. Aber sie war krank und müde, seit ich mir denken kann; wir Kinder wurden, um ihr jede Aufregung zu ersparen, so fern als möglich von ihr gehalten und bekamen sie nur bei den jeweiligen Hausandachten, die stets in ihrem Zimmer abgehalten wurden, zu sehen. Uebrigens sei es ferne von mir, meinen vortrefflichen Eltern nach ihrem Tode noch Vorwürfe über ihre Erziehungsmethode machen zu wollen. Sie meinten es ja so gut mit uns Kindern, und ich sehe jetzt wohl ein, daß es hauptsächlich meine Schuld war, wenn ich das Wort Gottes, das mir als tägliche Speise geboten wurde, nur als eine lästige Zugabe zum Leben, als eine Zuchtruthe ansah und nicht als die Himmelskost

in mich aufnahm, die auch dem einfältigen Kinderherzen immer neues Labsal bietet.

Meine Konfirmation schob der Vater bis zu meinem siebenzehnten Jahr auf, da er immer vorher auf eine besondere Erweckung meinerseits hoffte. Diese Hoffnung war vergeblich; ich kniete vor dem Altar, ohne etwas von den heiligen Schauern zu fühlen, die sonst bei dieser Feier auch das verhärtetste Herz bewegen. Kalt, eiskalt fühlte ich mich in der Tiefe meiner Seele den ernsten und bewegten Worten des Vaters gegenüber, dessen zitternde Hand auf meinem Scheitel ruhte. Mechanisch empfing ich seinen Segen und stimmte ich mit den andern in die frommen Gesänge ein. Ich dachte an nichts, als daß nun die lästige Zeit der Einschränkung vorbei sei und ich in die Reihen der Erwachsenen eintreten dürfe. Weinend schloß nach beendigter Feier die Mutter mich in die Arme: „Gott segne dich, meine Tochter!“ sagte sie, „bis jetzt habe ich dir wenig sein können: wir wollen fortan immer inniger zusammenleben, miteinander lesen, beten und arbeiten, nicht nur für uns, sondern auch für das Reich des Herrn!“

Ach, das war so gar nicht mein Zukunftstraum! Ich sehnte mich nach der Welt und ihren Freuden, nach einem freien, ungebundenen Leben, ohne religiösen Zwang. Als kurz nach der Konfirmation ein Brief meiner Tante, deren Mann Professor an einer fernen Universität war, anlangte, in dem sie mich mit freundlichen Worten zu sich einlud, war mir's, als thue der Himmel sich vor mir auf. Endlich, endlich

sollten die Gitter meines Käfigs sich öffnen, — endlich sollte ich hinaus in die Welt, nach der mein ganzes Herz sich sehnte! Als die Eltern sahen, wie sehr ich der Einladung nachzukommen wünschte, legten sie mir nichts in den Weg. Die Tante war der Mutter einzige Schwester und kinderlos; die Mutter hoffte, daß diese mehr als sie selbst im Stande sein werde, meiner Erziehung den letzten Schliff zu geben, und mein Bruder sollte auf derselben Universität, deren theologische Fakultät dem Vater ganz besonders zusagte, ohnehin seinen Studien obliegen. So reisten wir beide, vom Vater begleitet, am Anfang des Herbstes ab, und hofften so viel Glück und Freude von unserm neuen Aufenthalt, als je ein thörichtes, junges Menschenherz von einer unbekannten Zukunft erwartet hat.

Wir fanden auch alles, was wir wünschten. Die Tante war eine lebenslustige, noch jugendliche Frau, deren größte Freude es war, junge Leute in die Welt einzuführen und auf diese Weise selbst noch Vergnügungen mitzumachen, von denen ihre Jahre sie sonst ausgeschlossen hätten. Sie hielt es für ihre Pflicht, uns klösterlich erzogene Kinder für die vielen Entbehrungen zu entschädigen, die unsre zurückgezogene Lebensweise uns bisher auferlegt, wie sie sich ausdrückte. Sie veranstaltete Tanzstunden mit jungen Herrn und Damen, Liebhabertheater, dramatische Leseabende und „harmlose Zusammenkünfte". — „Zu meiner Bildung" mußte ich in's Theater gehen, Bälle und Konzerte besuchen, populäre Vorträge anhören. Mein Bruder, ein hübscher, junger Mann, begleitete uns

dabei überall als Kavalier. Der Vater hatte mir dringend an's Herz gelegt, meinen Bruder zu tüchtigem Studieren anzuspornen; wenn ich ihn aber manchmal frug: „Arbeitest du doch auch fleißig?“ so pflegte er darauf lachend zu erwidern: „Du siehst ja, wie ich an meiner allgemeinen Bildung arbeite.“ Ich sah allerdings, daß er mich des Morgens zum Spaziergang abholte, des Nachmittags bei der Tante Kaffee trank und des Abends mit uns ausging, und konnte mir so ziemlich vorstellen, daß er in der Zwischenzeit wohl wenig zum Studieren kommen konnte.

Aber „für's erste ist's eure Pflicht, euch der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben!“ sagte die Tante. Wir waren von Herzen damit einverstanden und genossen in vollen Zügen die Freuden der Jugend.

Mitunter, wenn ein Brief von Hause ankam, in dem der Vater mir so recht warm an's Herz legte, doch ja das Heil meiner Seele nicht zu vergessen und ernstlich an meinem innern Menschen zu arbeiten, überschlich mich ein leises Gefühl von Reue; es kam dann der Gedanke über mich, als müsse ich einmal aus dem jetzigen Freudentaumel erwachen, um mich dann einsam und verlassen in einer großen Einöde wieder zu finden. Aber solche trübe Stimmungen wußte die Tante bald wegzuscherzen, wenn sie dieselben bei mir bemerkte.

„Thörichtes Kind,“ pflegte sie leichthin zu sagen, „was kannst du besseres thun, als dich deines Lebens freuen? Ein frohes Menschenkind, das seine Jugend genießt, ist für den lieben Gott der angenehmste Anblick.“

Sie schrieb ernstgehaltene, eingehende Briefe an meinen Vater, in denen sie unsern Fleiß und unsere Fortschritte rühmte; wenn wir dann sagten, der Vater werde das wohl in anderm Sinn auffassen, als sie es meine, entgegnete sie lachend: „Das kann er gerne thun; ich handle wie unsere modernen Prediger, indem ich meine subjektive Ansicht in eine dem Gläubigen verständliche Form kleide; wenn er unter meinen Worten sich etwas anderes denkt als ich, so ist das seine Schuld allein.“

Diese Auffassungsweise leuchtete uns sehr ein, — wir tanzten, spielten und freuten uns unseres Lebens, und schwächer und schwächer ließ in unserem Innern die ernste Stimme des Gewissens sich vernehmen.

Nachdem ich ein Jahr bei der Tante gewesen war, die mir stets neuen Urlaub zu erbetteln gewußt hatte, wurde ich an meiner Mutter Sterbebett gerufen. Ich traf sie in den letzten Zügen. Sie hatte zu lange und schwer gelitten, als daß wir alle ihren Tod nicht hätten als eine Erlösung ansehen müssen; doch war mein Schmerz über ihren Verlust aufrichtig und tief.

Drei volle Monate blieb ich bei meinem vereinsamten Vater; dann verlangte die Tante mich wieder zu sich, und auch mich zog's aus der Stille des elterlichen Hauses in die Welt und ihre Freuden zurück, von denen ich zu viel schon gekostet hatte, um nun mit einemmale davon lassen zu können. Der Vater legte meiner Abreise nichts in den Weg; er hatte sich während unsrer Abwesenheit in eine weit verzweigte Vereinsthätigkeit hineingearbeitet und fühlte schmerzlich,

daß ich ihm dabei keine Stütze sein konnte; daß die Tochter, auf deren Erziehung er so viel Mühe verwendet hatte, ihm innerlich entfremdet war. Er glaubte mich bei der Tante in guten Händen und hoffte viel von meinem Einfluß auf den Bruder, mit dessen Fleiß er trotz den Versicherungen der Tante nicht so recht zufrieden war. So reiste ich denn mit meinem Bruder in unser altes Eldorado zurück, und bald nahmen wir mit wenig Veränderungen unsere frühere Lebensweise daselbst wieder auf.

Obschon wir uns an geräuschvolleren Vergnügungen, als Bällen, Liebhabertheatern und dergleichen, der Trauer wegen nicht betheiligen durften, wußte doch die Tante allerlei zu veranstalten, was wir auch in schwarzen Kleidern mitmachen konnten. Es gab kleine, gemüthliche Theegesellschaften, bei denen man nachher nur noch so zufällig ein wenig tanzte; Lesezirkel, wo in vertheilten Rollen vorgelesen wurde, musikalische Abende, ästhetische Abende, Kunstsoiréen, wo man lebende Bilder stellte: — alles zur Zerstreuung des armen Klärchens, „das sonst vor lauter Schmerz zu Grunde gegangen wäre". So gingen die dreiviertel Jahre, die ich noch offiziell zu vertrauern hatte, dahin wie im Flug.

Es war inzwischen wieder Winter geworden; durch einige fürstliche Persönlichkeiten, die an der Universität studierten und viel Theil an der Privatgeselligkeit daselbst nahmen, war die Saison glänzender als je. Meine Tante, überglücklich, daß ich ihrer Erziehung Ehre machte, tadellos tanzen, gut singen und mich ohne

linkische Schüchternheit mit den vornehmsten Personen unterhalten konnte, führte mich zu allen Festlichkeiten und stattete mich, um recht Staat mit mir machen zu können, mit der elegantesten Garderobe aus.

In einer Universitätsstadt, wo allezeit ein Ueberschuß an Herrn stattfindet, ist's zwar keine Kunst, eine gefeierte Schönheit zu sein. Doch sah ich's als eine besondere Bevorzugung an, daß die Elite der männlichen Gesellschaft, die Prinzen und die adeligen Herrn in ihrem Gefolge, meine regelmäßigen Tänzer und Tischnachbarn waren. Auf besonders zarte und einschmeichelnde Weise brachte mir ein junger, geistreicher Mann von hoher Geburt seine Huldigung dar. Nur mit mir tanzte er den Cotillon, nur mich führte er beim Souper zu Tisch; jede Woche ward mir ein prachtvolles Blumenbouquet zugesandt, anonym zwar, aber ich wußte, es kam von ihm.

Ich wußte auch, daß bei den Ständchen, deren liebliche Musik mich mehr als einmal weckte, er es war, der meine Lieblingsstücke ausgesucht hatte und bei dem Vortrag mitwirkte. Wo ich mit ihm zusammentraf, wich er nicht von meiner Seite, und wenn in vertheilten Rollen gelesen wurde, so wußten er und seine Freunde es immer zu bewerkstelligen, daß wir beide Held und Heldin des Stückes zu lesen hatten. Oftmals mußte ich dann die Augen niederschlagen, wenn er seine Rolle mit so großem Feuer vortrug und seine sprechenden Blicke dabei ausdrucksvoll auf mich gerichtet hatte.

Es kann sein, daß ich trotz alledem dem jungen,

hochstehenden Manne gegenüber unbefangen geblieben wäre, wenn die Tante nicht nach Kräften dafür gesorgt hätte, daß mir ein Licht aufging.

„Der Graf hat ein Auge auf dich, Kind!“ sagte sie mehr als einmal, nachdem sie uns zusammen gesehen hatte und wurde nicht müde, mir all jene Blicke und Worte in's Gedächtniß zurückzurufen, aus denen sich auf seine Neigung zu mir schließen ließ. „Denk dir, Klärchen, du eine Gräfin Sandershausen!“ pflegte sie wieder und wieder auszurufen, und nur zu leicht gelang es ihr, mein thörichtes Herz in allerlei stolze Träume zu wiegen. So gingen Winter und Sommer dahin und endlich verlangte der Vater mich wieder zurück. Ich selbst sah ein, daß es meine Pflicht sei, ihm in seinem verödeten Hause zur Seite zu stehen. Die Tante aber wollte nichts von meiner Abreise wissen.

„Diesen Winter mußt du noch hier bleiben,“ sagte sie in eindringlichem Tone; „es wäre das größte Unrecht, wenn dein Vater jetzt auf deine Heimkehr dränge. Es wird nun ja gerade das Stück eingeübt, in dem ihr, du und Sandershausen, die Hauptrollen spielen sollt. Wer weiß, was daraus noch entsteht! Du würdest auf ewig dein Glück verscherzen, Kind, wenn du jetzt schon dem Rufe deines Vaters folgtest.“

„Aber,“ meinte ich zaghaft, „Vater ist ein so abgesagter Feind vom Theaterspielen, daß er mich unmöglich der Aufführung wegen hier lassen kann.“

„Närrchen, da laß mich nur machen!“ sagte lachend die Tante, setzte sich an ihren Schreibtisch und verfaßte einen Brief, in dem sie meinem Vater vorstellte, wie

es für mein Wohl unumgänglich nothwendig sei, daß ich gerade diesen Winter noch bei ihr bleibe. Der Umgang, den ich hier genieße, wirke so veredelnd auf mein Herz und so bildend auf meinen Geist.

„O Tante,“ meinte ich, nachdem ich den Brief gelesen, etwas bedenklich, „das ist doch nicht ganz der Wahrheit gemäß!“

„Nie in meinem Leben bin ich wahrer gewesen, liebes Kind!“ rief sie, mich zärtlich umschlingend; „wirkt nicht die Liebe eines edlen Mannes erhebend auf Herz und Geist und was dient besser zu deinem Wohl, als der Umgang mit ihm?“

Ich wand mich erröthend aus ihren Armen los; denn gerade in diesem Augenblick trat der Graf ein, um über unsere Rollen mit mir zu sprechen. Während meiner eifrigen Unterhaltung mit ihm schickte die Tante ihren Brief an meinen Vater ab.

Der große Abend kam. Vor einem erlesenen Publikum trat ich zum erstenmal in meinem Leben als Schauspielerin auf. Ich durfte mit meinem Erfolg zufrieden sein, denn vor lauter Beifallsbezeugungen der Zuhörer konnte ich kaum zu Wort kommen.

Die Schlußscene sollte dem Ganzen die Krone aufsetzen; auf der erhöhten Bühne stand ich im tiefausgeschnittenen, rosaseidenen Kleide, mit lang aufgelösten Locken, durch die ein brillantenbesetztes Diadem sich schlang. Die Steine waren falsch, aber sie leuchteten darum doch im Kerzenlicht. Zu meinen Füßen kniete der Graf und machte mir eine Liebeserklärung. So wollte es das Stück; aber er spielte mit so viel natür-

lichem Feuer, er flocht so viel eigene Worte in die auswendig gelernten hinein, daß mir alles wie Wirklichkeit vorkam. Als ich ihn dann aufhob, als seine Arme mich umfaßten, vergaß ich vollends, daß auch dies nach Vorschrift geschah; ich vergaß die Zuschauer, die uns umgaben und wähnte einen Augenblick, von süßer Täuschung befangen, wir beide seien allein auf der Welt mit unserm Glück. Mit einemmale entstand eine Bewegung unter den Zuschauern; ihre Reihen theilten sich; — stumm, ohne ein Wort zu sagen, schritt einer hindurch, der nicht zu den geladenen Gästen gehörte. Niemand wußte, wer er war; das sah man an den erstaunten Blicken, die von allen Seiten auf ihn gerichtet wurden. Es war ein großer, hagerer Mann mit bleichem Antlitz und dünnem, weißem Haar. Nur meine Tante kannte ihn; doch hielt sie sich wohlweislich zurück und ich, ach ich erkannte sie nur zu wohl, diese ehrwürdige Erscheinung, — es war mein Vater!

Langsamen, festen Schritts ging er auf die Bühne zu. Erst sah er unsicher auf mich, als traue er seinen Augen kaum; dann aber loderte plötzlich ein heiliges Feuer in ihnen auf, — zürnend, mit furchtbarem Ernst blickte er mich an; — er hatte seine Tochter erkannt! Ich stieß einen Schrei aus, unbeweglich nach ihm hinstarrend; war es wirklich mein Vater, oder war's ein zürnender Rachegeist, der mich aus meinem Glückstaumel reißen wollte?

Unbekümmert um die verwunderten Gesichter, die ihn erschreckt anschauten, als sei er von Sinnen, trat mein Vater auf die Bühne, faßte meine Hand mit

festem Druck und zog mich schweigend mit sich fort. Keiner wagte ihn zu hindern, selbst der Graf nicht, der mit verlegenem Lächeln ihm Platz machte.

Wie ich an jenem Abend aus dem Zimmer kam und Tuch und Mantel umband, ob jemand ein Wort zu mir sagte, und ob ich selbst etwas erwiderte, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich mit einemmale einen kalten Hauch an meinen Schläfen fühlte, daß ich draußen stand auf der Straße. Mein Vater befand sich an meiner Seite. Schweigend zog er meinen Arm in den seinen und ich folgte ihm willenlos durch die nächtlich stillen Straßen, in denen der Schnee uns entgegen wirbelte, vom Winde gejagt. Vor einem hohen Hause standen wir still. Ich entsann mich jetzt, daß dies meines Bruders Wohnung war. Mühsam klimmten wir die steile dunkle Treppe empor. Endlich kam die Wirthin herbeigeschlurft und leuchtete uns in das Zimmer hinein, das mein Bruder inne hatte. Es war todesstille darin, das Bett stand unberührt.

„Er ist schon seit vier Tagen fort," schluchzte die Frau; „vorgestern habe ich die Frau Professorin gefragt; die meinte, der junge Herr werden einen Ausflug gemacht haben und schon wieder kommen; man solle nur dem Fräulein nichts sagen, sonst störe man sie. Aber wie er gestern auch nicht gekommen ist und weil man bei dem Sudelwetter doch keine Ausfahrten macht, hat mein Mann an den Herrn Vater „tenegraphirt", auch kamen viele, denen der junge Herr Geld schuldig ist und unsereiner will auch sein bißchen Miethe nicht verlieren." —

„Weißt du, wo dein Bruder ist?" frug mich der

Vater, den Redeschwall der Weinenden unterbrechend. Es waren die ersten Worte, die er seit unsrer Begegnung auf der Bühne an mich richtete.

Ich schlug die Augen nieder, ich wußte es nicht. Um den Bruder hatte ich mich gar wenig bekümmert im letzten Jahre. Er war seltener als sonst zur Tante gekommen und selten war ich in Gesellschaft mit ihm zusammengetroffen. Neben den feinen Herrn von Adel, um die sich jetzt die Geselligkeit der Universitätsstadt drehte, kam ein simpler bürgerlicher Studiosus der Theologie nicht in Betracht. Franz war sonst von den Bekannten meiner Tante viel beachtet, von den jungen Damen bevorzugt worden, meine freie Zeit hatte ich ihm mit Vorliebe gewidmet. Jetzt hatte ich vollauf zu thun, mich zu musikalischen Aufführungen, Leseabenden, und Theaterproben vorzubereiten und war in der letzten Zeit kaum im Stande gewesen, mit ihm spazieren zu gehen oder ein Stündchen zu verplaudern. Und so ging es ihm überall. Wenn er in Gesellschaften eine junge Dame zu Tisch führte, so schielte sie nach dem obern Ende des Zimmers hinauf, wo die Prinzen saßen und mehr als einmal mußte er, der sonst allbeliebte Tänzer, hören, wenn er auf Bällen eine Dame engagieren wollte: „Ich danke, ich habe diese Tour dem Herrn von so und so zugesagt.“

Dies alles verdroß meinen etwas verwöhnten Bruder, er glaubte sich zurückgesetzt und mied mehr und mehr das Haus meiner Tante und ihre geselligen Kreise. Doch war er zu sehr an Zerstreuung gewöhnt, um dieser ganz entsagen zu können; er suchte

daher sein Vergnügen anderwärts, in etwas niederer Sphäre. Unter seinesgleichen war er bei Bier und Kartenspiel ein sehr beliebter Gesellschafter, er war gutmüthig, leichtsinnig und leichtgläubig. Manche verlorene Existenz, deren es auch in Universitätsstädten so viele gibt, heftete sich an ihn und verführte ihn durch schlechten Rath und böses Beispiel. Ohne daß ich, die ich in frevelhaftem Egoismus nur an mich selbst und mein Vergnügen dachte, es ahnte, verbrachte er manche Nacht in schlimmer Gesellschaft und sank tiefer und immer tiefer.

All dies ward mir aus den weiteren, verworrenen Reden der Wirthin mit einemmale schrecklich klar, und jetzt holte der Vater mit zitternder Hand ein Packet Papiere aus seiner Tasche. Er legte sie schweigend vor mich hin. Ich sah auf den ersten Blick, daß es unbezahlte Rechnungen und Mahnbriefe von Gläubigern waren. Die Leute hatten sich, da sie bei meinem Bruder kein Gehör finden konnten, wie es scheint, in ihrer Noth an seinen Vater gewendet. Ich sah scheu nach ihm hinüber. Der alte Mann war in seinem Stuhl zusammengebrochen und weinte wie ein Kind.

Mir wäre es lieber gewesen, wenn der Vater mir Vorwürfe gemacht und mich darüber zur Rede gestellt hätte, daß ich nicht besser auf meinen Bruder geachtet und mich selbst Zerstreuungen hingegeben hatte, von denen ich wußte, daß er sie mißbilligte. Er aber sagte kein Wort; stand, nachdem ich ihm die unglückseligen Papiere wieder gegeben, nur mit einem tiefen Seufzer auf und winkte mir, ihm zu folgen. Schweigend brachte

er mich bis an's Haus der Tante und schüttelte auf meine scheue Frage, ob er nicht mit hinauf wolle, stumm den Kopf. Zitternd, mit schwerem Herzen trat ich in den hellerleuchteten Flur. Draußen in der kalten dunklen Nacht blieb einsam mein alter Vater stehen.

Oben an der Treppe empfing mich die Tante:

„Na, Schatz, bist mit heiler Haut davongekommen?“ rief sie mir lachend zu; „das war ja ein tragisches Ende unserer Komödie, der zürnende Vater in höchst eigener Person! einen bessern Schlußeffekt hätte kein Dichter erfinden können.“

Ich vermochte nichts zu erwidern, der Kopf schmerzte mich und in meinem Gehirn wogte es bunt durcheinander. Ich war keines klaren Gedankens fähig und fühlte nichts in mir, als die eine tiefe Sehnsucht, die zwei letzten Jahre aus meinem Gedächtniß streichen zu können und wieder aufwachen zu dürfen wie aus langem, bösem Traum, daheim in unserem Pfarrhaus an der Kirche, in der stillen, kühlen Krankenstube meiner Mutter.

„Wie fangen wir's nur an, um den Alten zu besänftigen?“ frug am anderen Morgen die Tante, während sie, in ihren hochrothen Frisiermantel gehüllt, den Frühstückskaffee schlürfte.

Eh' ich etwas erwidern konnte, ging die Thüre auf und der Vater trat ein.

Der gestern noch so fest und aufrecht einhergeschritten war — trotz seines weißen Haares ein noch frisch aussehender Mann, — war in dieser einen Nacht zusammengebrochen zum schwachen Greis. Schwanken-

den Tritts kam er zur Thür herein und sank matt in den Lehnstuhl zurück.

„Dein Bruder ist noch nicht wieder gekommen, Klara!“ rief er mit zitternder Stimme, — „und du! — auch dich hat der Hauch der Welt berührt! O Gott, was soll ich antworten, wenn du meiner Kinder Seelen von mir forderst!“ —

Das war zu viel für mich zu hören; — also nicht uns klagte der Vater an, die wir in frevlem Leichtsinn seine Ermahnungen in den Wind geschlagen hatten und unsere eigenen verkehrten Wege gegangen waren, — sich, der nach bestem Wissen an uns gehandelt hatte, sich allein gab er die Schuld!

Ich eilte zu ihm hin und sank weinend zu seinen Füßen nieder:

„Vergib mir, Vater!“ rief ich, „ich allein bin an allem Unheil schuld! Durch meinen Leichtsinn und meinen Egoismus ist der Bruder zu Grunde gegangen. Hätt' ich mehr nach deinen Vorschriften, mehr für ihn gelebt, statt einzig an mein Vergnügen zu denken, es wäre nicht so weit mit uns gekommen!“

„Laß uns zusammen beten, Kind: vergib uns unsre Schuld!“ sprach der alte Mann und faltete seine zitternden Hände.

Meine Tante hatte in aller Stille das Zimmer verlassen.

Es war meines Vaters Absicht gewesen, gleich am selben Tage mit mir die Stadt zu verlassen, nachdem er das Ordnen von seines Sohnes Angelegenheiten einem geschickten Advokaten übergeben hatte. Aber es sollte

anders kommen. Die Gemüthserschütterung hatte ihm eine heftige Krankheit zugezogen. In der Wohnung meiner Tante brach er zusammen, als er am Nachmittage kam, um mich auf den Bahnhof abzuholen.

Lange, schwere Stunden habe ich am Lager des theuren Kranken zugebracht, von dem ich natürlich bei Tag und Nacht nicht wich. In furchtbarer Weise trat jetzt der Ernst des Lebens an mich heran. Entsetzlich peinigte mich die Furcht, der Vater könnte sterben, durch meinen Leichtsinn in den Tod getrieben. — In den Tod getrieben um welchen Preis? — Wie unendlich schal und nichtig kamen mir jetzt die Freuden vor, um die ich das Glück der Meinen, die Ruhe meiner eigenen Seele dahingegeben! Ach wie so gar hinfällig erscheint uns alle Herrlichkeit der Welt, wenn des Todes grausige Gestalt uns gegenübertritt!

Der Herr ist gnädig gegen mich gewesen über Bitten und Verstehen. Mein Vater genas. Es ging zwar langsam mit seiner Besserung, er bedurfte noch wochenlang einer unausgesetzten Pflege. Aber er wurde doch besser, ach und mit welcher Freude pflegte ich ihn! Trotz all dem Kummer, der uns beide drückte, habe ich an seinem Krankenbette unendlich schöne und segensreiche Stunden verleben dürfen.

Er war ganz umgewandelt. Keine Spur mehr von seiner früheren, harten Gesetzlichkeit war jetzt in seinem Wesen zu finden. Mit milden und doch so eindringlichen Worten wies er mich, die ich gebeugt und voll aufrichtiger Reue auf mein bisheriges Leben zurückblickte, auf den himmlischen Vater hin, dessen un-

endliche Liebe keinen zurückstößt, der sich vertrauensvoll mit demüthigem Herzen zu ihm wendet. Ich konnte wieder beten. Es war mir kein lästiger Zwang mehr, mich mit dem Worte Gottes zu beschäftigen, sondern ein Herzensbedürfnis, dessen segensreiche Wirkung ich täglich neu erfahren durfte.

Von anderer Seite ward mir wenig Trost gebracht. Meine Freundinnen, mit denen ich die zärtlichsten Scenen aufgeführt und lange Plauderstunden gehalten hatte, mit denen ich Arm in Arm spazieren gegangen war, kamen wohl ab und zu, um nach mir zu sehen. Aber sie hatten immer große Eile: bald mußten sie rasch auf die Eisbahn, um den schönen Tag zum Schlittschuh-laufen zu benützen; bald galt's, sich zum Balle frisieren zu lassen, bald eine Toilette zur nächsten Gesellschaft zu besorgen. Ich kannte dies Leben, das ich ja bisher mit ihnen getheilt, zu gut, um ihnen böse zu sein. Aber innerlich fühlte ich mich ihnen mehr und mehr entfremdet. Es war mir eine Erleichterung, als ihre Besuche allmählich seltener wurden. Ihre Welt war die meine nicht mehr.

Auch meine Tänzer und Courmacher begnügten sich damit, sich flüchtig nach meinem Befinden zu erkundigen; manche beschränkten sich darauf, einfach ihre Karten abzugeben. Mein Weggehen aus der Gesellschaft war bald verschmerzt.

Die Tante war sehr unglücklich, daß ihr Haus nun mit einemmale so still geworden sei und schalt auf Graf Sandershausen, daß er, anstatt sich jetzt aus Mitgefühl für mich von der Gesellschaft zurückzuziehen,

noch immer alles mitmache und alle möglichen jungen Damen umschwärme. Schließlich schalt sie dann allemal auf meinen Vater, durch dessen taktloses Dazwischenfahren all unsre Pläne zerstört worden seien, ohne den ich gewiß jetzt schon eine Gräfin wäre.

Meine Entgegnung, daß der Graf, wenn er mich wirklich lieb hätte, mich auch am Krankenbett meines Vaters aufsuchen würde, ließ sie nicht gelten. Ueberhaupt verstanden wir uns immer weniger und waren, glaub' ich, beiderseits froh, als meines Vaters Zustand eine längere Reise erlaubte und ich mit ihm die Universitätsstadt und das Haus meiner Tante verließ.

Von meinem Bruder hörten wir nichts mehr. Wir stellten Nachforschungen nach ihm an, so gut wir konnten; in allen Zeitungen ließ der Vater ihn bitten, doch zurückzukommen, er wolle ihm alles verzeihen, — Franz war und blieb verschollen. Lange, lange Zeit hofften wir noch. Beim Tritte des Postboten fuhren wir zusammen, weil wir dachten, er bringe uns Kunde von ihm; — wenn zu ungewohnter Zeit die Glasthüre ging, glaubten wir, er könne es sein, — in den Blättern forschten wir nach seiner Spur. Jahr um Jahr war vergangen, wir hofften nicht mehr. Jeden Abend und jeden Morgen schloßen wir den Bruder ein in unser Gebet; wir redeten von ihm mit der tiefen, trauernden Liebe, mit der man eines Verstorbenen gedenkt. Daß er wieder kommen könne, glaubten wir nicht.

Mein jüngerer Bruder, weniger begabt als der ältere, hatte die Handelschaft erlernt und siedelte sich, nachdem er etliche Jahre im Auslande zugebracht hatte,

hier an. Still und einfach in seinem Wesen, unscheinbar in seinem Aeußern, ist er doch bei allem, was er that, vom Glücke begünstigt worden. Er hat aber dadurch seinen demüthigen Sinn keinen Augenblick verloren und ist der einzige von uns drei Geschwistern, der meinem Vater keinen ernstlichen Kummer gemacht hat. Das Christenthum, das ihm in der Kindheit so zu sagen aufgezwungen worden ist, hat allmählich sein ganzes Wesen durchdrungen.

„Siehst du, Klara," sagte er mir oft, „ich bin dem Vater doch dankbar, daß er uns als Kinder gezwungen hat, in die Kirche zu gehen. Damals war es mir zwar lästig und ich suchte mich dem Zwange zu entziehen, wo ich konnte, — später aber, als ich in der Fremde war und thun und lassen konnte, was ich wollte, zog es mich aus alter Gewohnheit in's Gotteshaus. Ich habe früher nicht viel auf die Bibel gehalten, die für uns Kinder nur ein Strafbuch war; ich konnte es aber doch nicht ertragen, wenn ich in loser Gesellschaft darüber spotten hörte, und draußen in der Fremde, unter den vielen, verschiedenen Menschen, mit denen ich zu verkehren hatte, ward mir klar, daß eine sichere Bewahrung vor dem Schlechten und Gemeinen nur im lebendigen Christenthum zu finden sei."

Zu unsrer großen Freude verheiratete sich mein Bruder Emil mit einer Frau, die ganz mit ihm übereinstimmte, meinem Vater eine gute treue Tochter und mir eine liebe Schwester geworden ist.

So schwand Jahr um Jahr dahin, in stillem, friedlichem Zusammenleben. Unseres Vaters Kräfte

nahmen allmählig ab; er bat uns, nicht darüber zu klagen.

„Gönnt mir die Ruhe, liebe Kinder!“ pflegte er zu sagen; „ich sehne mich ganz von Herzen darnach. Wohl bin ich gerne bei euch und freue mich eurer Liebe. Aber wie ein Alp liegt Tag und Nacht der Gedanke auf mir, daß durch die schweren Mißgriffe, die ich bei eurer Erziehung gemacht, ich schuld an dem Unglück eures armen Bruders bin, der vielleicht jetzt noch elend und verkommen in der Fremde umher irrt. Droben erst, wenn der Herr mich reuigen Sünder zu Gnaden angenommen hat, werde ich seine Weisheit auch in Beziehung auf mein verlorenes Kind verstehen lernen. Vielleicht, daß eure verstorbene Mutter selbst mir dann meinen Franz entgegenführt.“

Eines Tages, es war an einem Sonntagmorgen, saß der Vater in seinem Lehnstuhl am offenen Fenster. Mit der warmen Frühlingsluft drang klar und deutlich der Gesang von der nahen Kirche zu uns herein. Er selbst konnte nicht mehr predigen, auch dem Gottesdienste nicht beiwohnen. Da er sich heute besonders schwach fühlte, hatte er mir erlaubt, ebenfalls daheim zu bleiben.

Sie sangen drüben das Lied: „Befiehl du deine Wege“ und waren gerade an dem Verse:

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Wo du's am mind'sten gläubst;

Er wird dein Herz entladen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Schaden
Bisher getragen hast."

Der Vater hatte die Hände gefaltet und blickte still betend nach oben. Da öffnete sich geräuschlos die Thüre; ein großer, bleicher Mann in schwarzer Kleidung stand vor uns. Verwundert schaute ich zu ihm auf; er aber eilte auf meinen Vater zu, sank vor ihm auf die Kniee und rief laut schluchzend:

„Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße!"

„Franz, mein lieber Sohn Franz!" rief der Vater und zog, vor Freude weinend, den Wiedergefundenen an sein Herz.

So war der verlorene Sohn denn heimgekehrt als reuiger Sünder, — an Leib und Seele ein neuer Mensch. Der Herr hatte ihn durch die dunkelsten Tiefen geführt, aber es war wieder Licht geworden in ihm und um ihn.

Als er damals vor den Folgen seines Leichtsinns geflohen war, hatte er sich zur neuen Welt gewandt, diesem Zufluchtsort für so viele, die hier in Noth gerathen sind. Und wie den meisten, die ohne Geld und ohne Empfehlungen hinüberkommen, so erging es ihm. Er fand nirgends Arbeit und Brot. Unter unsäglichen Mühsalen zog er nach dem Westen, wo das Goldland Kalifornien glückverheißend winkte. Dort angelangt, fand er zwar kein Gold, aber einen Zeitungs=

redakteur, einen ehemaligen Studenten, der zufällig der gleichen Verbindung angehört und auf derselben Universität studiert hatte, wie Franz. Dieser bot dem Herabgekommenen sofort eine Stelle auf seinem Bureau an.

Franz hätte nun Arbeit und Verdienst die Fülle gehabt. Der frivole Geist, der in dem Blatt herrschte, dessen Mitarbeiter er war, widerte ihn aber bald an. Denn der gute Same, der in rauher Schale von harter Hand einst in sein Herz gestreut worden war, hatte begonnen aufzugehen in den Zeiten der Noth und Franz wandte sich wieder dem Gott seines Vaters zu. Er erklärte dem Bundesbruder, nicht länger an einem Blatt arbeiten zu können, das sich's zur Aufgabe gestellt habe, alles Heilige zu verhöhnen und bat um seine Entlassung, die ihm unter spöttischen Reden gewährt wurde.

Durch diesen Vorfall ist der Pfarrer einer freien Gemeinde der Nachbarschaft auf meinen Bruder aufmerksam geworden; er forderte ihn auf, als Hilfsprediger zu ihm zu kommen. Dankbar nahm Franz dies Anerbieten an und setzte dann in seiner neuen Stellung eifrig das unterbrochene theologische Studium fort. Schließlich hat er noch ein Examen gemacht und ward zum Prediger der zerstreuten Häuflein evangelischer Christen, die in den Wäldern und Gebirgen Kaliforniens leben, ernannt. Schon vor Jahren hatte er an den Vater geschrieben; den Brief haben wir aber niemals erhalten, er muß verloren gegangen sein. Franz aber hat das Ausbleiben der Antwort als ein

Zeichen angesehen, daß ihm noch nicht verziehen sei. Nun aber, nachdem er Jahre lang in Amt und Würden war und sich das Reisegeld erspart hatte, ließ es ihm keine Ruhe mehr; er machte sich auf, um selbst die väterliche Verzeihung zu holen.

So ist meinem Vater noch die Freude zutheil geworden, den verlorenen und wiedergefundenen Sohn in die Arme schließen und aus seinen Händen das heilige Abendmahl empfangen zu dürfen. Seine drei Kinder umstanden, mit ihm im Glauben vereint, sein Sterbebett. Er ist hinübergegangen in die ewige Heimat, ein glücklicher, gesegneter Mann.

Mein Bruder Franz wollte mich mit nach Kalifornien nehmen, um ihm in seinem Amt zur Seite zu stehen; ich aber fühlte mich zu schwach einer so großen Aufgabe gegenüber. Er brauchte eine jüngere, frischere Gehilfin. Eine solche hat er nun an der Tochter eines deutschen Einwanderers in Sacramento glücklich gefunden.

Auch Emil hat mir freundlich sein Haus zur Wohnung angeboten. Doch auch dafür dankte ich, denn ich ziehe es vor, für mich allein zu sein. Das bescheidene Erbtheil meines Vaters genügt meinen Ansprüchen vollkommen und meine Schwägerin bedarf meiner Hilfe nicht. Die Sonntage bringen wir aber stets bei einander zu und ich freue mich dann jedesmal ihres schönen Familienlebens und ihrer lieben Kinder.

Mit meiner Tante stand ich lange Zeit in keiner Beziehung mehr, bis ich letzten Herbst zu ihr gerufen wurde. Sie war sehr krank, mehr geistig als körper-

lich. Ich pflegte sie nach Kräften; sie schien mich gern um sich zu haben; aber wenn ich ihr etwas von Dem sagen wollte, der allein ein unruhiges Gemüth zum Frieden führen kann, schickte sie mich weg. Ich verließ sie, ohne ihr viel genützt zu haben. Heute nun erhielt ich einen Brief, worin ihr Mann mich beschwört, doch wieder zu ihr zu kommen, sie sehne sich nach mir. Eine unbestimmte Angst quäle sie Tag und Nacht, und da meine sie, nur ich könne sie beruhigen. Morgen früh reise ich ab. Gott wolle durch mich schwaches Werkzeug sein Gnadenwerk ausführen an der armen Frau!"

„Was ist aus dem Grafen geworden?" frug Mathilde schüchtern.

„Der," erwiderte Klara mit ruhigem Lächeln, „hat sich, nachdem er nach mir noch einem Dutzend anderen jungen Mädchen den Hof gemacht hatte, mit seiner Cousine, Fräulein von Arensleben, verheiratet. Ich sehe sie manchmal an meinem Hause vorbeifahren; es geht ihnen, glaub' ich, gut." —

„Es ist noch nicht spät," meinte Juliane, nachdem Klara geendet, „wir könnten schon noch eine kleine Geschichte anhören."

„Meine ist nur kurz," sagte Lotte, „wenn ihr sie hören wollt, so hätte ich sie gern sobald als möglich vom Herzen."

„Wenn's nur noch reicht," bemerkte Ernestine und sah bedenklich auf ihre goldne Uhr. Lotte aber hörte nicht auf sie, sondern hub sofort an:

Lotte.

„Außer daß ich mein Lebenlang habe tüchtig schaffen müssen, ist mir's immer gut gegangen. Ich habe niemals wo anders gewohnt, als in unserem Lädchen in der Sparrengasse und habe von meinem Fenster aus niemalen eine andere Aussicht gehabt, als auf die Metzgerei von Peter Schweinitz, der uns gerade gegenüber wohnt. Als ganz kleines Mädchen schon mußte ich Strümpfe stricken für's Geschäft, oder auf einem Schemel hinter dem Ladentisch stehen und Band abmessen. Meine Mutter, die von Natur eine gar flinke, rührige Frau gewesen ist, wurde nach der Geburt meines einzigen Bruders an beiden Beinen gelähmt und konnte sich nicht mehr von der Stelle bewegen. Das war ein großes Unglück zumeist für sie, für uns andere aber nicht minder; denn die Mutter war eine gar ungeduldige Kranke und jagte meine Schwester Hanne und mich von ihrem Lehnstuhl aus immer hin und her. Wenn sie uns einmal nicht in voller Arbeit sah, fing sie an zu jammern und meinte, es gehe jetzt eben alles rückwärts. Was wir Kinder an Jugendfreuden genossen haben, ist uns nur durch unsere Juliane zutheil geworden. Es war allemal ein Fest, wenn wir zu ihr hinüberkommen und im Garten oder in ihrer schönen Stube mit ihren hübschen Sachen spielen durften.

Ein harter Schlag war's für meine Eltern, als ihr einziger Sohn erklärte, er wolle kein Kaufmann werden, sondern Pfarrer, und ist doch seit undenklichen

Zeiten in unsrer Familie der Brauch gewesen, daß der Sohn den Laden vom Vater übernommen hat. Besonders weit hat's keiner darauf gebracht, aber sie haben doch alle in Ehren bestanden. Der Vater sagte freilich, der Karl würde das Geschäft ganz zurückgebracht haben, ihm fehle jedes kaufmännische Geschick. Wenn er etwas abmessen sollte, so gab er immer eine halbe Elle zu viel und von einer armen Frau, die schwarz und weißen Zitz haben wollte zu einer Trauerschürze, hat er einmal gar kein Geld genommen; die Mutter aber meinte, es müsse alles drauf gehen, wenn der Karl, statt gleich nach der Konfirmation bei seinem Vater in die Lehre zu treten und nachher als Commis ihm zur Seite zu stehen, noch so und so viel Jahre lang Schulgeld kosten solle. Aber der Herr Pfarrer und Karls Lehrer haben ihr alle vorgestellt, wie unrecht es wäre, wenn man dem Jungen, der brav sei und gut lerne, seines Herzens Wunsch nicht erfüllen wollte. So mußte sie denn nachgeben und hat sich später selber gefreut, daß ihr Karl ein so braver Pfarrer geworden ist, der sie gar schön trösten konnte in ihrem Leiden und zum lebendigen Glauben hat führen dürfen, so daß sie die letzten Jahre ihres Lebens recht sanft und geduldig geworden und ruhig und selig in der Hoffnung auf ihren Erlöser entschlafen ist.

Es sollte nun eine von uns auf's Geschäft heiraten; meine Schwester Hanne machte sich aber frühzeitig davon und verehlichte sich im achtzehnten Jahre schon mit einem Musiklehrer. Da er ein tüchtiger Mann war in seinem Fach und sein gutes Auskommen

hatte, gaben die Eltern gern ihre Einwilligung; ich war ja noch da, um einen Kaufmann zu nehmen, und von uns drei Geschwistern, meinte der Vater, eigne ich mich am besten für's Geschäft.

Mir aber stand der Sinn nach ganz was anderem; ein junger Gymnasist, den mein Bruder manchmal zu uns gebracht hatte, gefiel mir gar wohl. Er war guter Leute Kind, ein frischer, munterer Geselle, der bei jedermann wohl gelitten war; aber in der Schule zeigte er sich faul und kam nicht recht vorwärts. Als Karl schon lang auf der Universität war, besuchte sein Freund Wilhelm, der zwei Jahre älter war als er, noch immer das Gymnasium. Das schien ihm aber keinen großen Kummer zu machen, er war stets heiter und guter Dinge. Zu meinen Eltern kam er nach wie vor, und sie sahen es gern; denn wenn er da war, fehlte es nie an Unterhaltung, und da seine Eltern todt waren, war's ihm in unserm Familienkreise besonders wohl.

An einem Sonntag Nachmittag war ich ganz allein im Hause. Die Eltern waren bei Hanne zum Kaffee, sie hatte die Mutter holen lassen in einer Droschke. Wie ich so hinterm Ladentisch stehe und denke: „bei dem schönen Wetter wird wohl niemand kommen, heute zieht alles hinaus!“ tritt der Wilhelm herein.

„Was willst du?“ fragte ich ihn, denn von der Kinderzeit her duzten wir uns noch; „wir haben schöne Shlipse bekommen, ganz moderne, willst einen kaufen?“

Ich holte die Schachtel herbei, in der die Shlipse

lagen und machte sie auf, um sie ihm zu zeigen. Er aber schleudert den ganzen Kram weg, daß die neuen Sachen auf dem Boden herumfahren, schwingt sich mit einem Ruck über den Ladentisch, faßt mich um den Hals und gibt mir einen Kuß. „Dein Herz will ich kaufen, Schatz!“ sagt er dabei und will mich gar nicht wieder los lassen. Ich hätt's ihm gern umsonst gegeben, war's doch schon lange sein; da kam aber der Vater dazu. Die Mutter hatte ihre Brille vergessen, ohne die sie gar nichts anfangen konnte, und da nur er wußte, wo sie war, hatte er sich aufgemacht sie zu holen.

Das gab nun eine schöne Geschichte! ich bekam eine Ohrfeige, daß mir Hören und Sehen verging; Wilhelm aber hielt meines Vaters Hand fest und schrie wie besessen: „Sie ist unschuldig, ich habe sie meuchlings überfallen!“

„So wissen Sie, daß Sie ein Taugenichts sind!“ sagte der Vater, mich loslassend, „machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Ich bin kein Taugenichts und laß' mich nicht hinausschmeißen,“ sagte Wilhelm; „ich halte hiemit in aller Form um die Hand Ihrer Tochter Charlotte an.“

Der Vater sah den unerwarteten Freier durch seine Brillengläser von oben bis unten an.

„So —!“ sagte er dann, „ein Weib nehmen wollen wir? wovon wollen wir sie dann aber erhalten?“

Wilhelm wurde glühend roth.

„Ich will arbeiten,“ sagte er, „nächsten Herbst mach' ich das Abiturientenexamen; in vier Jahren hab'

ich dann ausstudiert; zwei Jahre später werd' ich eine Anstellung haben und eine Frau ernähren können. Wir beide sind dann noch jung genug zum Heiraten."

„So meint der Herr?" spottete mein Vater, „auf solche Aussichten hin soll ich mein Kind hergeben? — Da müßt' ich ja ein Narr sein! Das kommt mir ganz und gar nicht in den Sinn."

Wie nun der Wilhelm aber so ein gar betrübtes Gesicht machte und ich so bitterlich weinte, wurde das Herz des Vaters weich.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen," sagte er; „Ihr Vormund ist damit einverstanden, das weiß ich, denn er hat früher schon mit mir deshalb geredet. Lassen Sie die Bücher liegen, Sie bringen's doch zu nichts und werden Sie Kaufmann! Bei Ihren guten Schulkenntnissen wird's Ihnen möglich sein, die Lehrzeit schon in zwei Jahren zu absolvieren; dann treten Sie als Commis in mein Geschäft, und wenn Sie sich gut machen — nun, fest versprechen kann ich nichts, — aber —"

Der Wilhelm küßte meinem Vater vor Freuden die Hand, sah mich glückselig an und stürmte fort. Im nächsten Monat schon trat er in das Springer'sche Geschäft ein; die Leute sagten, aus Furcht vor dem Abiturientenexamen. Wir wußten's besser, haben's aber keinem gesagt. Am liebsten wär' er freilich bei meinem Vater in die Lehre gegangen; der aber sagte, es schicke sich meinetwegen nicht.

Am Sonntag Abend durfte er uns allemal besuchen; darauf freuten wir uns die ganze Woche.

Zwar durfte er nicht als mein Bräutigam kommen, doch wußten wir zwei ja wohl, wie wir miteinander daran waren, und hinausleuchten bis an die Hausthür durft' ich ihm immer, wenn er heimging.

Aber wer auf der Schulbank nicht arbeiten will, der kann's auch nicht im Kaufladen. War das Studieren wider Wilhelms Natur gewesen, das Lehrlingsgeschäft war noch viel mehr dagegen. Er sah bald gar blaß und niedergeschlagen aus und klagte, wie hart es ihm gehe und wie schlecht er behandelt werde. Ich weinte heiße Thränen um ihn; der Vater aber sagte, es sei nicht so schlimm, er habe seiner Zeit viel mehr aushalten müssen.

Ein Jahr war Wilhelm im Geschäft gewesen. Es war im Frühling und recht schönes, warmes Wetter. Ich stand im Höflein hinter unserem Haus; es war uns Zeug fleckig geworden, das suchte ich nun mit Benzin rein zu machen. Des Geruches halber hatte ich die Arbeit in's Freie hinaus verlegt. Auf einmal springt einer über die Mauer, gerade vor mich nieder. Ich fahr' zusammen und stoße einen leichten Schrei aus. Es war aber ein Freudenschrei; denn ich sah, daß der kühne Springer mein Wilhelm war.

„Es riecht hier schrecklich!" sagt er.

„Das macht das Fleckwasser," erwidere ich, „komm' mir nicht zu nahe, sonst riechst du auch darnach!"

„Ist mir einerlei," erwidert er, „das nimmt die Luft wieder weg," und faßt zärtlich meine Hand, mich gar beweglich dabei ansehend.

„Was hast denn, Wilhelm?“ ruf' ich beklommen.

„Ich will Abschied nehmen!“ sagt er, „leb' wohl, Geliebte! Es geht nicht mit dem Kaufmann; ich wandere in die weite Welt, um irgendwo mein Glück zu machen. Wenn ich ein reicher Mann geworden bin und dir ein sorgenfreies Loos bereiten kann, komm' ich wieder, eher nicht. Aber treu werd' ich dir bleiben auf alle Fälle, und du mir auch, nicht wahr, mein Schatz?“

„Ach gewiß!“ rief ich, — „ist's aber dein Ernst mit dem Fortgehen?“

„Wohl ist's mein Ernst,“ sprach er, „ich ertrage die rohe Behandlung, die mir als Lehrling zutheil wird, nicht mehr. Es geht meiner Ehre zu nahe; ich müßte mir früher oder später eine Kugel durch den Kopf schießen, und da ist's doch besser für uns beide, ich gehe fort, um später wieder zu kommen. Leb' wohl, leb' wohl! von dir wird mir der Abschied schwer.“

Noch einen Kuß hat er mir gegeben und dann war er weg, wie er gekommen, über die Hofmauer. Weiß heut noch nicht, warum er nicht zur Thür hereinkam.

Und weg war er und weg ist er geblieben bis auf den heutigen Tag. Niemand hat wieder etwas von ihm gehört. Sein Glück hat er wohl nicht gemacht, sonst wär' er zurückgekehrt und hätte mich geholt.

Ich hatte lange Zeit einen schweren Stand daheim. Vater und Mutter schalten über den Ausreißer und Thunichtgut. Ich durfte gar nicht merken lassen, daß ich Heimweh nach ihm hatte. Wir bekamen einen

Commis, einen gewandten, fleißigen Menschen, der mich gern genommen hätte als Zugabe zu des Vaters Geschäft. Ich aber wollte ihn nicht und bin, trotz allem Zureden meiner Eltern, fest geblieben bei meiner Weigerung.

In diesem Fall und bei spätern Gelegenheiten — denn es hat mich noch mancher Geschäftsmann haben wollen — ist mein Bruder Karl mir eine rechte Stütze gewesen. Er wußte es meinen Eltern allemal eindringlich vorzustellen, daß es unrecht wäre, mich gegen meines Herzens Neigung zu einer Heirat zu zwingen.

Ihm — er ist schon lange Pfarrer, wie ihr wißt — ihm allein dank' ich's, daß ich habe ledig bleiben dürfen, und wenn mein Wilhelm nicht gestorben ist und sein Glück gemacht hat in der Welt und kommt, mich zu holen, so wird der's ihm auch danken bis an sein Ende." —

Nachdem Lotte ihre kurze Geschichte beendigt hatte, trat eine augenblickliche Pause ein. Keine der Freundinnen hätte es dem einfachen Mädchen, das die verkörperte Prosa zu sein schien, zugetraut, daß es eine so romantische Liebe für einen längst verschollenen Geliebten hege. Namentlich hatte sie in Mathildens Augen gewonnen, die auf dem Heimweg neben ihr ging und sie bat, jeden Sonntag Nachmittag zu ihr zu kommen; sie pflege da mit einigen jungen Freundinnen schöne Gedichte zu lesen. Nur solche, die Mathilden besonders lieb waren, wurden zu diesen Weihestunden zugelassen; es war daher eine große Ehre für Lotte,

daß auch sie aufgefordert wurde. Diese wußte sie aber wenig zu würdigen und dankte kurz und bündig dafür. An Gedichten habe sie nie Geschmack finden können, auch dürfe sie des Sonntag Nachmittags, wo ihr Vater allemal die Schwester zu besuchen pflege, selten ausgehen, erklärte sie.

Mathilde war zu gutmüthig, der Freundin diese Weigerung übel zu nehmen und trennte sich von ihr mit freundlichem Gruß.

Ernestine.

Bei ihr war's entschieden am elegantesten. Sie bewohnte mit ihrem Bruder die Beletage eines großen, schönen Hauses, das in der allervornehmsten Straße stand. Sie hatte neben dem gemeinschaftlichen Salon ein kleines, äußerst comfortables Boudoir für sich allein. Der Bruder hielt sehr darauf, daß seiner treuen Gefährtin nichts abging, was das Leben schön und angenehm machen konnte.

Hie und da ließ der Herr Legationsrath sich herab und erschien, seiner Schwester zulieb, im Kreis ihrer Freundinnen. Sie meinte, er thue diesen eine ungeheure Ehre damit an. Das war aber gar nicht der Fall. Der förmliche, elegante Herr störte nur den Fluß der zwanglosen Unterhaltung, und Mathilde, neben die er sich meistens setzte und mit der er sich am liebsten in ein Gespräch einließ, war undankbar genug, im Vertrauen gegen Karoline zu äußern: der Legationsrath sei doch ein entsetzlich langweiliger, prosaischer Mensch

und müsse mit steifen Vatermördern auf die Welt gekommen sein.

Heute Abend erzürnte er sie noch ganz besonders. Es war von Schleswig-Holstein die Rede und Mathilde äußerte in begeisterten Worten, wie es Pflicht eines jeden Deutschen sei, für diese Schmerzenskinder Germaniens mit Gut und Blut einzutreten. Darauf erwiderte der Legationsrath trockenen Tons:

„Ach, die haben's besser als unsereins, die schwimmen im Fett und trinken Grog statt Wasser."

Nur ein ernst strafender Blick aus Mathildens blauen Augen traf den Frevler nach diesen rohen Worten. Einer andern Entgegnung hielt sie ihn nicht für würdig.

Nachdem der Thee, wozu Ernestine dem Bruder zulieb noch kaltes Fleisch und Eier servierte, getrunken war, entfernte sich der Legationsrath zur geheimen Erleichterung vieler Kränzchensmitglieder und Nanette hub an:

„Nun sind noch drei von uns übrig, deren Lebensgeschichte wir nicht gehört haben: Minchen, Mathilde und Ernestine! wie steht's mit euch?"

Minchen wurde verlegen und entschuldigte sich, sie habe keine Zeit gehabt, etwas aufzuschreiben; die andern waren alle fertig und bereit, ihre Lebensläufe vorzutragen. Das Loos traf Ernestine zuerst.

„Mein Leben ist so innig mit dem meines Bruders verknüpft," hub diese an, „daß ihr eben so viel von diesem zu hören bekommen werdet, als von mir. Laßt's euch nicht verdrießen!"

Mathilde machte ein langes Gesicht, enthielt sich aber jeglicher Bemerkung und Ernestine fuhr fort:

„Meine erste, lebhafte Erinnerung aus der Kinderzeit ist, daß ich neben meinem Georg, der um ein Jahr jünger ist als ich, vor dem Todtenbette meiner Mutter stand, ohne zu ahnen, daß ich sie wirklich verlieren sollte. Sie hatte mich an sich gezogen mit ihrer letzten Kraft und hauchte einen leisen Kuß auf meine Stirne. „Sei deinem Bruder ein Mütterlein, liebes Kind!" sagte sie dabei mit schwacher Stimme und sah traurigen Blicks auf den kleinen Kerl, der mit großen, verwunderten Augen in das bleiche Antlitz der Sterbenden sah. Jetzt stürzte der Vater herein und warf sich laut weinend vor dem Lager nieder. Der Doktor kam und führte uns hinaus; als wir die Mutter wieder sahen, war sie eine Leiche, die im weißen Sterbekleid, unter einer Fülle von Blumen lag. Ich war erst fünf Jahre alt, als die Mutter starb; aber ihre Worte habe ich als heiliges Vermächtniß in meiner Seele bewahrt und bis hieher, so hoffe ich, treulich befolgt. Wie eine Henne über ihr Küchlein, so habe ich als kleines Mädchen schon über den Bruder gewacht. Ich kannte keine Freude ohne ihn. Ich war sein Pferd, wenn er Fuhrmann spielen wollte, ließ mich von ihm haschen und suchen, und wenn er einmal mit seinesgleichen spielte, so stand ich von fern und sah zu, nur damit ich ihm beispringen könne, wenn ihm ein Unglück passieren sollte. Dafür hat es aber auch niemals einen treueren und anhänglicheren Bruder gegeben, als meinen Georg. Da er der jüngste war und ein hübscher, aufgeweckter

Knabe, ward ihm von klein auf mehr Beachtung geschenkt als mir, die ich dem Aeußeren und der geistigen Begabung nach nur ein ganz gewöhnliches Mädchen war. Aber von jedem Stück Kuchen, das seine Pathin, die Frau Oberfinanzräthin, ihm schenkte, von jeder Düte Bonbons, die die Kaufleute der Nachbarschaft ihm in die Tasche steckten, gab er mir die Hälfte ab; mit jedem kleinen Anliegen kam er zu mir; ich war seine Vertraute in allen Dingen. Und als er größer wurde und mir über den Kopf wuchs, da hätt' ich den sehen mögen, der mir irgendwie zu nahe getreten wäre. Als ritterlicher Vertheidiger war er allezeit bereit, seine Schwester gegen etwaige Angriffe der Gassenjungen und sonstige Fährlichkeiten zu beschützen.

Wir hatten es gut zu Haus, obschon die Mutter fehlte. Der Vater brachte all seine freie Zeit bei uns zu; jeden Abend ging er mit uns an der Mutter Grab spazieren; daheim nahm er uns dann auf den Schoß und wir mußten ihm erzählen, was wir den Tag über, wo er auf der Kanzlei beschäftigt war, getrieben hatten. Unsere alte Magd sorgte treulich für unser leibliches Wohl und Fräulein Ritter, ein sehr häßliches, aber äußerst gutmüthiges und verständiges Fräulein, das die Dame des Hauses repräsentierte, überwachte unsere Schulaufgaben, lernte uns Klavier spielen und erzählte mir schöne Geschichten, wenn ich mit meinem Strickzeug an ihrem Nähtisch saß.

Aber dessen ungeachtet hielt unser Vater es doch für seine Pflicht, uns wieder eine Mutter zu geben. „Ich thue es nur euretwegen," sagte er, als er eines

Nachmittags uns eine wunderschöne, junge Dame zuführte, die sich zärtlich zu uns niederbeugte und jedem einen Kuß gab.

„Ihr müßt ja wieder eine Mama haben," fuhr der Vater fort; „da hab' ich euch diese hier ausgesucht; gefällt sie euch denn?"

„Du hättest uns wohl auch mit aussuchen lassen können!" sagte Georg und blickte finster auf die schöne junge Dame; „ich hätte eine andere gewählt!"

Der Vater that, als höre er ihn nicht; über das weiß und rothe Gesicht des Fräuleins aber zog ein dunkler Schatten; sie legte zärtlich die Hand auf meines Vaters Arm und bekümmerte sich nicht weiter um uns. Ich aber dachte in der Stille, mein Bruder habe Recht; so schön und elegant die künftige Mutter war, es lag etwas kaltes, finsteres in ihren Zügen, das uns Kinder instinktmäßig abstieß.

Laut weinend verließ Fräulein Ritter das Haus, das sie schön gereinigt und geschmückt hatte zum Einzuge der jungen Frau. Wir Kinder wollten sie gar nicht loslassen; es war uns ein schrecklicher Gedanke, die treue Pflegerin verlieren zu müssen.

Dann kam die neue Mutter und mit ihr wurde alles neu im Haus. Die Möbel in der Wohnstube, die Geräthschaften in der Küche, unsere Garderobe und das Dienstpersonal, das alles ward auf der Wagschale des guten Tons und der modernen Eleganz gewogen und zu leicht erfunden. Mein Vater hatte sich, wie alle Wittwer, die sich wieder verheiraten, zu einer zweiten Ehe entschlossen seiner Kinder wegen. Aber

das erste, nachdem unsere neue Mutter in's Haus kam, war, daß wir aus des Vaters Schlafzimmer in ein kleines Stübchen neben der Magdkammer verbannt wurden. Wenn der Vater des Abends nach Haus kam, durften wir nicht mehr mit ihm essen; die Mama fand es besser, uns vorher mit Milch und Brot abzufertigen; es kamen so oft Besuche zum Souper und da genierte es, wenn die Kinder dabei waren. Von den Spaziergängen nach der Mutter Grab war so wie so keine Rede mehr. Die neue Jungfer der Mama mußte jeden Nachmittag mit uns in den Schloßgarten gehen, die Eltern gingen allein spazieren.

Wenn der Vater uns einmal zu sich rief, uns auf den Schoß nahm und mit uns spielen wollte, wie er es sonst gethan, so hatte die Mama zwar niemals etwas direkt dagegen einzuwenden; aber sie fand immer Gelegenheit uns hinauszuschicken, oder des Vaters Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken:

„Ernestine, du hast deine Arbeit im Schulzimmer liegen lassen, geh' hinüber und wickle sie zusammen!"

„Georg, du hast deine Aufgaben noch nicht gelernt; erst die Arbeit, dann das Spiel, mein Junge!"

„Lieber Mann, darf ich dir die Teppiche zeigen, die man uns soeben zur Auswahl zugeschickt hat?"

Wenn wir dann fertig waren, kam gewiß irgend ein Besuch, oder die Eltern mußten ausgehen; bald wagten wir nur noch verstohlen, uns an den Vater anzuschmiegen und er! ach, mit dem scharfen Instinkt der Kindesseele fühlten wir, daß auch sein Herz uns entfremdet ward! Er hatte uns noch lieb, und konnte

uns zuweilen gar zärtlich an sich drücken; aber wenn die Mama hereinkam, ihn mit ihren großen Augen anlächelte und mit ihrer glockenhellen Stimme ihn zu sich rief, so wurden wir schnell auf die Seite gesetzt.

Sie war nicht hart gegen uns, sie schlug uns nicht und gab uns satt zu essen. Auch sorgte sie für unsere Kleider und daß wir unsere Schulaufgaben ordentlich machten. Sie gab sich Mühe mit unserer Erziehung und wurde nicht müde uns zu ermahnen, uns doch ja recht aufrecht zu halten, manierlich zu essen und hübsche Knixe zu machen. Aber lieb hatte die neue Mama uns eben nicht, und wir fühlten gar zu gut, daß alles, was sie für uns that, ihr nur als eine lästige Pflicht erschien. Und die Lust, dieser Pflicht nachzukommen, erlahmte gar bald in ihr. Wir waren lange nicht so bildsam, wie sie es wünschte und sie mußte es erleben, daß Georg, als er einer ihrer Freundinnen die Hand reichen sollte, statt dessen sich trotzig umdrehte und daß ich bei Tisch einen Teller mit Sauce über mein neues Baregekleidchen goß.

So wurden wir allmählich ganz auf unsere Kinderstube verbannt; die Mutter, die es, wie sie sich ausdrückte, über ihre Kräfte fand, „Wilde in Menschen zu verwandeln,“ überließ uns der sehr mangelhaften Aufsicht ihrer Hausjungfer. Auch der Vater rief uns selten mehr zu sich; er hatte keine Zeit mehr, sich mit uns zu beschäftigen. Ihm lag jetzt in seinen Mußestunden die angenehme Aufgabe ob, seine schöne junge Frau in die Gesellschaft einzuführen. Er machte Besuche mit ihr, sie wurden eingeladen und empfingen

wieder Gäste. Hie und da durften wir unsre reizende Mama bewundern, wie sie in prachtvoller Toilette in Gesellschaft fuhr. Aber wehe dem, der dann ihre duftigen Kleider anzurühren wagte! Der Vater selbst gab Georg einmal einen Schlag auf die Finger, als dieser mit seinen kleinen Händchen Mama's silbergrauer Schleppe zu nahe kam. Georg weinte nicht darüber, sondern ging stillschweigend hinaus und ließ sich seitdem nicht wieder herab, seine schöne Mutter in großer Toilette zu bewundern.

Die Mama bekam eigene Kinder, kleine zierliche Geschöpfe, von denen viel Wesens gemacht wurde und an denen auch der Vater eine große Freude hatte.

Um Georg und mich bekümmerte sich niemand mehr; wir hatten in der Schulstube unser eigenes kleines Reich. Sobald ich eine Nadel in die Hand nehmen konnte, stopfte ich nach bestem Vermögen des Bruders zerrissene Sachen und versuchte, ihm die Flecken aus Jacke und Höschen zu entfernen. Die Jungfer hatte dazu keine Zeit, es gab so viel mit den kleinen Kindern zu thun; auch wurden viel Gesellschaften gegeben. Unser Haus war gegen früher wie verwandelt. Durch die sonst so stillen Räume schallte am Tage lautes Kindergeschrei und am Abend das Lachen froher Gäste. Wenn ein Diner gegeben wurde, präsentierte man die Kleinen in zierlichem Aufputz zum Dessert. Mit Georg und mir konnte man keinen Staat machen, man hielt uns verborgen und brachte uns nur allerlei Reste von der Mahlzeit in die Kinderstube herüber.

Dann holte ich mir eine gebrauchte Serviette und deckte so zierlich als möglich ein Tischchen für Georg und mich. An dieses setzten wir uns dann zum fröhlichen Schmaus und waren dabei oft ebenso vergnügt, als die Gäste drüben im Salon.

Ueberhaupt hatten wir beide manche heitere Stunde in unserem kleinen Reich. Kinderbesuche mitzubringen war uns nicht erlaubt. Die Mutter meinte, nicht mit Unrecht, sie habe durch ihre eigene Familie Unruhe genug. Höchstens dich, Juliane, durfte ich ein paarmal mitbringen, aber allzu oft wurdest auch du nicht zugelassen. So mußten Georg und ich uns alles in allem sein und selten ist uns dabei die Zeit lang geworden. Bei schönem Wetter spielten wir draußen, an Regentagen suchten wir uns im Zimmer zu beschäftigen. Ich gab mir Mühe, am Soldatenspiel und andern Knabenunterhaltungen Gefallen zu finden, nur damit Georg nichts vermisse. Er klagte mir manchmal, er könne seine Aufgaben nicht verstehen; da fing ich ihm zuliebe an, seine Studien zu den meinen zu machen; ich versenkte mich in die Tiefen der lateinischen und griechischen Grammatik und lernte, daß mir der Kopf rauchte, oft die halbe Nacht hindurch. Wie glücklich war ich dann, wenn mir von einer schwierigen Regel plötzlich das Verständnis aufging und ich sie dem Bruder erklären konnte! Wenn er mir dann freudestrahlend sagte: „So, jetzt begreif' ich's erst; du kannst mir das viel besser sagen, als der Lehrer selbst," fühlte ich mich so stolz wie der vornehmste Professor. —

In der Dämmerung, wenn die Eltern drüben im

Wohnzimmer beiſammen ſaßen und wir ſie nicht ſtören durften, — höchſtens der kleine Oskar und die blondlockige Herda wurden hineingelaſſen, — und man vergeſſen hatte, uns die Lampe zu bringen, ſaßen Georg und ich beieinander und erzählten uns, was wir geleſen hatten. Alle kleinen Freuden und Leiden ſeines Schülerlebens theilte er mir mit. Auch von der todten Mutter ſprachen wir und von ihrem verlaſſenen Grab, das wir oft heimlich beſuchten und auf das wir den Blumenſamen ſäten, den wir von unſerm Taſchengeld gekauft hatten. Einſam waren wir mitten im Vaterhauſe, aber allein fühlten wir uns darum nie; Eltern, Geſchwiſter, Geſpielen erſetzten wir uns, mein Bruder und ich, und je mehr wir uns ineinander einlebten, deſto weniger vermißten wir, was uns fehlte.

Als ich nach meiner Konfirmation auf der Mama Vorſchlag in irgend eine Penſion geſchickt werden ſollte, widerſetzte ſich Georg allen Ernſtes. „Wenn Erneſtine fortgeht, ſo bleib' ich auch nicht hier,“ ſagte er zum Vater.

Ich erfaßte des Bruders Hand. „Laß uns beiſammen bleiben!“ bat auch ich.

Der Vater ſah uns einen Augenblick wie verwundert an, dann zog er uns raſch an ſich wie in alter Zeit und küßte uns.

„Ihr ſollt beiſammen bleiben!“ ſagte er dann und wandte ſich ab; ſeine Augen waren feucht vor innerer Bewegung.

Mit achtzehn Jahren kam Georg auf die Univerſität. Da mußten wir uns freilich trennen, denn

meinem leidenschaftlichen Wunsch, mit ihm zu ziehen und eine eigene kleine Haushaltung einrichten zu dürfen, wurde kein Gehör geschenkt. Auch mußte ich jetzt die Eltern auf Bälle und in Gesellschaften begleiten. Aber nur mit halbem Herzen nahm ich an diesen Vergnügungen theil; bei allem, was ich sah und hörte, interessierte mich nur das, was ich Georg wieder schreiben konnte, und viel vergnügter als im glänzend beleuchteten Festsaal inmitten einer lustigen Menge war ich, wenn ich allein in meinem Stübchen saß und lange Briefe an den fernen Bruder schrieb. Da ich von meinem Vater ein ansehnliches Taschengeld erhielt, ward mir's auch möglich, ihm hie und da eine kleine Freude zu machen und ihm auszuhelfen, wenn er einmal in Noth war. Das kam aber selten vor, denn Georg hatte einen reichlichen Wechsel und wußte seine Sachen einzutheilen. Welche Freude war mir's, für ihn zu arbeiten, ihn mit einer schöngestickten Cereviskappe, einem bequemen Lehnstuhl zu erfreuen! Seine Wäsche zu besorgen ließ ich mir nicht nehmen; er meinte, daß nur ich ihm seine Hemden glätten könne, wie er's haben wolle. So war ich, trotz der Trennung, doch immer mit ihm beschäftigt. Und dann die Ferien, wo er als flotter Bursche einzog, von den jüngeren Kindern mit Jubel empfangen, vom Vater und sogar von der Mama mit Stolz begrüßt! Den besten und herzlichsten Gruß aber hat er immer für mich gehabt. „Wo ist mein Schwesterlein?“ war seine erste Frage, wenn ich mich bei seiner Ankunft, um ihn zu necken, hinter die stattliche Stiefmutter versteckt hatte.

Das war allemal eine Zeit voll lauter Freude und Jubel für mich, wenn ich meinen Georg wieder hatte! Denn mir, mir allein widmete er den größten Theil seiner Ferienzeit; obschon das Verhältnis zwischen uns, unsern Eltern und den kleinen Geschwistern in den letzten Jahren ein besseres geworden war, als in unsrer Kinderzeit, so fühlten wir beide doch, daß wir ganz besonders zusammengehörten und hatten nach wie vor mitten im Vaterhause unser Reich für uns allein.

Früh morgens oder im Mondenschein gingen wir zusammen die lieben, altbekannten Wege, die nach dem Kirchhof führten und nach dem vergessenen Grabe der Mutter. Wenn die jüngern Geschwister zu Bett waren, so setzten wir uns in unser altes, jetzt von ihnen benütztes Schulzimmer und wurden nicht müde, von unsrer Kinderzeit, von unsrem gegenwärtigen Leben, — von der Zukunft zu plaudern. Von früher her hatten wir noch immer die Gewohnheit, einander all unsere Gedanken mitzutheilen, — sie hat uns bis heute nicht verlassen.

Auch in Gesellschaft war Georg mein treuer Cavalier; er ging von der Seite der gefeiertsten Schönheit weg, wenn er einmal sah, daß ich unbeachtet und allein war und suchte mich bei jeder Gelegenheit in's Gespräch zu ziehen.

Meine schöne, noch immer jugendliche Stiefmutter war nämlich stets beflissen, mich „drunten zu halten“, wie man im gewöhnlichen Leben sagt. Sie machte mich jünger als ich war und pflegte in mitleidig be-

dauerndem Ton von mir zu reden, wie z. B.: „meine angetretene Tochter, ein gutes, einfaches Geschöpf, — sie ist am liebsten daheim, das arme Kind.“ Ich glaubte zuletzt selbst, daß ich so sehr einfach sei und wagte im Beisein meiner glänzenden Mama den Mund nicht aufzuthun.

An meines Bruders Seite aber faßte ich Muth. Wenn er zugegen war, erlaubte ich mir, selbständig meine Gedanken zu äußern und er hatte seine Freude daran, wenn das, was ich sagte, Beifall fand. Es amüsierte uns beide königlich, wenn da und dort ein verwunderter Blick mich traf; wenn es einmal im Laufe des Gesprächs zufällig herauskam, daß ich, „das gute, einfache Geschöpf“, nicht nur englisch und französisch, sondern auch griechisch und lateinisch könne. Seinetwegen legte ich auch mehr Werth als sonst auf meine Toilette; er war so glücklich, wenn ich gut aussah und andern zu gefallen schien. Er wollte es nicht dulden, daß ich mich immer von meiner schönen Stiefmutter in Schatten stellen lasse. Wurde ich aber einmal mehr als früher in der Gesellschaft beachtet, so war das ihr, die eben gern allezeit „die schönste im ganzen Lande“ war, gar nicht recht und ich mußte nachher manch spitzes Wort über mein „kokettes Wesen“ vernehmen und wie es nicht fein sei, wenn junge Mädchen sich soviel mit Herrn unterhielten.

Und doch lag mir so gar nichts an andern Herrn und auch in meinen Zukunftsträumeu spielten sie keine große Rolle. Das Ziel meiner Wünsche war, dereinst, wenn mein Bruder eine feste Anstellung hätte, zu ihm

zu ziehen und ihm den Hausstand zu führen. Dazu aber hatte es noch gute Wege; denn erst mußte Georg noch auf fremde Universitäten gehen und dann wollte er große Reisen machen. Der ehrgeizige, junge Mann hatte die diplomatische Laufbahn im Kopf, bei der es mit der Gründung eines eigenen Herdes langsam geht. „Ich will mich gar nicht auf dich freuen, „pflegte er scherzend zu sagen; „bis ich wohlbestellter Legationsrath bin, stehst du mir sicherlich nicht mehr zur Verfügung.“

„Dann willst du deine alte Schwester vielleicht auch gar nimmer!“ entgegnete ich; denn ich befürchtete ernstlich, daß mein Bruder an irgend einem der Netze hängen bleiben werde, die ihm von verschiedenen Seiten gestellt wurden, oft von den schönsten und gefeiertsten Damen.“ —

„Ich möchte dich doch bitten, Ernestine, daß du in der blinden Liebe zu deinem Bruder nicht unser ganzes Geschlecht beleidigst!“ warf Mathilde mit zürnender Miene und blitzenden Augen der Vorleserin ein. Die andern lachten, stimmten ihr aber doch einigermaßen bei; Ernestine versprach, die betreffende Stelle ändern zu wollen und las dann weiter:

Auf kurze Zeit stand auch ich in Gefahr, meinem Plane untreu zu werden. Ein junger Assessor, der viel in meinem elterlichen Hause verkehrte, gefiel mir wohl. Nächst meinem Bruder hatte ich keinen Mann gesehen, dessen ganzes Wesen mir so viel Vertrauen eingeflößt hätte, wie das seine; neue, ungekannte Gefühle stiegen bei seinem Anblick in mir auf. Einmal, an einem Gesellschaftsabend meiner Mutter, hatten wir uns aus

dem geräuschvollen Saal hinausgeflüchtet auf den Balkon und blickten zusammen hinab auf die schlummernde Stadt, die vom Mondschein übergossen, weit und still zu unsern Füßen lag. Da erzählte er mir von seiner Kindheit und Jugend; wie arm an Freuden, aber reich an Entbehrung dieselben gewesen; wie er nur mit unendlicher Anstrengung seine Studien habe vollenden können und nun für die Zukunft seiner unverheirateten Schwestern zu sorgen habe.

„Wie kann ich daran denken," schloß er seufzend, „mich jemals zu verheiraten? denn unrecht wäre es von mir, eine Frau in ein so sorgenvolles Leben hinein zu führen." —

Er sah so traurig aus dabei, daß ich nicht umhin konnte ihn zu trösten:

„Sie können ja auch eine reiche Frau nehmen," sagte ich harmlos; ich wußte selbst nicht, daß man mich für eine reiche Erbin hielt.

„Ernestine!" rief da mein Assessor mit strahlenden Blicken, -- „o nicht des Reichthums wegen, glauben Sie, nur Ihrer selbst wegen liebe ich Sie schon lange; ich hätte aber nicht gewagt, um Sie zu werben, im Bewußtsein, daß ich nicht Sie allein, sondern auch Ihr Geld brauche, — nun aber Sie selbst mich emporziehen, — o Ernestine!" —

Trotz seinem naiven Geständnis, daß er mein Vermögen haben müsse mit meiner Person, sprach der Ton wahrer Liebe aus seinen Worten. Zum erstenmal in meinem Leben vergaß ich meinen Bruder ganz und ließ dem Freunde meine Hand, die er mit rascher Bewegung

an seine Lippen zog. Da erschien meine Stiefmutter unter der Balkonthür; ihr Antlitz war so weiß wie das Kleid, das ihre hohe Gestalt umwallte, wie die Perlen in ihrem dunklen Haar.

Den Assessor beachtete sie gar nicht; voll tiefer Seelenangst waren ihre großen Augen auf mich geheftet:

„Ernestine, weißt du, wo der Vater ist?“ frug sie mit zitternder Stimme.

Ich weiß selbst nicht, warum ich bei ihren Worten bis zum Tod erschrak; es war doch nicht so unnatürlich, daß der Vater sich von der lauten Gesellschaft zurückgezogen hatte; es war dies in der letzten Zeit öfters vorgekommen. Aber es lag etwas im Wesen meiner Stiefmutter, was mich mit bangen Ahnungen erfüllte. Ich ließ den Assessor stehen und eilte davon, den Vater zu suchen. In keinem Zimmer des Hauses fanden wir ihn, auch in Hof oder Garten war er nicht.

Ich eilte wieder zu seiner Frau. Warum war sie so fassungslos? Sie, die sonst all ihre Gefühle so gut zu beherrschen wußte, die, als Dame comme il faut, vor den Augen der Welt stets ihre ruhige, vornehme Haltung bewahrte, war, nachdem sie wirren Blicks alle Gäste nach dem Verlorenen gefragt hatte, auf einer Chaiselongue in dem kleinen, blumengeschmückten Kabinet, das an den Speisesaal stieß, zusammengesunken. Ihr gegenüber an einer Marmorconsole lehnte ein junger Mann, den ich wohl kannte. Es war ein vornehmer Herr, der als großer Verehrer des weiblichen Geschlechts im allgemeinen und meiner schönen Stiefmutter insbesondere galt. Man sah

die beiden in Gesellschaft oft beisammen; mich wunderte es nicht, ihn auch jetzt in ihrer Nähe zu finden. Er sah besorgt nach ihr hinüber, sie schien ihn gar nicht zu bemerken.

„Hast du ihn gefunden?“ rief sie mir angstvoll zu. Ich schüttelte stumm mit dem Kopf; sie barg das Gesicht in den Händen, ihr ganzer Körper bebte. — Die Gäste merkten bald, daß etwas im Hause nicht richtig sei und entfernten sich eins nach dem andern. Mit Anstrengung hatte Mama sich erhoben, um sie zu verabschieden. Es lag etwas unheimliches in dem Lächeln, zu dem sie sich dabei zwang.

Zuletzt von allen ging der vornehme junge Herr. Er nahm ihre schlaff herabhängende Hand und sah sie flehend an: „Beruhigen Sie sich, Helene!“ hörte ich ihn flüstern, „er hat uns ganz gewiß nicht gesehen!“

Ich hatte mich erschöpft in eine Fensternische zurückgezogen, die beiden glaubten sich unbemerkt. Bei den Worten des jungen Mannes fuhr ich wie von der Natter gestochen auf. Wie durfte er sich gegen meines Vaters Gattin einen so vertrauten Ton erlauben? — Das also war's, armer, armer Vater! —

Meine Stiefmutter schleuderte ihres Verehrers Hand zurück, als wäre sie giftig: „Gehen Sie, gehen Sie!“ stöhnte sie; „er sah uns doch; es war sein Tod.“ —

Der junge Mann ging mit verstörtem Antlitz fort, die Stiefmutter aber sank ohnmächtig in meine Arme.

Meinen Vater hat man am andern Morgen todt

aus dem ſchmalen, aber tiefen Kanal gezogen, der unweit unſres damaligen Hauſes das elegante Stadtviertel von der Altſtadt trennt. Er habe ſich, ſo hieß es, aus der Hitze des Saals in's Freie geflüchtet und ſei dann unverſehens in das dunkle Waſſer geſtürzt. Es war zwar Mondſchein in jener Nacht, doch lag die Stelle, wo er hineinfiel, im Schatten; es brennt ſeitdem jede Nacht eine Laterne daſelbſt.

Was ihn in den Tod getrieben, ich weiß es nicht, ich ahne es nur. Meiner ſchönen Stiefmutter rabenſchwarzes Haar iſt grau geworden in der einen Nacht, die ſie an ſeiner Leiche durchwacht hat; wenn ſie wirklich mit ihres Mannes Ehre ein frevles Spiel getrieben, ſo mußte ſie das ſchrecklich büßen. Schlecht war ſie nicht, aber eitel und gefallſüchtig, und ließ ſich von der Gelegenheit des Augenblicks zu Dingen hinreißen, die ſie nachher bitter bereute.

Nach meines armen Vaters Tod hat ſie ſich ganz von der Welt zurückgezogen und lebte mit ihren drei Kindern einfach und ſparſam von ihrer kleinen Penſion. Eine große Geldunterſtützung, die beſagter vornehmer Herr ihr angeboten haben ſoll, habe ſie mit Entrüſtung zurückgewieſen. Wir Geſchwiſter haben ihr vor Gott verziehen, doch ſtehen wir ſeit unſres Vaters Tod in keinerlei Verbindung mehr mit ihr.

Vermögen hat mein Vater keines hinterlaſſen. Bei der koſtſpieligen Lebensweiſe, die im Hauſe meiner Eltern geführt wurde, war ſein großes Einkommen alljährlich aufgebraucht worden. Nur ich beſaß mein mütterliches Erbtheil noch.

Es war am Tage vor unserm Auszug aus dem Elternhause. Leer und öd standen die sonst so reich geschmückten Räume. Es hatte alles verkauft werden müssen, um die vorhandenen Schulden zu decken, nur wenige einfache Stücke nahm die Mutter in ihre neue Wohnung mit.

Allein und traurig saß ich auf dem Balkon, auf dem ich in jener Nacht gestanden und, so wähnte ich, meines Lebens letzte glückliche Stunden verbracht hatte. Vor mir lag ein Brief, den ich soeben erhalten. Er war von dem Assessor. Dieser bat mich darin in schönen einfachen Worten, aus meiner zertrümmerten Heimat an sein Herz zu flüchten, so bald als möglich die Seine zu werden. Lockend und glückverheißend klang mir dieser Ruf, — durfte ich ihm nicht folgen?

Da trat Georg zu mir. Er war, gleich nachdem er die Schreckenskunde von des Vaters Tod erhalten, von der Universität herbeigeeilt und war uns in der verflossenen schweren Zeit eine treue Stütze gewesen. Er hatte keine Ahnung von des Assessors Brief, den ich bei seinem Eintritt schnell in die Tasche steckte.

„Ernestine," sagte er, und seine schönen Augen ruhten mit müdem, traurigem Ausdruck auf mir, „wir haben noch gar nicht von unserer Zukunft geredet. Die deine ist gottlob gesichert, von den Zinsen deines kleinen Kapitals kannst du unter dem Schutz einer angesehenen Familie standesgemäß leben. Mein Geld habe ich aufgebraucht; da der Vater mir niemals Einschränkungen zumuthete, glaubte ich, er sei reich und ich hätte später noch etwas von ihm zu erwarten. So habe ich mehr

gebraucht, als ich sollte. Kaum kann ich mit dem Rest meines mütterlichen Vermögens mein letztes Studienjahr vollends absolvieren und muß sehen, daß ich mich gleich nach zurückgelegtem Examen irgendwo als Rechtsanwalt niederlasse."

„Du willst der Staatscarrière, der Diplomatenlaufbahn entsagen? O Georg, das wird dir schwer werden!"

„Ja," erwiderte er mit gepreßter Stimme, „es wird mir schwer, aber es muß sein!"

Ich zerknitterte den Brief in meiner Tasche. Das Bild meiner Mutter, wie sie mir sterbend das Brüderlein an's Herz legte; die lange, gemeinsam verlebte Kinderzeit; all die verflossenen Jahre, in denen der Bruder mir alles in allem gewesen, zogen an meiner Seele vorüber: — mein Entschluß war gefaßt.

„Georg," sagte ich, „du darfst der Laufbahn nicht entsagen, in der du Großes zu wirken bestimmt bist. Nimm mein Geld, ich brauche es nicht! Warum soll ich nicht arbeiten wie so viel andere? Als Erzieherin oder Stütze der Hausfrau kann ich mir leicht meinen Unterhalt verdienen. Wenn du erst dein Ziel erreicht hast, kannst du mir heimzahlen, was ich dir jetzt gebe."

Mein Bruder sträubte sich freilich lange gegen diesen Vorschlag. Aber es gelang mir schließlich doch, ihn zur Annahme desselben zu bewegen. Am folgenden Tage theilte ich dem Assessor mit, daß ich arm sei wie er und darum für's erste die Seine nicht werden könne. Georg hat von der ganzen Sache natürlich nichts erfahren.

Ich habe meinen Entschluß niemals bereut. Nach einigen Jahren angestrengter, aber nicht freudloser Thätigkeit durfte ich in die Heimat ziehen, die mein Georg mir so schön und freundlich zugerichtet hat. Ich weiß ihn in einem Berufe, der ihm zusagt und in dem er Bedeutendes leistet. Mit Stolz und Freude sehe ich ihn von Stufe zu Stufe steigen; ihm wird für seine Leistungen in reichem Maße die Anerkennung zutheil, die er verdient, und in nicht allzulanger Zeit wird er sein Ziel vollständig erreicht haben; er hat gegründete Hoffnung, bald einen Gesandtschaftsposten zu bekleiden!"

„Hat der Assessor sich verheiratet?" frug Nanette, als Ernestine ihre Erzählung beendigt hatte.

„Nein, er nicht," erwiderte diese erröthend, „aber seine Schwestern, die bis jetzt bei ihm gewesen sind. Er lebt hier in einer angesehenen Stellung und verkehrt viel mit meinem Bruder. — Aber," fuhr sie rasch fort, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, „von mir wißt ihr jetzt alles; wie wär's, Mathilde, wenn du nun deine Lebensgeschichte zum besten gäbest?"

„Dazu reicht's wohl kaum mehr," bemerkte Minchen schüchtern; „Sie haben gewiß recht viel geschrieben, Fräulein Mathilde?"

„Nein," erwiderte diese lächelnd; „was mein Leben reich macht, sind Herzenserfahrungen, innere Freuden, die sich nicht in Worten ausdrücken lassen. Nur weniges habe ich für den Kreis meiner Freundinnen aufgeschrieben, wollt ihr's hören?"

Mathilde.

Auf das freundliche Zureden der andern hub die jüngste der Freundinnen mit ihrer angenehmen, klangvollen Stimme zu lesen an:

„Ich bin meiner Eltern einziges Kind; einsam zwischen Blumen und Bäumen bin ich aufgewachsen mitten im Wald. Doch habe ich niemals meine Einsamkeit drückend gefühlt; nie sehnte ich mich darnach, mein stilles Waldleben gegen ein lustiges Zusammensein mit andern Kindern zu vertauschen, und so gern ich drunten im Pfarrhaus mit meiner lieben Karoline und ihren Geschwistern dem Unterricht unseres würdigen Pfarrers beiwohnte, so sehr freute ich mich, wenn ich aus ihrem fröhlichen Treiben wieder in unser altes Kloster, die Amtswohnung meiner Eltern, zurückkehren konnte.

Der Gang durch den Wald in's Dorf hinunter war so schön, besonders des Morgens, wo der thaufrische Wald im Sonnenglanze vor mir lag und die Vöglein auf den Zweigen mir ihr liebliches „guten Morgen“ zuriefen! Ueber dem grünen dämmrigen Weg wölbten sich die Bäume einem gothischen Dome gleich, und zur Seite rauschte, halb im Grün versteckt, der kristallhelle Bach über die bemoosten Steine dahin. Damals schon ist in der wundervollen Harmonie der Schöpfung eine Ahnung des wahrhaft Schönen in meiner Kinderseele aufgegangen.

Es war schön im Walde draußen, aber schön war's auch drinnen in unsrer Klosterwohnung, zu deren hohen

Spitzbogenfenstern die Bäume hereinblickten. Wenn ich des Nachmittags an meiner Mutter Seite in der tiefen Fensternische des Wohnzimmers saß, war es so stille rund umher, daß man draußen in den langen Gängen die Gewänder der Klosterfrauen, die vormals hier gelebt, rauschen zu hören vermeinte.

War ich fertig mit Handarbeit und Schulaufgaben, so eilte ich hinaus in den Wald, ein Buch in der Hand. Da setzte ich mich dann an mein Lieblingsplätzchen, unter eine hohe Eiche, die auf einer kleinen Lichtung stand. Durch einen Rahmen grüner Bäume sah man das alte Kloster malerisch am blauen Weiher liegen; sonst bildete dicht aneinander gedrängtes Buschwerk rund um die Eiche herum eine feste Wand.

Da lag ich denn auf dem grünen Moosteppich und las und las, bis die Schatten des Abends sich immer tiefer auf die Gegend niedersenkten, bis aus dem blauen See duftige weiße Nebelschleier emporstiegen und drinnen im Walde das geheimnisvolle Leben der Nacht in eigenthümlichen Tönen sich zu regen begann. — Dann war mir's, als erwachten die Gestalten, die meine Bücher mir vorgeführt, zum Leben und nahten sich mir. Ich sah die schöne Melusine, wie sie, in ihren weißen Schleier gehüllt, mit schmerzlichen Klagen durch die Lüfte schwebt; — die Nixe mit den meergrünen Augen stieg aus dem Wasser empor; — zu meinen Füßen tanzten die Elfen im Gras und die Waldfee mit dem grünen Eichkranz in den Locken theilte hinter mir die Zweige. So saß ich und träumte, bis endlich der Schlag der Klosterglocke, das Bellen eines Hundes

drunten im Thal, mich jählings aufschreckte und ich, meiner einsamen Lage mit einemmale mir bewußt, mich zu fürchten begann und geflügelten Schritts hinuntereilte in's Haus.

Meine Mutter war öfters leidend und zog sich dann immer gleich nach dem Abendbrot zurück. Der Vater, der oftmals früh morgens auf die Jagd mußte, begab sich deshalb auch bald zu Bett, wenn er nicht in's Klosterwirthshaus ging, wo die Honoratioren der Nachbarschaft zusammenkamen. Ich setzte mich dann in die Küche, wo neben dem flackernden Herdfeuer die Mägde saßen und der Jägerbursche. Die lodernde Flamme warf einen phantastischen Schein auf ihre sonnenverbrannten Gesichter, während rund um uns her in dem hohen, gewölbten Raum der alten Klosterküche tiefes Dunkel herrschte. Da wurden denn, während die Mägde spannen und der Jägerbursche des Vaters Gewehr polierte, mit geheimnißvollem Tone Gespenstergeschichten erzählt. Die alte Line, die schon beim früheren Oberförster Köchin gewesen war und als eine Art Inventarstück sich auf uns vererbt hatte, wußte am meisten. Sie hatte mehr als einmal schon die neben der Geiselkammer eingemauerte Nonne seufzen hören, und als sie einmal um Mitternacht aus unbekannten Ursachen durch den Kreuzgang schritt, war ihr das adelige Fräulein begegnet, das man einstmals wider Willen als Nonne eingekleidet hatte und das kurz darauf vor Gram gestorben war. Seitdem läßt es sich nächtlicher Weile im Kreuzgang blicken und fleht jeden, der ihm begegnet, um Befreiung an.

„Hätt'st du sie geküßt, so wär' sie erlöst gewesen!" sagte der romantische Jägerbursche.

„Gott soll mich bewahren, so ein Leichengesicht!" rief Line entsetzt und wußte zum Schluß noch von einer schrecklichen Geschichte, die ihrer seligen Mutter hier im Kloster passiert sei, die sich aber gar nicht erzählen lasse, so schauerlich sei sie. Nun begannen wir alle uns erst recht zu fürchten; die Geschichte von der „gelben Gräfin", die Doris, das Stubenmädchen, uns noch erzählte, kam uns lange nicht so grausig vor, als das unsagbare Etwas, das Line uns verschwieg. Die gelbe Gräfin ging nämlich nicht im Kreuzgang, sondern in den obern Räumen des Klostergebäudes um. Sie war eine Aebtissin gewesen und so stolz und hoffärtig, daß sie mehr als einmal, aller Klosterregel zuwider, ihr geistlich Gewand mit weltlichen Kleidern vertauschte. Aber einmal trieb sie's gar zu weit und empfing den frommen Abt eines benachbarten Klosters in einem tief ausgeschnittenen Gewand von schwefelgelber Seide. Da soll der heilige Mann sich entrüstet abgewandt haben mit dem Ruf: „Du trägst die Farbe der Hölle, du Teufelsbraut!" In derselben Nacht hat der Teufel dann auch die sündige Aebtissin geholt; man zeigt noch jetzt das Loch in der Wand, durch das der höllische Bräutigam sie entführt haben soll."

„Er hat sie aber doch nicht ganz mitgekriegt, wenn sie noch immer im Kloster zu sehen ist," scherzte Karoline.

„Störe die poetische Wirkung meiner Geschichte nicht!" wies Mathilde die prosaische Freundin zurecht und fuhr dann zu lesen fort:

„Der Jägerbursche wußte gar viel von den Geheimnissen des Waldes zu erzählen, vom wilden Jäger und von dem Hirsch mit schwarzem Geweih, den keine Kugel trifft und der für den, welcher ihn erblickt, ein Zeichen seines nahen Todes ist. — Diese Unterhaltung ging so lange fort, bis das Feuer anfing, niederzubrennen und eine der Mägde mit einem Schrei in die Höhe fuhr und entsetzt nach der dunklen Ecke deutend ausrief: „Dort steht die Nonne!" Zitternd barg ich mein Gesicht in die Schürze der alten Line und wurde von dieser schleunigst zu Bette gebracht.

So wunderschön der Wald im Winter ist, wenn der Reif an den Bäumen gleißt und glitzert wie lauter edles Gestein und der weiße Schnee den Grund so friedlich deckt, so durfte ich ihn in dieser Jahreszeit doch nur selten besuchen, höchstens auf dem Weg zur Schule freute ich mich seiner strengen Schöne. Doch, wenn auch die allzu ängstliche Mutter mir den Aufenthalt im Freien versagte, — unser altes Kloster bot in seinem Innern genug Stoff zur Unterhaltung. Ich wanderte durch die hohen Bogengänge und stöberte in den alten Gewölben umher; die ehemaligen Zellen der Nonnen, die jetzt freilich nur zur Aufbewahrung alten Gerümpels dienten, durchstreifte ich und dachte mir all diese stillen Räume wieder von jenen ruhigen Gestalten belebt, die ihres Herzens Wünschen und Hoffen, alles Glück und Leid der Welt einst hinter diesen dicken Mauern begraben hatten.

Auf meine Bitten wurde mir nach der Konfirmation eine der kleinen Zellen zur Verfügung gestellt.

Ich holte mir eine junge Epheupflanze aus dem Walde und pflanzte sie so ein, daß die Fensternische nach und nach von grünem Laub umzogen wurde. Alles, was mir lieb und theuer war: meine Bücher, meine Schreibmaterialien, Stickrahmen und Zeichengeräthe trug ich in das enge Gemach. Köstliche einsame Stunden verbrachte ich daselbst. Bis tief in die Nacht hinein saß ich am Fenster und schaute hinab auf das kleine Klostergärtlein zwischen den Mauern des Kreuzgangs, und gedachte derer, die vor mir da hinunter geschaut haben mochten. Der Geist stiller Resignation und leisen, frommen Waltens schien mich da zu umwehen. Ich bin mir zuletzt selbst wie eine Klosterjungfrau vorgekommen und lebte fern vom Getümmel der Welt, nur meinen Träumen und Idealen.

Bei der Vorliebe meiner Mutter für Stille und des Vaters Abneigung gegen allen gesellschaftlichen Zwang wurde ich meiner klösterlichen Einsamkeit nur selten entrückt. Von jungen Leuten sah ich, außer meines Vaters jeweiligem Forstpraktikanten, nur wenige, und die Art, wie der eine oder der andere von ihnen sich mir näherte, kam mir so wenig ritterlich vor, daß ich davon stets mehr abgestoßen als angezogen wurde."

„Du warst auch so unnahbar, schon als kleines Mädchen. Obwohl jünger als wir alle, wagte von unsern Jungen keiner, dich zu necken oder zu quälen," warf Karoline lachend ein, „und als du herangewachsen warst, galt ‚das Klosterfräulein', wie man dich in der Nachbarschaft nannte, allen als ein höheres Wesen, dem kein Sterblicher sich zu nahen wagte."

„So schlimm wird's nicht gewesen sein," lächelte Mathilde und fuhr zu lesen fort:

Ich träumte bisweilen von einer stolzen, edlen Gestalt; von einem Manne mit einem Kinderherzen und einer Heldenseele; von einer Liebe, wie sie die Dichter besingen, die zart und rein im Ausdruck, voll Glut und Feuer in ihrem Wesen ist. Aber

„Ach glaub' mir, solch ein Lieben wär
Für diese Welt zu schön;
O spare diesen süßen Traum
Für jene Himmelshöh'n!"

spreche ich mit meiner englischen Lieblingsdichterin und ergebe mich zufrieden in mein Geschick, das mir, wenn meines Herzens innerstes Sehnen auch unverstanden blieb, doch noch so vieles gelassen hat, wodurch ich mein Leben schön und reich gestalten kann. Wohl zieht mich, seit mein Vater hieher versetzt worden ist, das Herz noch oftmals nach dem alten Kloster und nach dem Wald zurück; aber dafür finde ich in der Stadt so manche geistige Anregung, die mir dort fehlte. Da meine Eltern mir vollkommen Freiheit lassen, kann ich hier auch meine bescheidenen Talente besser ausbilden, als in der ländlichen Einsamkeit, und die bewegenden Fragen der Zeit, von denen nur wenige in unsern Wald gedrungen sind, treten hier in der großen Stadt mächtig und erhebend an uns heran."

„Was würde nur aus Schleswig-Holstein werden, wenn du nichts davon gehört hättest und dich nicht dafür interessieren würdest?" sagte Ernestine mit gutmüthigem Spott.

„Bist du schon fertig?“ fragte Karoline, als Mathilde ihr Heftchen schloß; „du hast noch nicht alles gesagt.“

„Karoline!“ rief Mathilde und wurde glühend roth.

„Vollkommene Offenheit wird verlangt!“ sprach Nanette.

„Man kann gewisse Dinge nicht niederschreiben,“ sagte Mathilde, mit Glut übergossen.

„Nicht niederschreiben, aber sagen,“ meinte Juliane, die doch auch ein wenig neugierig war.

„Nun ja denn,“ sagte das gequälte Mädchen, „damit ihr nicht meint, es stecke mehr dahinter als in Wirklichkeit der Fall ist, sollt ihr hören, daß seit einiger Zeit mir von unbekannter Seite her auf zarte Weise allerlei sinnige Geschenke zugeschickt werden. Jeden Samstag Abend steht ein prachtvolles Blumenbouquet auf meinem Schreibtisch; wünsche ich mir ein Buch, — so liegt es eines schönen Tages da, ohne daß ich weiß, wo es herkommt; die neuesten Noten, hübsche Bilder, — das alles wird mir wie von Feenhand bescheert, und ich habe keine Ahnung, wer der Geber eigentlich ist; denn sonst müßte ich die Sachen ja zurückschicken.“

„Kann's nicht auch eine Geberin sein?“ frug die prosaische Lotte. Dagegen protestierte Mathilde aber ernstlich; man merkte dabei, daß sie sich mehr, als sie zeigen wollte, in Gedanken mit ihrem unbekannten Ritter beschäftigte.

Mit einemmale hörte man ein Geräusch im Nebenzimmer; die Mädchen fuhren zusammen.

„Es wird doch um Gotteswillen dein Bruder nicht sein!“ rief Mathilde im höchsten Grade erschrocken.

Ja wohl, der Legationsrath war's, und niemand wußte, wie lang er im Nebenzimmer verweilt hatte; denn er trat bereits im bequemen, aber sehr kleidsamen und eleganten Hausrock zu den Gästen seiner Schwester. Verlegen und verwirrt wollten diese sich so rasch als möglich verabschieden, doch er hielt sie zurück.

„Erlauben Sie, meine Damen,“ sagte er mit feinem Lächeln, „wie viel von Ihnen sind noch im Rückstand mit Ihrer Lebensgeschichte?“

Allgemeine Entrüstung malte sich auf allen Gesichtern. „Ernestine, du hast uns verrathen!“ rief Mathilde vorwurfsvoll. — Der Legationsrath that, als hätte er gar nichts gehört und fuhr in ruhigem Tone fort: „Wie ich erfahren habe, wollen die Damen ihre Biographieen dem Druck übergeben, um sich dadurch zu verschiedenen angenehmen und nützlichen Zwecken die Mittel zu verschaffen. Ich zweifle nicht, daß Ihr Vorhaben gelingt; doch möchte ich mir, als der Bruder eines Kränzchensmitgliedes und also quasi auch einer von den Ihren,“ — hier machte Mathilde Miene zu protestieren, der Legationsrath ließ sich aber nicht stören — „die hohe Vergünstigung ausbitten, nicht auf indirektem, sondern auf direktem Wege, etwas zu den verschiedenen, projektierten Ausgaben beitragen zu dürfen.“

„Schon lange,“ — hier wurde des Legationsraths Stimme weich und seine Augen glänzten eigenthümlich feucht — „möchte ich denen meinen Dank aussprechen,

die meiner Schwester einsames Leben durch ihre Freundschaft erheitern und verschönen, und als ein großes Zeichen Ihrer Gunst würde ich es ansehen, wenn Sie, meine Damen, bei der Landpartie des Kränzchens, die am ersten schönen Frühlingstag stattfinden soll, meine Gäste sein wollten."

Die Mädchen wußten nicht recht, was sie zu diesem unerwarteten Anerbieten sagen sollten; Juliane aber ergriff mit sicherm Takt das Wort; sie stand auf und reichte dem Legationsrath freundlich ihre kleine, weiße Hand.

„Dem Bruder unsrer Freundin dürfen wir seine Bitte nicht abschlagen," sagte sie lächelnd; „ich bin gewiß, daß niemand etwas dagegen hat, wenn ich in unser aller Namen Ihren gütigen Vorschlag mit Dank annehme."

Es hatte auch niemand etwas dagegen; nur die stolze Mathilde flüsterte Nanette zu, sie finde eigentlich doch, daß es herabwürdigend für Mädchen sei, von einem Herrn eine solche, doch nicht recht motivierte Einladung anzunehmen, und wenn er zehnmal der Bruder einer Freundin wäre.

„Ei was!" erwiderte diese ganz laut, „das ist unnöthige Großthuerei! Herr Legationsrath, wir lassen uns recht gern von Ihnen spazieren führen; in vier Wochen, denke ich, ist das Wetter schön genug dazu; wir wollen nur gleich ausmachen, wohin es gehen soll!"

Die andern lachten und trotz der vorgerückten Stunde setzte man sich noch einmal; nur das arme Minchen rief die Pflicht ab; sie schlich sich in aller Stille von dannen.

Der Legationsrath ließ hierauf noch feines Confekt und süßen, griechischen Wein bringen; ein unerhörter Luxus für das Kränzchen! Man stieß an und wurde schließlich so gut Freund mit Ernestinens Bruder, daß man ihn förmlich und feierlich zum Ehrenmitglied des Kränzchens ernannte. Selbst Mathilde, das Klosterfräulein, thaute auf und entwickelte eine liebenswürdige Heiterkeit, die ihr sehr gut stand. Sie setzte sich zum Schluß an's Klavier und sang mit ihrer glockenhellen Stimme: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb," — es fiel ihr gar nicht ein, daß es eigentlich schrecklich unpassend war, ein solches Lied in Gegenwart eines fremden Herrn zu singen.

Bis gegen Mitternacht blieb man beieinander und da geschah das Wunder, daß Mathilde sich vom Legationsrath heimbegleiten ließ.

Minchen.

Am nächsten Kränzchensabend war noch viel die Rede von der lustigen Feier bei Ernestine und man freute sich sehr auf die Landpartie, die auf des Legationsraths Vorschlag hin nach Kloster Waldenburg, Mathildens Jugendheimat, gehen sollte. Der Frühling hatte dem Kalender nach schon angefangen und schien auch mit warmer Luft und Sonnenschein in Wirklichkeit einziehen zu wollen.

„Wenn's je nicht so schön ist, daß man im Wald

spazieren gehen kann, so finden wir ein gutes Unterkommen im ‚Heiligen Kreuz‘, das ein vortreffliches Wirthshaus ist und mit dem Kloster zusammenstößt,“ sagte die praktische Karoline, die mit der Oertlichkeit wohl vertraut war.

„Ach, da ist's schön!“ rief Mathilde; „der Speisesaal ist mit Bildern aus ‚Paul und Virginie‘ geschmückt und hat mir als Kind das prächtigste geschienen, was es auf Erden geben könne.“

„Aber wir vergessen ganz, daß wir Minchens Lebensbeschreibung noch zugute haben,“ mahnte jetzt Juliane.

„Ach,“ sagte Minchen erröthend, „ich habe gar nichts aufgeschrieben, es ist bei mir kaum der Mühe werth.“

„So erzählen Sie's mündlich, liebes Minchen,“ sagte Nanette freundlich; „Mathilde ist dann vielleicht so gut und schreibt es gelegentlich nieder.“

„Gerne, wenn ich's gut genug mache,“ sagte diese, und mit anfänglich etwas zitternder Stimme begann Minchen zu erzählen:

„Meine Eltern sind früh gestorben, und schon in meinem achten Jahr bin ich zu fremden Leuten gekommen. Zuerst war ich bei einem Schulmeister in der Kost; es waren brave Leute, aber sie hatten viele Kinder und ein spärliches Einkommen. Besonders vergnüglich ist es da nicht hergegangen; man wußte des Abends oftmals nicht, was man am andern Morgen essen sollte, und die Kinder waren unartig und unreinlich, schrieen und zankten sich den ganzen Tag. Ich

gab nur ein geringes Kostgeld und mußte der Schulmeisterin helfen von früh bis spät. Sie ließ mir einen kleinen Eimer machen, in dem ich Wasser holen mußte, und wenn ich meine Schulaufgaben lernte, so schleppte ich daneben das Kleinste herum. Ich hätte gerne etwas gelernt, und hatte Freude am Lesen und Schreiben, aber Zeit hab' ich niemals dazu gehabt. Johannes, der Sohn des Pfarrers, der gerade in meinem Alter war, brachte mir hie und da Bücher von seinem Vater und die las ich dann so nebenher, wenn ich einmal einen freien Augenblick hatte. Das ist aber gar selten vorgekommen. Als ich in den Konfirmandenunterricht kam, da hat meine schönste Zeit begonnen. Das Leben ist mir bis dahin oft recht schwer geworden; ich habe oftmals, wenn ich andere Kinder so vergnügt bei ihren Eltern spielen sah, fragen müssen, warum mir denn so gar nichts von der Kindheit Lust und Freude beschieden sei? Der Arbeit wegen war mir's nicht; ich hätte gern den ganzen Tag geschafft, wenn mir dabei nur auch ein bißchen Liebe zutheil geworden wäre. Aber es hat mich im Hause niemand mögen; die Frau Schulmeisterin war keine böse Frau, aber sie hatte viel Mühe mit ihren Kindern und dabei noch die Sorge um's tägliche Brot, und gesund war sie auch nicht. Da ist sie denn oft recht verstimmt und verdrießlich gewesen, und da sie ihrem Mann, der gleich heftig und jähzornig wurde, nicht mit Klagen kommen durfte, ließ sie ihren Verdruß allemal an mir aus; ich mußte es mehr als einmal hören, daß ich ihren Kindern das Brot wegesse, obgleich ich mein Kostgeld bezahlte und

ihr eine Magd erspart habe. Die Kinder hingen wohl an mir in ihrer Art; aber es machte ihnen dann wieder Freude, mich bei ihren Eltern anzuschwärzen; alles Böse, was geschehen war, wurde mir in die Schuhe geschoben; ich fühlte eben, daß sie mich nicht als zu ihnen gehörig ansahen und mitten in dem Gewühl der vollen Stube war mir's oft recht einsam zu Muthe.

Aber im Konfirmandenunterricht sagte der Herr Pfarrer uns recht klar und schön, daß hienieden unsere rechte Heimat nicht sei und daß, ob wir uns noch so unglücklich und einsam fühlten, eine Fülle von Segen für uns bereit stehe, wenn wir nur an die rechte Thür klopfen wollten. „Ob ihr auf Erden auch keinen einzigen Freund besitzet," sagte er uns, „da droben habt ihr einen, dem ihr getrost all euer Leid klagen dürft und der das rechte Herz hat für alles, was euch drückt."

„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige alles zufallen," — dieser Spruch, den der Herr Pfarrer uns am Anfang des Konfirmandenunterrichts zugerufen hat, ist seither mein Leitstern und Wahlspruch geblieben und niemals hat ein Unglück mich so schwer getroffen, daß es mir den Frieden hätte rauben können, den dieses Wort mir gab.

Ich bin im Lernen nie die stärkste gewesen; aber ich habe doch mehr nachgedacht als andere Kinder, da die schmerzlichen Erfahrungen meines jungen Lebens mich frühe reif gemacht haben. Der Herr Pfarrer hatte eine Freude an meinen Antworten im Unterricht,

er sprach manchmal auch außer der Stunde mit mir und ich durfte ihm öfters Hefte in's Haus bringen, wo ich dann in die Stube kam und mit ihm und der Frau Pfarrerin reden konnte. Es kam mir da vor wie im Himmel, so still und friedlich war es bei ihnen.

Am Konfirmationstage hätte ich gern ein Stündlein still für mich verbracht, aber das wurde mir nicht zutheil. Mein Vormund war den ganzen Tag da; der Schultheiß, Herr und Frau Pfarrer waren auf den Nachmittag zum Kaffee geladen worden; da mußte ich, gleich wie ich aus der Kirche kam, der Schulmeisterin beim Kochen helfen und nach Tisch alles aufräumen und für die Gäste herrichten. Dann waren an diesem Tage die Kinder unartiger als je; wenn ich eben sitzen wollte, — und ich sollte den Ehrenplatz an des Herrn Pfarrers Seite einnehmen! — so schrie eines da und das andere dort, und mit dem ruhigen Sitzen war es vorbei.

„Sie sehen", sagte seufzend die Schulmeisterin zum Herrn Pfarrer, „wie gut es für mich ist, daß das Minele konfirmiert worden ist; ich habe wahrhaftig eine Stütze nöthig und die Schule nahm ihr so gar viel Zeit weg."

„Liebe Frau Schulmeisterin," sagte der Herr Pfarrer freundlich aber ernst, „ich mag Ihnen die Hilfe von Herzen gönnen; aber Sie müssen bedenken, daß das Minele nicht allein um Ihretwillen da ist, das Kind muß auch was lernen, damit es später sein Brot selber verdienen kann."

„Ach was," meinte die Schulmeisterin, „wozu soll die ihr Brot verdienen! sie kann bei uns bleiben, bis alle meine Kinder aus der Schule sind; wir behalten sie gern für das kleine Kostgeld."

„Kostgeld kann von nun an für das Mädchen nicht mehr bezahlt werden," sagte der Vormund jetzt; „ihr kleines Kapital ist bereits angegriffen, es kann nichts mehr vertragen und muß absolut unberührt bleiben, damit es seinerzeit, wenn sie sich verheiratet, noch zu einer Aussteuer reicht."

„Ich nehme das Kind gern ohne Kostgeld," hub jetzt die kleine sanfte Frau Pfarrerin an; „ich habe eine alte Magd, die ich nicht gern wegthue, die aber die feineren Arbeiten nicht mehr gut sehen kann. So will ich dem Minele das Kochen, Nähen und Bügeln lernen, damit sie das mit der Zeit der Christine abnehmen kann; später, wenn sie alles versteht, geb ich ihr dann gern einen kleinen Gehalt." —

Dieser Vorschlag leuchtete meinem Vormund sehr ein, und mir war's, als thue sich der Himmel vor mir auf. Obschon Schulmeisters lange Gesichter machten, wurde die Sache mit dem Herrn Pfarrer gleich abgeschlossen und nach acht Tagen zog ich in meine neue Heimat ein. Die letzte Woche im Hause des Schulmeisters ward mir noch recht schwer. Obwohl ich mein möglichstes that, vor meinem Weggehen noch recht viel zu vollbringen und von früh bis spät arbeitete, schalt die Frau doch mehr als je, hieß mich undankbar, faul und bösartig und sagte, ich habe es mit des scheinheiligen Pfarrers lange schon abgekartet; nun sie mich

aus dem Gröbsten herausgerissen, schnappen die mich ihr weg ꝛc. Ich sagte nichts dagegen, die Frau that mir leid; ich glaube, ich hätte sie trotz der verlockenden Aussicht, die sich mir eröffnete, nicht im Stich gelassen, wenn nicht eine jüngere Schwester von ihr, die bisher auswärts gedient hatte, an meiner Statt zu ihr hätte kommen können, um ihr zu helfen. Welch' ungeahnte Wonne ging mir auf, als ich an einem Samstag Abend mit meinem Bündelein Kleider und Weißzeug in der Hand, in die kleine gemüthliche Wohnstube des Pfarrhauses trat, wo der Herr Pfarrer mit seiner Pfeife bei dem Nähtischchen seiner Frau saß und mit ihr über die morgige Predigt sprach! Sie kamen beide auf mich zu und reichten mir die Hand.

„Der Herr segne deinen Eingang, mein Kind!" sprach der würdige Herr in mildem Ton; ich beugte mich nieder auf seine Hand und küßte sie mit strömenden Thränen. Die Frau Pfarrerin aber zog mich empor und drückte mich mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihr Herz. Eine Zeit voll Segen, Glück und Frieden hub nun für mich an; ohne Zank und ohne Streit flossen in fröhlichem Schaffen meine Tage dahin. Des Morgens durfte ich unter der Frau Pfarrerin Leitung in Küche, Keller und Speisekammer herumwirthschaften; des Nachmittags saß ich bei ihr im Wohnzimmer am Nähtischchen und übte mich in Handarbeiten. Mitunter trat der Herr Pfarrer bei uns ein und hatte dann immer ein freundliches Wort oder einen Bibelspruch bereit, der auf unsre augenblickliche Lage paßte.

„Eilet und seid nicht faul zu ziehen!" rief er

uns zu, wenn er uns einmal so recht in voller Arbeit traf.

„Hadere nicht mit jemand ohne Ursach!" sagte er, wenn seine Frau schalt, daß wohl des schlechten Mehles wegen ihr Pudding mißrathen sei. Wenn sie bei einem gelungenen Gerichte in aller Unschuld ihrer eigenen Geschicklichkeit das Verdienst davon zuschrieb, hob er den Finger empor und sagte freundlich: „Darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobet, sondern daß der Herr ihn lobe!"

„Mein Freund steckte seine Hand durch's Loch;" mit diesen Worten aus dem Hohelied pflegte er uns seinen zerrissenen Schlafrock oder ein Paar Socken zum Ausbessern zu bringen.

„Ich komme zu den Schwachen ein Schwacher," sagte er, wenn er zu Armen- und Krankenbesuchen im Dorf seinen schlechtesten Rock anzog.

Darum dürft ihr aber ja nicht glauben, der Herr Pfarrer habe die heilige Schrift gering geachtet und ihre Worte zu profanen Zwecken entweiht. Wenn er sie da und dort im gewöhnlichen Leben anwendete, so geschah es, weil das Gotteswort sein ganzes Wesen so durchdrungen hatte, daß ihm auch beim geringfügigsten Umstand eine zutreffende Stelle daraus einfiel. In spätern, schweren Zeiten haben seine frommen Sprüche ihn und die Seinen mächtig gestärkt und heut zu Tage kommt es mir zugute, daß ich von ihm gelernt habe, im Wort des Herrn auch für die kleinen Leiden des Alltagslebens Trost und Kraft zu suchen.

Die Abendstunden waren für mich die schönsten

im Pfarrhaus. Da setzte der Herr Pfarrer sich im Schlafrock und mit der Pfeife zu uns in's Wohnzimmer und las uns vor: des Sonntags eine Predigt, an den Wochentagen Reisebeschreibungen, Biographieen edler Männer oder einzelne Werke unserer Klassiker. Und nachher sprach er allemal mit uns darüber, so daß das Verständnis von dem, was wir gehört hatten, erst recht in uns aufging. Wenn wir dann oft in Bewunderung der großen Männer ausbrachen, die so viel für die Menschheit gethan, und so schöne Werke geschrieben haben, und meinten, andere gewöhnliche Menschen seien gar nichts im Vergleich mit ihnen; so wies er uns immer darauf hin, wie die Treue, mit der jedes sein Pfund verwalte, die Hauptsache sei in des Herrn Augen und daß wir in unserm kleinen Kreis ebenso gut für sein Reich wirken können, als ein großer Geist, dem der Herr mitten auf dem Markte des Lebens seinen Platz angewiesen, dies zu thun vermöge. Einen reichen Schatz für's ganze Leben habe ich mir in diesen Abendstunden gesammelt.

So warm und sonnig es auch jederzeit im Pfarrhause war, ein ganz besonders heller Freudenschein ging darin auf, wenn Johannes, der einzige Sohn des Hauses, der in einem Seminar sich auf's Studium der Theologie vorbereitete, in den Ferien heimkam.

„Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden," sagte der Pfarrer und strich mit der Hand über das helle, krause Haar des Knaben.

Es war ein stiller, sanfter Junge, schwächlich von Aussehen und schüchtern in seinem Wesen. Aber ein

warmes, treues Gemüth hat er gehabt und einen frommen Sinn.

Wir zwei konnten uns gar wohl zusammen vertragen von Anfang an. Mir hat Johannes anvertraut, was er seinen Eltern zu sagen sich scheute: wie das Lernen ihm so schwer werde und wie er, um mit den andern fortkommen zu können, täglich eine Stunde früher aufstehen und auf alle Spiele verzichten müsse; wie er auch seines verzagten Wesens halber von seinen Mitschülern ausgelacht und gering gehalten werde. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte; hatte ich doch selber ähnliche Erfahrungen machen müssen. Der gute Junge dauerte mich von Herzen, ich hätt' ihm alles zu Gefallen thun können. Des Morgens arbeitete ich so leise als möglich im Haus herum, damit er doch recht lange schlafen könne; auch sorgte ich, daß er immer pünktlich seine frische Milch und Eier zum Frühstück bekomme. Meine größte Freude war, ihm unter der Frau Pfarrerin Leitung seine Leibgerichte kochen zu dürfen. Nichts machte mich dann glücklicher, als wenn ich ihn die von mir zubereiteten Speisen mit Lust verzehren sah. Denn seine Mutter und ich, wir stimmten darin überein, daß um seine blassen Wangen zu röthen und die schmächtige Gestalt zu kräftigen, eine bessere Kost ihm noth thue, als er sie im Seminar erhielt. Wenn der Herr Pfarrer uns so in voller Thätigkeit traf, pflegte er manchmal im Spaß zu sagen, bei seinem Johannes heiße es, scheint's:

„Wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben!“

Da nahm ich mir ein Herz und entgegnete ihm: „Welcher nicht isset, der richte den nicht, der da isset!“ und er hat's mir nicht übel genommen.

Aber mit meiner Bitte, ob der Hans nicht ganz vom Seminar wegbleiben und in der Stadt das Gymnasium besuchen dürfe, kam ich beim Herrn Pfarrer schön an.

„Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage,“ rief er in strengem Ton; „was andere können, kann mein Hans auch; es ist unnöthige Weichlichkeit, wenn er sich einer so wenig strengen Disciplin nicht unterwerfen will.“

„Der Hans will es wohl; aber — er ist so schwach, und er hat mich so gedauert und da hab' ich geglaubt dem Herrn Pfarrer —“

„Mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen!“ erwiderte er, diesmal keinen biblischen Ausdruck gebrauchend. Ich habe mir seitdem auch nie wieder so viel herausgenommen.

So zog der Hans denn wieder in sein Seminar. In jeder Vakanz kam er aber schwächer und bleicher aussehend zurück. Die Eltern glaubten, es komme vom Wachsen. Ich fürchtete ein tieferliegendes Leiden. Der Husten, an dem der Knabe bisweilen litt, mahnte mich an den, welchen ich bei meinem sterbenden Vater gehört hatte und dessen Ton mir von der frühesten Kindheit an im Gedächtnis geblieben war.

Endlich war die Seminarzeit überstanden; Johannes machte das Abiturientenexamen und sollte die Universität beziehen. In's Stift hat's freilich nicht gereicht

bei ihm; das war aber, glaub' ich, selbst dem Vater nicht unlieb; denn wenn sie es auch nicht offen zugestehn wollten, so fingen die Eltern doch im Stillen an, für die Gesundheit ihres Lieblings zu fürchten. In einer bequemen Stadtwohnung, so sagten sie sich mit Recht, könne er sich mehr schonen, als im theologischen Stift, wo auf die Gesundheit eines einzelnen keine allzu große Rücksicht genommen werden kann.

Es war am Abend vor seiner Abreise; Herr und Frau Pfarrer waren mit Johannes über Feld gegangen in den Pfarrkranz.

Ich hätte sie gar zu gern begleitet, und sah es als ein rechtes Unglück an, als ich daran verhindert wurde. Ich sollte nämlich zur Schulmeisterin. Ihre Schwester hatte sie längst wieder verlassen und da sie kein ganz kleines Kind mehr hatte, konnte sie sich auch für gewöhnlich gut allein behelfen.

Heute aber ließ sie mich flehentlich bitten zu ihr zu kommen, weil sie ein krankes Kind habe, in dessen Pflege ich ihr beistehen sollte. Sie hatte von früher her die Gewohnheit beibehalten, mich holen zu lassen, wenn sie allein nicht fertig werden konnte. Ich war auch immer gern gekommen, aber diesmal wäre ich doch lieber mit Hans und seinen Eltern zusammengeblieben; es war ja der letzte Abend, den er da war!

Ich saß an der Wiege des kranken Kindes, bis ich es nach unsäglicher Mühe zur Ruhe gebracht hatte. Es athmete sanft und ruhig und schlief jenen festen, tiefen Schlaf, der den kleinen Kranken gewöhnlich ihre Gesundheit wieder gibt. Für heute gab's für mich im

Schulhause nichts mehr zu thun, und ich dachte: „Könnt' ich fliegen, so flög' ich jetzt in den Pfarrkranz!" Zu Fuß konnte ich bei der vorgerückten Tageszeit leider nicht mehr hinkommen. Da der Abend aber so schön war, machte ich mich auf, um den Pfarrleuten wenigstens entgegenzugehen. Mitten im Walde begegneten sie mir, Herr und Frau Pfarrer voran, der Hans ein paar Schritte hinterher.

„Das ist ja schön, Minele, daß du uns entgegenkommst," sagten die beiden Alten. — Johannes sprach nichts, aber wie ich in sein Gesicht blickte, sah ich, daß er sich mehr als die andern freute, mich zu sehen. Er hatte einen schönen Strauß von Eichenlaub und blauen Glockenblumen in der Hand. „Den hab ich für dich gepflückt," sagte er leise; als er mir ihn gab und mich dabei ansah, ward mir's recht eigen um's Herz. — Es gab sich so ganz von selbst, daß er und ich weit hinter den Eltern zurückblieben und ganz natürlich kam's, daß wir uns manches sagten, was wir schon lang von einander gewußt hatten; aber es war so schön es auszusprechen und anzuhören! Wir waren zwar beide noch gar jung, er achtzehn und ich siebzehn Jahre alt, aber das Leiden hatte uns beide früh gereift. Wir wußten wohl, was wir den Eltern schuldig waren und im eigentlichen Sinn des Wortes haben wir uns auf jenem Gange nicht verlobt; aber als wir aus dem Schatten des Waldes hinaus traten auf den Weg, der zum Dorfe und Pfarrhause führt, da wußten wir, daß unsre Herzen sich gefunden hatten und daß wir einander angehören würden für Zeit und Ewigkeit.

Johannes' Eltern frugen uns nicht, warum wir so lange nach ihnen erst heimkamen. Der Herr Pfarrer sah mir nur freundlich in die nassen Augen und sagte:

„Bei euch heißt's wohl nach jeder Vakanz: ‚Und ihr Abschied wird für eine Pein gerechnet.'" —

Ich habe nach dem nur noch ein einzigesmal Abschied genommen von meinem Hans. Als er im folgenden Frühjahr heim kam, blieb er für immer da und hat sein Elternhaus nur noch mit einem stillen, grünen Plätzchen auf dem Friedhofe vertauscht. Ich habe ihn Jahre lang pflegen dürfen; denn seine Krankheit war der Art, daß sie nur langsam und allmählich seinen schwachen Körper hinwegraffte. Es war eine traurige und doch so schöne Zeit. Wir haben uns verstanden ohne Worte, durch einen Blick, durch einen kurzen Händedruck; wir wußten, daß wir einander gehörten und daß der Tod selbst uns nicht trennen könne. Dabei genoßen wir dankbar jeden Augenblick, der uns noch zusammen zu leben vergönnt war. Gelitten hat er nicht viel; bis auf den letzten Tag und bis zu seiner allerletzten Stunde ist sein Geist hell und klar geblieben und konnte sich die Tiefe seines Gemüthes den Seinen offenbaren.

Es war ein schöner Tag, anfangs April. Durch die geöffneten Fenster drang in warmen Fluten das Sonnenlicht herein. Man spürte in Wald und Garten das neuerwachende Leben der Natur. Drinnen im Hause aber kämpfte das Menschenleben, das uns auf Erden das theuerste war, den letzten, schweren Kampf

mit dem Tode. Kein noch so warmer Sonnenstrahl konnte den schwachen Körper unseres Hans' neu beleben.

Bleich und erschöpft nach einer durchwachten Nacht lag die Frau Pfarrerin im Lehnstuhl; ich saß neben Johannes' Bett und hielt seine schmale, eisig kalte Hand. Der Pfarrer stand bei uns und sprach mit einer Stimme, die er vergebens fest zu machen suchte:

„Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn; ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein."

„Vater!" sprach Johannes mit matter Stimme.

„Mein lieber Sohn?"

„Lieber Vater, — du hast einst Hoffnungen in mich gesetzt, die ich nicht verwirklichen konnte, — verzeih! — aber — bald ist's ja mit mir aus und da, wo ich hinkomme, ist alles menschliche Hoffen und Streben eitel Schaum, und schwindet vör der ewigen Herrlichkeit."

„O lieber Hans!"

„Leb' wohl, Vater!" sagte er und reichte ihm die Hand, — „du wirst bald bei mir sein und die Mutter auch; aber —" hier richtete er seine schönen in überirdischem Glanze strahlenden Augen auf mich, — „das Minele wird allein sein, recht allein, wenn wir nicht mehr da sind. Deinetwegen hätt' ich so gerne noch gelebt, liebes Kind, hätte dir eine Heimat bieten mögen, — wir — wären so glücklich gewesen!"

Mit seiner schwachen, zitternden Hand zog er mich leise zu sich nieder; ich beugte mich über ihn und drückte einen Kuß auf seine blassen, kalten Lippen; der erste

und letzte Kuß war's, den ich ihm gegeben, ich habe mich damit dem Sterbenden verlobt für die Ewigkeit. Mit hellen Augen hat er mich noch einmal angesehen, dann brach sein Blick.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ sagte der Pfarrer und brach weinend neben seines einzigen Sohnes Leiche zusammen.

Ich blieb noch sieben Jahre bei meinen Pflegeeltern, sieben stille friedevolle Jahre, in denen wir hauptsächlich dem Andenken des Verstorbenen lebten und nicht müde wurden, von ihm zu reden. Dann starb der Pfarrer unerwartet schnell am Nervenfieber. Seine letzten Worte waren: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein.“

Noch eh' die Wittwe ihr liebes Pfarrhaus verlassen mußte, folgte sie ihrem Mann, und so herb ihr Verlust für mich gewesen ist, so war mir's doch dazumal schon ein lieber Gedanke, die drei theuren Menschen droben im Himmel beisammen zu wissen. Ich mußte das heimatliche Dorf verlassen und unter fremde Leute gehn. Der Herr Pfarrer hat mir sein kleines Vermögen vermachen wollen; da er aber eine verheiratete Schwester mit sieben Kindern hatte, hab' ich ihn gebeten, es dieser zu lassen. Ich war ja gesund genug, um arbeiten zu können, so daß ich mein eigenes kleines Kapitälchen als Nothpfennig für meine alten Tage liegen lassen konnte.

Fünf Jahre bin ich nun hier beim Kaufmann Temmler. Ich hab's zwar nicht besonders gut, könnt's

aber auch noch schlechter haben. Die Frau ist geizig, aber gerade darum dauert sie mich so sehr; sie wäre in der Lage, sich das Leben ganz behaglich zu machen, während sie es nun sich und anderen verbittert und erschwert. In mich setzt sie großes Vertrauen, und so kann ich den Dienstleuten gegenüber mitunter etwas ausgleichen, damit diese bekommen, was ihnen gebührt.

„Vergiß auch Herrn Fingerle, den Hauslehrer nicht!" ermahnte schalkhaft lächelnd Nanette.

„Ja," fuhr Minchen ruhig fort, „dem ginge es übel, wenn ich nicht da wäre. Ich weiß, wie man mit kränklichen Leuten umzugehen hat und kann ihm manche Erleichterung verschaffen. Dafür leiht er mir seine Bücher und spricht mit mir darüber; der Umgang mit dem ernsten, gediegenen jungen Mann thut mir sehr wohl. Mitunter, wenn er, der schon seit sechs Jahren verlobt ist und wenig Aussichten hat, bald heiraten zu können, recht niedergeschlagen und verzagt sein will, hole ich aus der Schatzkammer von schönen Sprüchen, die ich noch vom Herrn Pfarrer her habe, etliche hervor und tröste ihn. „Fasset eure Seelen in Geduld!" rufe ich ihm oftmals zu und ich weiß, daß es bei ihm hienieden schon heißen wird, was für mich in einer anderen Welt erst gilt: „Ich will ihr Trauern in Freude verkehren und sie trösten nach ihrer Betrübnis."

So lange es Menschen gibt, denen man helfen und wohl thun kann, fühlt man sich nicht unglücklich; auch ich bin zufrieden mit meinem Loos, wenn mein

Glück auch nur in der Erinnerung besteht und in der Hoffnung auf eine bessere Welt. Mein lieber Hans begleitet mich im Geiste bei all' meinem Thun und Lassen und ich weiß, je mehr ich mich bestrebe, meine Pflicht treu zu erfüllen und Gutes zu thun so viel ich vermag, desto sicherer darf ich auf eine ewige Vereinigung mit ihm hoffen."

Einen Augenblick schwieg Minchen; dann fuhr sie fort:

„Ich möchte euch auch noch gerne sagen, wie dankbar ich euch bin, daß ihr mich in euer Kränzchen aufgenommen habt. Du, liebe Juliane, warst die erste unter denen, welche Frau Temmler besuchen, die mich beachtet und ein freundlich Gespräch mit mir angeknüpft hat. Da du eine reiche und angesehene Dame bist, konnte meine Prinzipalin dir deine Bitte, mich einmal zu dir kommen zu lassen, nicht abschlagen und so bin ich durch dich in dem Kreis aufgenommen worden, der mich zum erstenmal in meinem Leben etwas von der Freude des geselligen Verkehrs genießen läßt."

„Das ist ein bescheidener Geschmack," meinte Nanette; die andern aber erklärten, so vergnügt, wie im Kränzchen, sei man doch nirgends und stimmten darin überein, daß der Freitag der Glanzpunkt der Woche sei. Und sollte die Torte, die nach den Statuten die nächste Braut zu liefern habe, auch lange auf sich warten lassen, so habe man ja die Landpartie in Aussicht, die hoffentlich in vierzehn Tagen, gerade am Kränzchensfreitag, stattfinden werde.

Ja, die Landpartie in vierzehn Tagen! Sie wurde gründlich zu Wasser. Am Kränzchensfreitag regnete, stürmte und hagelte es so, daß an einen Landausflug gar nicht zu denken war und man auf die gewöhnliche Weise bei Lotte, an der diesmal die Reihe war, zusammenkommen mußte.

Die Brauttorte.

Es war, als wolle die Gastgeberin ihre Freundinnen für die ausgefallene Landpartie entschädigen; sie hatte ihr kleines Ladenstübchen festlich geschmückt mit weißen Gardinen und blühenden Blumen; auch der Tisch war reicher als sonst mit allerlei guten Sachen beladen, so daß Nanette ernstlich gegen diese Uebertretung der Kränzchensstatuten protestierte; Lotte selbst hatte sich gar schön herausgeputzt mit einem nagelneuen blauen Kleid, das zu ihrem hellbraunen Haar und ihrer frischen Gesichtsfarbe sehr gut stand. Die Freundinnen meinten, es müsse etwas ganz besonderes passiert sein, was der prosaischen Lotte und ihrem einfachen Ladenstübchen einen so festlichen Nimbus verleihe. Hatte sie das große Loos gewonnen oder ein ganz besonders glänzendes Geschäft gemacht?

Als das Theegeschirr weggeräumt war, verschwand Lotte, um den Augenblick darauf mit einer prächtig verzierten Merinkentorte zu erscheinen, der Brauttorte! Sprachlos vor Erstaunen schaute der ganze Jungfernkranz auf das Prachtstück.

„So kriegt doch noch eine von uns einen Mann!“ rief Nanette erfreut, „und dazu noch eine von den Alten! Wenn's Mathilde oder Karoline gewesen wäre, hätt' ich mich nicht verwundert; die zwei sind noch in den zwanzigern.“

„Ei, Lotte ist noch keine vierzig und sieht viel jünger aus,“ erwiderte Juliane eifrig; „warum soll sie sich nicht verloben dürfen?“

„Natürlich!“ sagte Karoline begütigend, „aber wir dürfen doch wissen mit wem?“

Als Lotte vor lauter Verlegenheit nicht zum Sprechen kommen konnte, nahm Juliane für sie das Wort: „Es kann doch kein anderer sein, als ihr Wilhelm!“ rief sie vergnügt.

„Der Lotte ihr Wilhelm!“ riefen die anderen im Chorus nach und gaben sämtlich so laut als möglich ihre Freude kund.

„Ja, der Lotte ihr Wilhelm,“ sagte jetzt die Braut, die in der allgemeinen Aufregung ihre Ruhe wieder gefunden hatte, „stand heute vor fünf Jahren als ein armer, verkommener Mensch am Hafen zu Newyork. Er hätte jetzt gerne gearbeitet, aber niemand wollte ihm Arbeit geben. Er hatte vieles versucht und sich an dem niedersten Gewerbe nicht geschämt, aber nichts war ihm gelungen. Jetzt stand er am Wasser und sah sich's an, ob nicht irgendwo eine Stelle zu finden wäre, da er unbemerkt verschwinden könne.

Da kommt ein feiner Herr des Wegs, dem sein trostloses Aussehen wohl aufgefallen ist. Der fragt meinen Wilhelm, was er da wolle? „Am liebsten

sterben!“ antwortete dieser, und da er's auf gut schwäbisch sagt, wird der Fremde auf ihn aufmerksam, erkundigt sich des weiteren und erfährt bald, daß der Wilhelm und er aus der gleichen Stadt sind und als Knaben oftmals auf Julianens Hof, wohin Wilhelm mit meinem Bruder gekommen war, gespielt haben. Denn der feine Herr, der meinen Wilhelm in seinem Elend entdeckt hat, war niemand anders, als Friedrich Stürmer, Julianens Jugendfreund, der inzwischen in Newyork sich niedergelassen hatte und ein großer Kaufmann geworden war. Er war verheiratet mit der Tochter eines herabgekommenen Bankiers, dessen Geschäft er wieder flott gemacht und zu Glanz und Ansehen gebracht hatte und dem er nach seines Schwiegervaters Tod als alleiniger Chef vorstand. Er nahm den unglücklichen Landsmann mit nach Haus, besorgte ihm reine Wäsche und saubere Kleider und lud ihn in seine Familie ein. Seine Frau hat meinen Wilhelm aufgenommen wie einen Bruder, und daß er wieder in einem guten Hause aus- und eingehen durfte und von anständigen Leuten freundlich behandelt worden ist, hat ihm mehr als alles andere geholfen, ein neuer Mensch zu werden. Herr Stürmer hat ihm in seinem Geschäft Arbeit gegeben; er ist jetzt zweiter Buchhalter daselbst und hat sich so viel verdient, daß er mit anständigen Kleidern und einem kleinen Kapital vor meinen Vater hat treten und zum zweitenmal um meine Hand anhalten können. Da mein Vater alt und kränklich ist, wird Wilhelm unser Geschäft jetzt übernehmen; er ist doch ein tüchtiger Kaufmann geworden.“

„Und der Friedrich?“ frug Mathilde, die auch von Julianens erster Liebe noch mehr wissen wollte, etwas schüchtern.

„Der Friedrich,“ sagte Juliane mit heiterm Lächeln, „der ist mit dem Wilhelm von Amerika herübergekommen. Seine Frau ist vor einem Jahr gestorben und da wollte er seine Kinder hieherbringen, um ihnen eine deutsche Erziehung geben zu lassen. Als er hörte, daß ich auch noch da sei, besuchte er mich — und — daß ihr's nur wißt, — gestern morgen haben wir uns verlobt. Das nächstemal spendiere ich euch eine Torte.“

Da war nun des Freuens und Jubelns und Gratulierens kein Ende. Der Sturm legte sich erst, als Lotte's Vater, der bei seiner ältesten Tochter zu Besuch gewesen war, in's Zimmer trat, von einem noch jugendlich aussehenden Manne geführt, — der Lotte ihrem Wilhelm. Es war ein großer schlanker Mensch mit einem hübschen Gesicht und ein paar lustigen Augen. Er neckte sein „Lottle“ beständig und erzählte so heitere Abenteuer, daß die ganze Gesellschaft nicht aus dem Lachen kam.

Zuletzt kam noch Herr Stürmer, um seine Braut abzuholen. Der sah älter und gesetzter aus als Wilhelm, äußerst fein und würdig, und wenn er auch nicht so lustig war wie dieser, so strahlte ihm doch das helle Glück aus den Augen und es war eine Freude, ihn und seine Juliane bei einander zu sehen.

Zuletzt trank man in allgemeiner Heiterkeit die Gesundheit der beiden Brautpaare, und es wurde bestimmt, daß in vierzehn Tagen die Partie nach Walden=

burg ausgeführt werden müsse und sollte es auch „Schmiedsknechte regnen."

„Aber meine Lotte laß ich von keinem Legationsrath freihalten; was die trinkt, zahl' ich selbst," rief zum Beschluß der lustige Wilhelm und schlang mit komischem Pathos seinen langen Arm um die zierliche Taille seiner Braut.

Kloster Waldenburg.

Es regnete keine Schmiedsknechte am nächsten Kränzchenstag; die Frühlingssonne schien warm und schön, und wenn der Wald auch noch nicht mit dichtem Grün belaubt war, so sproßten doch überall die Bäume und die Vögelein sangen lustig in die blaue Luft hinaus.

Auf weichem, grünem Moos saßen zwei, die sich lange gesucht, dann ganz verloren und nun endlich auf immer wieder gefunden hatten: Julianens Hand lag in der ihres Friedrich und in süßem, innigem Verstehen senkten sich ihre Blicke in einander. Zwei liebliche kleine Mädchen schmiegten sich zärtlich an die neue Mutter an, zu ihren Füßen saß ein schöner, kräftiger Knabe.

„Ich werde bald eifersüchtig werden auf meine Kinder und auf dich," sagte freudigen Blicks der Vater; „was werdet ihr dazu sagen, Kinder, wenn ich die Mama nach Amerika hinübernehme und ihr müßt allein hier bleiben?"

„O nein, nein! Du mußt sie hier lassen und sollst selber auch hier bleiben.“

„Ich glaube, das läßt sich noch machen,“ meinte Friedrich; „schon lange war es mein Wunsch, ein Zweiggeschäft meines Hauses hier zu gründen. Ich werde meinen ersten Buchhalter zum Verwalter meines Newyorker Geschäftes machen; ihm kann ich alles anvertrauen und die Leitung des hiesigen selbst übernehmen. Da nun auch der Kontrakt mit deinem bisherigen Pächter durch dessen Tod aufgelöst ist, kann ich dein elterliches Geschäft dazu betreiben und habe dann Arbeit genug.“

„Und wir ziehen in meines Vaters Haus! O Friederich, es macht sich alles gar zu schön!“ sagte Juliane und lehnte mit seligem Lächeln den Kopf an des Geliebten Schulter; „so spät noch so viel Glück zu finden, nachdem ich es durch thörichtes Mißtrauen selbst verscherzt, hab' ich wirklich nicht verdient.“

„Ich auch nicht; denn warum lief ich damals in Trotz und Empfindlichkeit davon, anstatt noch einmal dir zu sagen: ‚du glaubst selbst nicht, was du sagst, du weißt, daß ich dich liebe und du liebst mich wieder! Doch glaube mir, ich habe schwer büßen müssen, liebes Herz! Ohne die treue Seele, die Jahre lang meine Gefährtin war und mich durch unsre Kinder wieder der Freude am Leben zugeführt hat, wär' ich erlegen im Kampfe mit dem Geschick.“

„Wir haben allen Grund, ihr ein liebevolles Andenken zu bewahren und wollen ihre Kinder in der Liebe zu ihr erziehen,“ sprach Juliane bewegt.

„Da finden wir sie endlich!“ tönte es lachend hinter dem Gebüsch hervor und mit einem Satz sprang der lange Wilhelm über einiges Gestrüpp gerade vor das Brautpaar hin, seine Lotte, deren braunes Haar er mit einem Veilchenstrauß geschmückt hatte, nach sich ziehend.

Zur gleichen Zeit erscholl es von der andern Seite her: „Sie sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so li—ie—ie—ieb!“ und die gesamte übrige Kränzchensgesellschaft erschien auf dem Schauplatz: Ernestine, Karoline, Minchen und Nanette, — alle, bis auf Klara, die noch bei ihrer kranken Tante weilte. Diese wolle sie gar nicht von sich lassen — so hatte Klara noch am vorhergehenden Tage an Ernestine geschrieben — und sei merkwürdig ruhig und empfänglich für ernste Dinge, so daß ihr die Pflege sehr leicht und für die Kranke hoffentlich segensreich werde.

Man hatte die Landpartie ohne sie antreten müssen und war auf unterschiedlichen bequemen und unbequemen Fahrgelegenheiten am frühen Nachmittage auf Kloster Waldenburg angelangt, woselbst man in dem vortrefflichen Wirthshaus einen guten Kaffee getrunken und sich nachher in’s Gebüsch geschlagen hatte, die Brautpaare auf einsamen Pfaden ihrer eigenen Wahl. Durch einen glücklichen Zufall trafen alle auf einem Punkte wieder zusammen — nein, doch nicht alle — Mathilde fehlte und der Legationsrath.

Erstere schwärmte gewiß einsam im Kloster oder im Walde umher; letzteren vermutheten einige noch im Wirthszimmer bei Paul und Virginie und einer Ha=

vana-Cigarre, obschon Ernestine es übel nahm, daß man ihrem Bruder einen so wenig poetischen Sinn zutraue.

„Wir müssen ihn aber holen!" rief Nanette, „er ist unser einziger Kavalier; denn auf die zwei Bräutigame ist nicht zu zählen."

„Wir müssen ihn holen; meine Lotte ist durstig und muß nothwendig ein Glas Bier haben!" stimmte Wilhelm bei, der selbst das Bedürfnis nach etwas feuchtem verspürte.

So zog man denn wohlgemuth den waldigen Abhang hinab, auf das Kloster zu, dessen gothischer Bau sich malerisch vom grünen Wiesengrund abhebt. Ernestine, wohl von der Sehnsucht nach ihrem Bruder getrieben, eilte mit Karoline voraus; dann kam Wilhelm mit Lotte, Nanette und Minchen folgten, Juliane am Arm ihres Friedrich kam zuletzt.

Minchen war heute ganz besonders vergnügt, nicht nur des seltenen freien Tages wegen, sondern auch weil ihr heute Morgen erst eine frohe Botschaft mitgetheilt worden war.

Herr Fingerle, ihr Freund und Leidensgefährte, hatte ihr nämlich eröffnet, daß ihm die Stelle eines Vorstehers an einem vielbesuchten Töchterinstitute angetragen worden sei. Natürlich wollte er mit Freuden das ehrenvolle Anerbieten annehmen. Er bat Fräulein Minchen, mitzukommen zur Führung des Hausstandes; denn seine künftige Frau, eine geprüfte Lehrerin, müsse mehrere Unterrichtsstunden an der Anstalt übernehmen. Eine solche Stellung bei einer so innig

befreundeten Familie war gerade, was Minchen sich wünschen konnte; ihr bescheidenes Gemüth fühlte sich durch diese Aussicht auf den Gipfel irdischen Glückes gehoben.

Im Wirthshause war kein Legationsrath zu sehen. Schweigend in ihrer grünen Einsamkeit wandelten Paul und Virginie unter Palmen. Kein lebendes Wesen war da, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen.

„Ich schlage vor, einen Gang durch's Kloster zu machen," sagte Nanette.

Wilhelm warf sich in einen Stuhl, streckte seine langen Beine weit von sich und meinte, es sei doch fast des Guten zu viel; kaum habe man sich an den schönen Eindrücken des Waldes ergötzt, so solle man schon wieder die Romantik eines alten Klosters in sich aufnehmen! Man müsse doch das bereits Genossene erst verdauen, eh' man sich wieder etwas neues zumuthe; dazu könne ein Glas Bier, in der Zwischenzeit genossen, einem am allerbesten verhelfen.

Ein Blick sanften Vorwurfs aus den Augen seiner Braut ließ den prosaischen Wilhelm augenblicklich verstummen. Er sprang auf, bot seiner Lotte den Arm und eröffnete den Reigen, indem er mit langen Schritten den Weg nach dem Kloster einschlug.

Der kleine Sohn des Wirths führte, mit einem ungeheuren Schlüsselbund bewaffnet, den Zug der Kränzchensmitglieder an und führte sie pflichtschuldigst durch's ganze Kloster: in Refektorien, Kreuzgänge, alte Gewölbe, Geiselkammern u. dergl. Aber nirgends trat ihnen der Legationsrath, nirgends Mathilde entgegen,

so wenig als man eine eingemauerte Nonne seufzen hörte oder die gelbe Gräfin lustwandeln sah.

„Sie sind natürlich noch im Wald," meinte Minchen.

„Mathilde hat sich wohl an ihr Lieblingsplätzchen geflüchtet," sagte Karoline, „der Herr Legationsrath freilich —"

„— ist kein Freund von einem mit abendlicher Feuchtigkeit verbundenen Naturgenuß," unterbrach sie Ernestine besorgt; „wenn ihn nur nicht irgendwo ein Wilddieb überfallen hat!" —

„Im Mai wird nicht gejagt; ich vermuthe eher, daß er einen Freund getroffen hat, mit dem er in irgend einem verborgenen Wirthshause zecht," beruhigte Wilhelm die Aengstliche und konnte, indem er seiner Vermuthung Raum gab, einen leisen Seufzer des Neides nicht unterdrücken.

„Es gibt keine verborgenen Wirthshäuser in Hechtelfingen!" sagte Karoline, die es nicht leiden konnte, wenn man ihrem Heimatort zu nahe trat.

„Dann ist vielleicht ein verborgener Keller mit reichen Schätzen edlen Weins im Kloster zu finden," fuhr Wilhelm in seinen Muthmaßungen fort. „Komm, Lotte, wir wollen unsre Wanderung auf's neue antreten!"

Aber in den Kellergewölben, die man jetzt betrat, fand sich keine Spur edlen Weines vor. Des Oberförsters Vorräthe waren durch Schloß und Riegel vor den Uebergriffen durstiger Gäste gesichert.

„Mich dünkt, wir gehen hinauf und besichtigen die oberen Räume, die Zellen und das übrige," sagte die unermüdliche Nanette.

„Es wird schon dunkel,“ meinte Minchen, „vielleicht begegnet uns dann einer von Mathildens Geistern.“

„Geistiges ist nun einmal nichts zu kriegen,“ seufzte der arme Wilhelm mit einem schmerzlichen Blick nach dem verschlossenen Weinkeller, „und von Geistern will ich nichts.“

Juliane hatte inzwischen die Kinder nach Mathildens Lieblingsplätzchen hinauf geschickt; sie kamen wieder mit der Botschaft, daß sie sie nirgends gesehen hätten. Man fing an, ernstlich um die vermißte Freundin zu sorgen, und Juliane drang darauf, so müde sie auch war, die übrigen Räume des Klosters noch genau zu durchforschen; irgendwo mußte sich ja eine Spur der Vermißten zeigen.

Als die Gesellschaft zwei Stunden zuvor zum Waldspaziergang aufgebrochen war, hatte Mathilde sich in aller Stille weggestohlen. Ganz allein wollte sie zuerst ihr liebes Kloster durchstreifen, ohne Zeugen all die Plätze begrüßen, mit denen ihre Kindheit und erste Mädchenzeit so eng verknüpft waren. Die Begleitung der Wirthsfrau lehnte sie dankend ab, sie fand ihren Weg allein. Träumerisch schritt sie durch den Kreuzgang, an den Gewölben vorbei, die Treppe hinauf. Ueberall herrschte tiefe Stille, da der Oberförster mit seiner Familie verreist war und seine Wohnung abgeschlossen hatte. Still und unbewohnt lag

über dem Kreuzgang die lange Reihe der Zellen; auch Mathildens Zelle, der alte, liebe, enge Raum, in dem sie so manchen Traum geträumt, so viel geschwärmt hatte! Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, öffnete mit nicht geringer Anstrengung die Thüre und trat bewegten Herzens in ihr Mädchenstübchen ein, das zum Glück leer war und nicht, wie sie gefürchtet hatte, zur Aufbewahrung alten Gerümpels diente. Nur eine hölzerne Bank stand vergessen in der Ecke.

Mathilde eilte zuerst an's Fenster und sah auf das stille, von den gothischen Bogen des Kreuzgangs umschlossene Gärtchen hinab. In ihrem weißen, lang herabfließenden Kleide, das sie zum Aergernis der Freundinnen, die solche Tracht für den Anfang des Maimonats als viel zu sommerlich erklärten, angelegt hatte, konnte man das schlanke, hochgewachsene Mädchen selbst für eine Nonne halten. So gar nonnenhaft waren Mathildens Gedanken aber nicht; nachdem sie eine kurze Zeit lang in der Vergangenheit geschwärmt, kam sie ganz unversehens auf die Gegenwart zurück und mitten in der klösterlichen Einsamkeit besann sie sich, worüber sie sich eben so gut in der Stadt hätte besinnen können, über ihren unbekannten Verehrer, und erging sich in Muthmaßungen, wer es wohl sein möge. — Sie zog ein Billet aus der Tasche, das sie heut morgen erst mit einem prachtvollen Rosenbouquet, aus dem sie die schönsten Blüten am Gürtel trug, erhalten hatte. Sie wußte es zwar bereits auswendig, las es aber doch noch einmal durch; es lautete:

„Laß der Blumen stille Worte
Endlich dir zu Herzen geh'n!
Oeffne deiner Seele Pforte
Einem innigen Versteh'n!

Zu der Jugendheimat Räumen
Lenkst du heute deinen Lauf;
Wache unter grünen Bäumen
Du zu neuem Leben auf!

Aus des engen Klosters Thüren,
Drin du weilst mit stillem Sinn,
Holde Nonne, laß entführen
Dich als meine Königin!"

Mathilde fand dieses Gedicht, das vor einer strengen Kritik schlecht bestanden hätte, sehr schön; der Unbekannte hatte dadurch einen starken Stein im Brett bei ihr gewonnen. Wer er wohl sein mochte? Sie lief im Geiste zum hundertstenmal die Reihe der wenigen, ihr bekannten Herrn durch; da war keiner, dem sie so viel Poesie zugetraut hätte.

Es fiel ihr ein, das Gedicht ihrer Freundin Karoline zu zeigen; die kannte vielleicht die Handschrift. Nachgerade hatte sie auch lang genug in ihrer Klosterzelle geweilt und wollte nun ein wenig mit den andern sich vergnügen.

So eilte Mathilde denn zur Thüre, — aber die hatte sie beim Eintreten in Gedanken zugeschlagen und jetzt ging sie nicht mehr auf; denn der innere Drücker fehlte, wie sie zu ihrem Schrecken nun erst sah. Sie rüttelte und klopfte daran, so stark sie konnte; aber

es war kein Mensch da, der sie hätte hören können. Auch drunten im Kreuzgang und Klostergärtchen war kein lebendes Wesen zu sehen, ihre Rufe zum Fenster hinaus verhallten ungehört. — Erschöpft ließ Mathilde sich auf der alten Bank nieder; trotz ihrer hochromantischen Situation war ihr sehr unbehaglich zu Muthe. Die andern streiften jetzt vergnügt im Wald umher und sie saß hier allein! Wie, wenn man sie gar nicht fand? Es war ja sehr unwahrscheinlich, daß die Gesellschaft hier heraufkam in das unbewohnte Stockwerk; die Wirthin, die sie hatte heraufgehen sehen, war zu einem längeren Gang in's Dorf aufgebrochen und konnte den andern also nicht sagen, wo sie war. Allerlei schaurige Geschichten von eingemauerten Nonnen und verhungerten Ritterfräulein kamen ihr in Sinn. Und wie — wenn nun die gelbe Gräfin, das weiße Fräulein ihr erschienen! Sie fing an, sich wirklich zu fürchten; ihre aufgeregte Phantasie malte ihr allerlei Schrecknisse vor und schließlich — die geistesstarke, hochpoetische Mathilde barg ihr Gesicht in's Taschentuch und weinte wie ein Kind.

Da, mit einemmale hörte sie Schritte hallen durch den langen Korridor, näher und näher kamen sie, ein Himmelston für die Gefangene! Sie eilte an die Thüre, schlug mit aller Macht daran und rief, man solle ihr aufmachen! Sie wurde erhört; eine kräftige Hand drehte von außen den Schlüssel, die Pforte that sich auf und vor ihr stand — der Herr Legationsrath, Ernestinens Bruder, in höchst eigener Person.

Gefunden.

Indessen hatte die übrige Gesellschaft die untern Räume des Klosters durchwandert und begab sich nun ziemlich müde und abgespannt nach oben, um die Oberförsterswohnung und die Zellen zu besehen. Zum Glück hatte die Mutter des kleinen Führers vor ihrem Weggang alles offen gelassen zum Besten der Gesellschaft. An den kleinen, weißgetünchten Zellen war sehr wenig zu sehen, noch weniger an der geschlossenen Försterswohnung und weder Mathilde noch der Legationsrath waren irgendwo zu erblicken.

„Ich denke, wir geben das vergebliche Suchen auf; wäre eins von ihnen hierherum verborgen, so hätt' sich's bereits gemeldet; denn eine Gesellschaft von zwölf Personen tritt nicht so leise auf," meinte der praktische Wilhelm.

„Mathildens Zelle müssen wir noch sehen," sagte die ortskundige Karoline; „sie liegt am obern Ende des Gangs."

„Nun ja denn!" seufzte Wilhelm resigniert und schlenderte mit seiner Lotte und den andern der Führerin nach.

„Dies ist sie!" sagte Karoline und stieß die bewußte Zelle auf, deren Thür nur angelehnt war; die übrigen drängten sich herbei, da — ein lauter Schrei entfuhr Aller Lippen — da stand in der tiefen Fensternische im letzten Schein der Abendsonne, welche die kahlen Wände des engen Raumes, sowie die darin

weilenden mit rosiger Glut übergoß, — ein liebendes Paar. Es war kein Zweifel, so verwunderlich es allen schien: Mathilde, die vestalische Jungfrau, das irdischer Liebe entsagende Klosterfräulein lag in den Armen des Legationsraths und die zwei hatten die Welt und alles um sich her vergessen und nicht einmal gehört, daß die übrige Gesellschaft ihrer Zelle sich näherte. — Erschreckt fuhren sie auf, als die Thür sich öffnete; erröthend und verwirrt riß Mathilde sich los und eilte auf ihre neue Schwägerin zu.

„Ernestine, o Ernestine!“ rief sie bewegt, — „liebe Schwester, und du hast alles gewußt! Du und meine Mutter, ihr waret im Komplot, daß die Sachen unbemerkt nach meiner Wohnung kamen. Die Blumen, Bücher und Noten, — alles kam von ihm, o Ernestine, und auch die Gedichte! Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Legationsrath so poetisch sei.“

Durch diese letzten Worte seiner Braut erhielt auch der Legationsrath seine Fassung wieder. Er fing an zu lachen und sagte:

„Ja, nicht einmal das traut man unsereinem zu! Und ist's nicht schlimm, daß ich mir auf Umwegen das Herz meiner Braut erschleichen mußte? ‚Wenn Sie einfach anfragen, bekommen Sie sie nicht,‘ hat ihre Mutter mir gesagt, ‚Sie müssen's ihr auf poetische Weise beibringen.‘ Das habe ich denn auch redlich versucht; wer weiß aber, ob mir's trotz alledem hätte gelingen können, wenn der Zufall mir nicht zu Hilfe gekommen wäre! Allein für mich wollte ich die Orte besuchen, in denen das geliebte Mädchen geweilt und

muß da gerade an ihrer Zelle anlangen, während sie darin eingeschlossen ist. Eine Stunde später wäre nicht ich, sondern die ganze Gesellschaft ihr Befreier gewesen!"

Als der erste Sturm des Freuens und Gratulierens vorüber war, schlug Wilhelm vor, nun endlich hinunter zu gehen und mit einem guten Trunk die Verlobung zu feiern. Jetzt war auch alles mit ihm einverstanden und sein früherer Prinzipal gab ihm insgeheim noch den angenehmen Auftrag, für die ganze Gesellschaft ein gutes Mahl zu bestellen, welchem Befehl er auch schleunigst nachkam.

„Du," sagte Lotte im Hinuntergehen zu Nanette, „mich wundert's doch, daß sie den Legationsrath nimmt, sie hat ja stets so viel an ihm auszusetzen gehabt."

„Weißt du denn noch nicht, du praktische Lotte," erwiderte die Angeredete lachend, „daß ein Mädchen immer am meisten an dem Manne tadelt, der ihr der wichtigste ist? falls er sich noch nicht erklärt hat, heißt das!"

Schluß.

So endete denn die Lustpartie des Kränzchens in einem neuen Verlobungsfest und der „Altjungfernkranz", wie boshafte Zungen ihn scherzend genannt hatten, war, ehe man sich dessen versehen hatte, zu drei Bräuten gekommen. Ja sogar zu vieren! Denn als

am Schluß des Mahles Nanette sich erhob und sämtliche „sitzengebliebene“ Kränzchensmitglieder aufforderte, sich zu einem Jungfernbunde zu vereinen und das Heiraten auf Lebzeiten zu verschwören, weigerte Ernestine sich auf's entschiedenste, ein solches Bündnis einzugehen und gestand schließlich auf allgemeines Drängen, daß sie ihrer alten Liebe, dem ehemaligen Assessor, jetzigen Kreisgerichtsrath Krefell, ihre Hand versprochen habe, sobald ihr Bruder im Besitz seiner Mathilde sei.

Allgemeiner Jubel und helles Gläserklingen folgte dieser nicht eben überraschenden Mittheilung; die Freude wurde bis auf den höchsten Punkt gesteigert, als gleich darauf der allerneuste Bräutigam selbst in's Zimmer trat, den der Zug des Herzens und ein Wink des Legationsraths veranlaßt hatten, auch eine Landpartie in das berühmte Kloster zu machen.

„Aber wie wird's nun mit unsern Lebensläufen?“ frug Nanette, als die Wellen der ersten stürmischen Freude sich einigermaßen gelegt hatten; — „die vier Verlobungen gäben einen brillanten Schluß, nur müßte ihn eine von uns ausfertigen.“

„Mathilde nicht!“ rief der Legationsrath, die kleine Hand seiner Braut festhaltend; „die soll für's erste das Schriftstellern ganz aufgeben und mir allein ihre freie Zeit widmen!“

Wunderbarer Weise empörte Mathildens weiblicher Stolz sich keineswegs gegen diese Anmaßung ihres Liebsten. Sie meinte zwar, es wäre schade, wenn der mit jedermanns Zustimmung gefaßte Plan nicht ausgeführt würde; doch sehe sie nicht ein, warum sie, die jüngste

von allen, das Werk vollenden solle. Eine andere würde es viel besser können.

Und eine andere, ob's ein Kränzchensmitglied ist oder nicht, thut nichts zur Sache, — hat es nun auch, freilich nach Jahren erst, gethan und schickt jetzt die Lebens- und Liebesgeschichten der acht Freundinnen in die Welt hinaus.

Es ließe sich zwar von ihrem späteren Ergehen noch vieles berichten, aber der geneigte Leser hat wohl genug vom Jungfernkranz gehört und kann sich damit beruhigen, daß all seine acht Mitglieder wohl versorgt sind und ihre Stellung in der Welt zur eignen und zu Anderer Zufriedenheit ausfüllen, obschon keins von ihnen das Staatsexamen gemacht und keines sich einen berühmten Namen erworben hat.

Was sein soll, schickt sich wohl.



Es ist ein eigenthümlicher Zug moralischer Kindergeschichten, Gegensätze zu schaffen, wie den guten Fridolin und den bösen Dietrich, das fleißige Lottchen und die faule Minna, — und nicht weniger eigenthümlich ist es, daß unsere liebe Jugend sich dann immer freut, wenn die Reihe an die unartigen Kinder kommt. Wir Alten machen es nicht viel besser: ein Buch oder ein Artikel über Lucrezia Borgia wird allezeit mehr Leser finden, als z. B. die Lebensbeschreibung der Elisabeth von Thüringen, was der Menschennatur nicht zur Ehre gereicht.

Nun, es kommt aber auch im Leben vor, daß entgegengesetzte Naturen zusammengeführt werden, sogar oft als Mann und Frau, was nicht einmal immer schlimm ist, wenn das Bindemittel der Liebe vorhanden ist. Ich kenne zwei Pfarrherren, die auch als Gegensätze gelten können und die ein gutes Geschick dennoch zusammengeführt hat.

I.

Der Pfarrer von Kreuzberg, einem abgelegenen Dorf in der Schweiz, war ein Mann von ganz ehrenwerthem Charakter, ein eifriger und gewissenhafter Geistlicher, ein treu besorgter Familienvater und ein warmer, zuverläßiger Freund, hatte aber neben seiner christlichen Gesinnung eine gar zu sorgliche Gemüthsart, die ihm selbst und andern das Leben oft verbitterte.

Wann er angefangen hat, zu sorgen, das kann ich so genau nicht sagen; eine Familientradition vermeldet, daß er als dreijähriges Knäblein gemeint habe, „die Sonne finde den Weg nicht wieder," nachdem er sie hatte untergehen sehen. So lange ich ihn kenne, lag sein Gesicht in sorgenvollen Falten, und ich glaube, daß er gleich Eulenspiegel geweint hat, wenn's bergab ging, aus Sorge, daß er wieder aufwärts steigen müsse; bergauf aber hat er dann gewiß gar nicht gelacht.

Im ersten Jahre seiner Ehe begann er schon zu sorgen, ob sie nicht kinderlos bleibe. Als er aber einen Sprößling erwarten durfte, machte es ihm schon große Sorge, ob er auch gesund, mit geraden Gliedern zur Welt komme; als er dann glücklich das Tageslicht erblickt, da begann erst recht die Sorge um das Knäblein, wie man es ungefährdet aufziehe und dermaleinst durch die Welt bringe.

Zu neuen Sorgen gab es reichlich Stoff; denn an Kinderlein war bald kein Mangel im Pfarrhause und

der Pfarrer befand sich, noch ehe wieder ein neues erschien, allezeit im Zweifel, was sorglicher sei, wenn dasselbe als Männlein oder als Fräulein zur Welt komme. „Buben, die sind schwer und theuer zu erziehen, und wie schwer ist's, bis man den rechten Beruf für sie findet!" — „Aber Mädchen," bemerkte schüchtern die Mutter, „die darf man daheim erziehen und hat bald Hilfe von ihnen." — „O du lieber Gott, Mädchen! Da weiß man vollends nicht, was mit ihnen anfangen." Da es nun kein Drittes gibt, so war eben jedes Kind ein Sorgenkind, obgleich die Knaben zunächst gerade Glieder und gesunden Verstand zeigten und die Mägdlein versprachen hübsch und wohlgestaltet zu werden.

Grundbrav können die Leute sein und bleiben neben einer trübseligen, schwarzsehenden Gemüthsart, liebenswürdig werden sie gerade nicht dadurch, und so hatte die gute Pfarrfrau viel in der Stille zu tragen und fand ihrerseits wieder ihre eignen Gründe zur Sorge. Es ist ja keine Sünde, solch ein schweres Gemüth; aber es ist ein Raub am Leben und verdüstert manche Stunde, die man nachher unter die glücklichen seines Lebens rechnen dürfte und gerne zurückkaufen möchte, wenn es nur möglich wäre.

II.

Schade, daß der Pfarrer von Kreuzberg und der von Leichtgau so weit auseinander wohnten, daß keiner von dem andern wußte; der sorgenvolle Pfarrer hätte an dem sorglosen sehen können, wie ein heiterer Sinn und getroster Muth wohl bestehen können neben dem Ernst im Erfassen des heiligen Berufs und der tiefsten Glaubenswahrheiten, ja, wie eben diese Sorglosigkeit den rechten Grund gibt für ein gesegnetes und bedeutendes Wirken.

„Wird alles recht werden," war der Wahlspruch des Leichtgäuers, der keine glänzende, doch eine glückliche Jugend verlebt und sich sein Amt und sein Weib nach seinem Herzen gewählt hatte.

„Wird alles recht werden," tröstete er seine junge Frau, als die Einkünfte seiner ersten Pfarre sich als etwas spärlich erwiesen und die Pfarrfrau mit Seufzen sah, wie andere Geistliche sich kleine Reisen und sonstige Gutthaten gestatten konnten, die ihnen versagt blieben. „Gelt, 's ist recht worden?" durfte er triumphierend sagen, als seiner Frau, die er für unbemittelt gehalten, später ein schönes Vermögen zufiel. „Wird auch so recht sein," meinte er, als statt des erwarteten Stammhalters zwei Mägdlein kamen. „Mädchen gerathen leichter, und wenn sie einen braven Mann heiraten, so hat man ja auch einen Sohn." „Wird alles recht werden," tröstete er seine Gemeinde, wenn den Feldern Erfrieren drohte oder Mißwachs, wenn Hagel und Unwetter die Fluren heimsuchte, und wenn er's auch nicht

recht machen konnte, so half er doch reichlich mit gutem Trost und gutem Rath, mit Gaben und Beistand, daß die böse Zeit leidlich vorüberging. Am ersten schönen Morgen nach langer Regenzeit, am ersten warmen Tage nach harter Kälte, da öffnete der Pfarrer von Leichtgau in aller Früh sein Fenster und rief dem Bauern drüben, der eben mit Brummen seine Kühe aus dem Stall zog, freundlich hinüber: „Nicht wahr, Nachbar, 's wird doch wieder recht?"

Gerade weil kleine Sorgen den Pfarrer nicht bedrückten, so erfaßte er auch sein geistliches Amt mit rechter, frischer Kraft, so daß er in die Nähe und Ferne ein brennendes und scheinendes Licht wurde; der Baum wächst kräftiger, wenn Schutt und Kiesel nicht sein Wachsthum hemmen.

Dem heitern wie dem düstern Muthe bleiben die dunkeln Stunden nicht erspart; so mußte auch der Pfarrer von Leichtgau erproben, ob sein guter Muth auf festerem Grunde stand, als nur auf dem eines leichten Blutes, zumal an dem schweren Tag, als er seine liebe Frau zu Grabe geleiten mußte und allein blieb in dem sonnigen Pfarrhaus mit seinen zwei Töchterlein.

Er schüttelte sein Leid nicht gewaltsam ab; aber er suchte als lebendige Wahrheit sich auszugraben aus dunklem Schacht, was er seither so in gutem Glauben als überliefert Gold an Sterbebetten und Gräbern ausgegeben hatte.

Er wußte, daß er seinen Kindern den Sonnenschein zu ersetzen hatte, der erloschen war mit dem

hellen Mutterauge, und durch sie und für sie fand er auch den guten Muth wieder. Er behielt sie um sich in jeder freien Stunde; er erzählte ihnen Geschichten und lehrte sie Lieder singen; er zeigte ihnen auf den Spaziergängen, was da schön war, Blumen und Käferlein, Vögel und Steine, und wehrte ihrem fröhlichen Lachen nicht; er stärkte daran den alten Glauben: „Wird auch wieder recht werden.“

Und so durfte er auch wieder eine getreue Mutter heimführen für seine Töchterlein, die, wenn sie nicht immer so heiter in's Leben schaute wie er, ihm doch das Drangsal der kleinen Sorgen und Mühen abnahm, die Männern so schwer fallen und bei denen sie sich so ungeschickt geberden.

III.

Es war eine einfache Methode der alten Erziehung, — die neue verfährt säuberlicher, — wenn die Kinder ohne eigentlichen Grund verdrossen und weinerlich sind, wie das öfter der Fall ist, denselben, ohne weitere Verschuldung ihrerseits, ein paar tüchtige „Huschen“ zuzutheilen: „So, jetzt weißt, warum du heulst!“ Die Vorsehung (oder das Schicksal, wie's andere nennen) macht's uns alten Kindern auch zuweilen so, wenn wir am „Weltschmerz“, an irgend einem grundlosen und unverstandenen Weh leiden und uns trübselig herumdrücken; sie schickt ein rechtes wirkliches Leid, damit

wir verstehen mögen, was Kummer ist, und ihn überwinden lernen mit Gottes Hilfe.

Und so ist auch unter dem Dach des Pfarrers von Kreuzberg durch Verdrießlichkeiten von außen, durch Krankheiten und Leiden viel wirkliche Sorge eingekehrt, also daß man ihm sein düsteres Angesicht nicht so übel nehmen durfte. Die ältern Söhne machten ihm keinen Kummer. Der Erstgeborne hatte sich für den geistlichen Stand bestimmt. Der Vater unterrichtete ihn so lang als möglich selbst; dann schickte er ihn auf ein Gymnasium und später auf die Universität, die er ordnungsmäßig absolvierte. Der Weg vom Vicariat bis zu einem eigenen Pfarrhaus ist bei den jungen Schweizer Theologen gewöhnlich sehr kurz und so hatte auch der Pfarrer von Kreuzberg bald die Freude, den Sohn als Kollegen begrüßen zu dürfen.

Nicht ganz so eben wollte es mit Theodor, dem zweiten, gehen. Ein guter Junge war er, auch nicht ungeschickt; er verstand bei Zeiten allerlei niedliche Dinge zu „besteln“, lernte, was er mußte, doch das nicht immer gern. „Harte Bretter zu bohren“, wie der Volksmund es nennt, war just nicht seine Liebhaberei, und doch sind die Bretter oft sehr hart, die ein junger Mensch zu bohren hat, bis er zu Amt und Würden kommt. Hatte der Pfarrer schon schwer gesorgt, ob er die Kosten zum Studium auftreiben könne, so sorgte er jetzt erst recht, als der Junge gar nicht studieren wollte und sich für ein Kunstgewerbe entschied.

„'S ist zwar eine Noth mit dem Studieren und mit den Studierten,“ seufzte er, „aber am Ende ist's

doch ein gewisses Brot, wenn auch ein schmales; so ein höheres Gewerbe aber, das nicht Handwerk ist und nicht Kunst, das ist erst recht unsicher. Und etwas ist doch in dem Jungen, das durch Kunst und durch Gewerbe nicht ganz befriedigt wird."

Und so war es. Volle Befriedigung fand Theodor nicht durch emsige Ausübung seiner Kunst, nicht im Kreise seiner Genossen; erst als er unter vielem Hohn seiner seitherigen Gefährten einen sogenannten Jünglingsverein besuchte, der ein fröhliches Beisammensein vereinen wollte mit dem Aufblick auf ein höheres Ziel, — erst da ist die geistliche Ader bei ihm in Fluß gekommen, obgleich er früher nicht nach der Theologie verlangt hatte; da regte sich auch das Verlangen nach einem andern Beruf in ihm. Er wußte ja, daß man in jedem Stande Gott dienen kann; daß schöner als all' unsre Gottesdienste dereinst die Zeit sein werde:

„Da raget kein Tempel nicht nahe noch fern,
Weil jegliches Haus ist die Hütte des Herrn;"

in ihm aber tönte klar, unabweisbar die Stimme wieder und wieder: „Gehe aus deinem Vaterlande und deiner Freundschaft, in ein Land, das ich dir zeigen will."

Was war das für eine Verwunderung in dem sorgenvollen Pfarrhause, als Theodor eines schönen Sonntags nach Hause kam und ihnen seinen festen Entschluß kund gab, als Missionszögling nach Basel zu gehen! Zu sorgen gab es da freilich genug, und doch mußte der Pfarrer sich freuen des lautern Herzensdranges, der den Sohn zu so gutem Ziele trieb, und

so gab er nach, wenn auch mit Seufzen, — es gab ja wenig auf der Welt, das er nicht mit Seufzen that.

„Das versteht sich von selbst,“ meinte er in einer der Unterredungen, die er vor der Abreise des Sohnes noch mit ihm hielt, „das versteht sich, daß du auf's Heiraten verzichtest von vornherein und das ist gerad' nicht das Schlimmste, — ist auch eine Sorge weniger auf der Welt! Solche Missionarsheiraten sind eine ängstliche Sache; selbst wählen kannst du ja nicht, wenn du bei Gott weiß was für Indianern oder Kaffern draußen bist, und — sich so per Seefracht eine Frau zusenden lassen, die nächste beste Nähterin aus einer Brüdergemeinde, — das wäre nicht mein Geschmack, und deiner wird's auch nicht sein.“

Ueber diesen Punkt hatte Theodor sich noch gar nicht besonnen; wir hatten dazumal noch nicht das weise Reichsgesetz, das Heiraten schon mit dem achtzehnten Jahre gestattet, und wenn ihm auch nicht ein Künstlerblick fehlte für anmuthige Gestalten, so hatte er doch noch ganz und gar nicht über seine Zukünftige nachgedacht und ob er überhaupt eine wolle. Auch däuchte ihm jede Verleugnung, jede Hingabe leicht und schön im Dienste des heiligen Werkes, dem er sich weihen wollte, und es erschien ihm das Verzichten auf die Braut per Seefracht nicht einmal ein großes Opfer.

Der Pfarrer war ein treuer Diener seines Herrn, wenn er auch noch nicht den Punkt gefunden, von dem aus sein Joch leicht und seine Last sanft wird; er

war ein liebender Vater, obschon die Seinen nicht oft die Liebe sehen konnten, die er für sie im Herzen trug, und so entließ er den Sohn, als dieser, zunächst zur Vorbereitung auf seinen Beruf, vom Elternhause schied, mit schwerem Herzen, aber doch mit herzlichem Segen.

Es mußte ihm ja wohl thun, zu sehen, wie sein Theodor in diesem Entschlusse Frieden gefunden hatte und Muth zum Leben und Sterben, und so dachte er an diesen Sohn zunächst mehr mit Freude und in guter Hoffnung als in Sorgen.

IV.

Im sorglosen Pfarrhaus, da waren inzwischen die Töchterlein herangeblüht zur Freude des Vaters, der sie treu beschützt sah unter der Obhut der neuen Mutter. Besonders lieb war ihm Lydia, seine zweite, die, so schien's, seinen eignen heitern Sinn, seinen hellen und getrosten Blick in die Gegenwart und Zukunft geerbt hatte.

„Ein nettes Mädchen ist sie doch, unsre Lydia,“ bemerkte er mit väterlichem Wohlgefallen, als er mit seiner Frau von einem stillen Sonntagabendgang durch Felder und Wiesen zurückkehrte und sein Töchterlein, angelegentlich in ein Buch vertieft, auf der Gartenbank sitzen sah.

„Gewiß," gab die Mutter zu, „sie hat sich auch brav gemacht im Hauswesen; aber etwas besonderes hat sie doch und will ein bißchen hoch hinaus."

„Hoch hinaus?" fragte der Pfarrer befremdet, „das denke ich doch nicht; sie ist daheim ein gehorsam und fleißig Kind und spricht freundlich auch mit dem Geringsten im Dorf, darin sehe ich keinen Hochmuth."

„Nun, das meine ich ja nicht," sagte die bedenkliche Mutter, „aber sie dünkt sich doch besser als andere junge Mädchen; die Unterhaltung mit ihnen ist ihr gleich langweilig, und wenn Vetter Wilhelm kommt, dessen Aufmerksamkeit ihr ja eine Ehre sein müßte, so lacht sie nur, daß er so gern mit seiner goldnen Kette spiele und so oft seine kostbare Uhr aufziehe; als ihre Freundinnen sie neckten mit seinen Huldigungen und meinten, es müsse doch schön sein, in so ein reiches Kaufmannshaus einzuziehen als Frau, da fand sie es langweilig, eine Kaufmannsfrau zu sein, die sich alleweil schön anziehen und große Visiten halten müsse, und deren Mann, wenn er heimkomme, nichts zu erzählen wisse, als wieviel er profitiert habe. Siehst du, das ist Uebermuth, und Hochmuth kommt vor dem Fall."

„Nun, wenn es Uebermuth ist, so legt der liebe Gott immer zur rechten Zeit einen Dämpfer darauf," sagte begütigend der Pfarrer; „die Jugend muß auch oft lernen, daß man Rang und Reichthum so wenig geringschätzen soll als Armut und Niedrigkeit, und daß auch um vergänglich Gold und Silber köstliche Perlen gekauft werden können. Es ist ihr ja lang schon versprochen, daß sie zum Missionsfest in die Stadt darf;

da kann sie sich überzeugen, wie viel Gutes geschieht durch die Hand der Kaufherren, von denen sie meint, daß sie nur rechnen und zählen; wie Ansehen und Reichthum, die an sich vergängliche Dinge sind, doch helfen können, die ewigen Zwecke des Gottesreichs zu fördern."

Man hatte im Pfarrhaus zu Leichtgau immer lebendigen Antheil an dem Gange der Mission genommen; auch Lydia hatte es gethan und gewissenhaft die Blättchen gelesen, auf denen vorn ein paar Kaffern mit Spießen oder sonstige Wilde abgebildet sind. Als aber hier, beim großen Missionsfeste, die Gäste von nah und weit zusammenströmten; als die Sendboten, die von der Ferne zurückgekehrt waren, Bericht gaben, wie unter Kämpfen und Gefahren da und dort es doch gelungen war, ein helles Glaubenslicht anzuzünden in der Nacht des Heidenthums; Freude zu bringen in manch verkümmertes Leben und Frieden an Sterbebetten; wie sie der Heimat noch den letzten Gruß brachten von denen, die auf dem Kampfesfelde gefallen waren in Hoffnung auf den Sieg, den sie nicht erleben sollten; wie sie „ihr Leben nicht geliebt hatten bis in den Tod und ihre Seelen dargegeben hatten im Dienste des Herrn," da ging ihr erst recht eine Ahnung auf von der Größe des Werkes, dessen Früchte wir genießen, ohne mehr daran zu denken, wie wir dazu gekommen sind; von der Herrlichkeit der Zeit, wo „der Herr wird Friede lehren unter den Heiden und seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis an das andere und vom Wasser bis an der Welt Ende."

Kurz vor dem Schluß der Gottesdienste sollte noch ein junger Missionar ordiniert werden, ehe er sich nach China einschiffte. Es war der Theodor aus dem sorgenvollen Pfarrhaus, der seither eifrig und emsig studiert hatte für seinen erwählten Beruf; schon in der Vorbereitung, wie mühsam und schwierig sie oft war, hatte er großes Genüge gefunden und war nun von Eifer beseelt, das Licht, das ihm so klar aufgegangen, auch draußen leuchten zu lassen.

Weiß nicht, ob es seine eigene Wahl war, die ihn nach China führte. Er hatte vielleicht einmal allerlei schöne Bilder in sich getragen von einem sanften Insulanervolk auf einer Palmeninsel der Südsee, die einen Heilsboten des Evangeliums aufnehmen wie einen Gott, und wenn auch die Länder- und Völkerkunde, die er im Missionshaus erworben, solche Träume zerstört hatte, so trieb ihn doch sein Herz am allerwenigsten zum Chinesenlande mit seiner Kultur, die zu Stein erstarrt ist, mit seiner eingebildeten Weisheit und seinen abgeschmackten Gebräuchen, — er hätte viel lieber aus dem Rohen gearbeitet. Aber er wußte, daß, wer seine Hand an den Pflug legt, sie nicht zurückziehen darf, und daß auf eigne Wahl verzichtet, wer sich dem Dienste der Mission weiht; so hatte er sich gefügt ohne Widerspruch, hatte die mühsame Sprache mit Fleiß studiert und sich bereit gemacht.

Lydia saß in der Kirche, etwas neugierig, wie wohl der junge Mensch predigen werde, der ja doch nicht eigentlich als Geistlicher studiert hatte; in andere Gedanken verloren, hatte sie sein Auftreten nicht be-

merkt und schaute erst auf, als er nach Kanzelgruß und Gebet klar und kraftvoll seine Predigt mit den Worten Jesaias begann: „Herr, hier bin ich, sende mich!“ Wunderbar fühlte sich das Mädchen berührt, aus so jungem Munde eine so tiefe, lebendige Ueberzeugung ausgesprochen zu hören von der Heiligkeit und Schönheit seines Berufs, eine so innige Wärme, mit der er das Gebot erfaßte: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“ sie fühlte mit den getrosten Muth, mit dem er allem Schweren seiner Sendung entgegensah im freudigen Glauben. „Aber, in dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat.“

Sie saß noch versunken in tiefe Gedanken, als er das Amen sprach; einmal noch schaute sie ihm nach, den sie ja wohl auf Erden nie wiedersehen sollte, und sprach ein stilles Gebet, so innig wie nie zuvor, um Gottes Geleite und Segen auf den Weg des Jünglings.

Die Leute zogen heim von der Kirche, einige schweigend und tiefbewegt vom Eindruck der Feier; einige auch aufathmend und erleichtert, daß es zu Ende war: „Schön ist's, recht schön, das muß man sagen; aber ein bißchen zu lang hat's gedauert; der ‚Eingeborene‘ ist doch am merkwürdigsten gewesen.“ Andere besprachen eifrig die einzelnen Redner, auch den jungen Missionar, mit großem Wohlgefallen. Lydia war unter den Stillen; ihr war nicht der ‚Eingeborene‘ das Merkwürdigste, sie mußte wieder und wieder an den jungen Sendboten denken, der zum erstenmal hinaus sollte auf seinen gefahrvollen Weg; es dünkte ihr nichts schwer

in diesem Augenblick. „In dem allem überwinden wir weit.“ Nur das that ihr leid, daß sie nie wieder seine Stimme hören, ihn nie im Leben Aug' in Auge sehen sollte.

Theodor hatte freilich keine Ahnung davon, wie tief seine Rede ein junges Herz bewegt hatte. Er war noch in die Heimat gereist und hatte da genug zu thun, bis er alle die Sorgen seines Vaters beschwichtigte. „Warum muß es denn gerade China sein?“ meinte der sorgliche Mann; „man weiß ja, daß das einer der widerwärtigsten und gefahrvollsten Posten ist. Da wären mir rechte, ordentliche Wilde noch lieber gewesen als die Kerl, die lange Zöpfe tragen und sich mit der Stirn auf den Boden werfen, statt ein Kompliment zu machen!“

„Aber höflich sollen die Chinesen sein,“ sagte begütigend die Frau Pfarrerin.

„Hätte den Kukuk von der Höflichkeit, wenn sie den Leuten einen centnerschweren Block um den Hals hängen, oder sie auf die Fußsohlen zu Tode prügeln!“

Doch mußten alle Sorgen zunächst noch väterliche Freude und väterlicher Stolz überwiegen, daß er den Sohn jetzt so gereift und willensstark, so wohl vorbereitet auf seinen heiligen Beruf sah. „Ohne Sorgen geht's einmal nicht auf der Welt,“ seufzte er; „da ist's wenigstens der Mühe werth; so geh' denn hin mit Gott, mein lieber Sohn!“

Erst als er schied vom Vaterhause, das ihm doch ein liebes war, wenn es auch nicht immer ein sonniges gewesen, erst da empfand der junge Missionar recht,

was er alles hingebe um seinen Beruf: nicht nur die schönen Berge und blauen Flüsse und Seen des Vaterlandes, nicht nur häusliche Sitte und Sprache, auch alle Hoffnung auf häusliches Behagen, auf Liebe und Familienfreude, aber, — „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes,“ dachte er und schied getrost von hinnen, nicht ohne Herzweh, aber doch festen Muthes.

Oft aber thut der Herr auch über unser Bitten und Verstehen.

V.

Zum Sorgen gab es nun vielfältige Gelegenheit für unsern bedenklichen Pfarrherrn neben aller Freude, die Theodor's lebendige Schilderungen aus seinem neuen Arbeitsfeld in's Vaterhaus brachten; todtgeschlagen hatten ihn die Chinesen nicht, aber es ging nicht ohne schwere und ernstliche Gefahren. Doch wurde den Eltern über all' ihr Hoffen und Erwarten die Freude, den Sohn, wenn auch nur als Gast, wieder in der Heimat zu sehen und klar zu erkennen, daß es kein Strohfeuer gewesen, was in seiner jungen Seele aufgelodert, sondern eine lebendige und bleibende Flamme.

Er war noch jung; seine Mutter aber meinte im Stillen, wenn er wieder fort müsse, so wäre es schön, wenn er eine liebe Frau fände, damit doch eine Seele für ihn sorge. „Was fällt dir ein?“ meinte der

sorgenvolle Vater; „wer wird denn den Entschluß fassen! und wenn er irgend so ein armes verlassenes Mägdlein fände, die keine andere Wahl hat, so gäbe es nur wieder neue Sorge, da er schon Mühe genug hat, sich allein durchzuschlagen!“

Dem Theodor lag der Gedanke an eine Gefährtin auf seinem mühevollen Weg nicht mehr so weit ab, wie beim Beginn seiner Laufbahn; aber — es begegnete ihm keine, bei der er hätte wagen mögen zu fragen und, so opferfreudig er sonst war, das stand ihm doch fest, daß die Ehe kein Geschäft sein dürfe, auch ein frommes nicht, und so verzichtete er lieber und zog einsam seines Weges.

Die junge Lydia war auf einer Familienreise abwesend gewesen. Bei ihrer Rückkehr erzählte ihr der Vater unter andern Neuigkeiten, daß der junge Missionar, bei dessen Ordination sie vor zwei Jahren zugegen gewesen, auf einer Erholungsreise auch Basel besucht, sogar einen der Erstlinge der Heiden, einen leibhaften Chinesen, mitgebracht habe. „Er soll einmal recht schön in Basel gesprochen haben, mir war nicht möglich, ihn zu hören; jetzt ist er bei seinen Eltern daheim, sich vollends zu erholen, und wird sich bald wieder einschiffen.“

Ein leises Weh zog durch der Jungfrau Seele und es ward ihr jetzt erst klar, daß jener Eindruck, den sie in der Kirche von dem jungen Missionar empfangen, ein tieferer gewesen war, als sie selbst gewußt. „Wird auch so gut sein,“ sagte sie sich; „ich muß auf's neue lernen, den Herrn zu suchen und zu finden und darf

nicht eigenen Träumen nachhängen.“ Und sie suchte jetzt recht ihr Missionsfeld zu finden in all' den kleinen Geschäften und Mühen des Alltagslebens und sich zu schmücken mit sanftem und stillem Geiste:

Lacht dir kein Auge, blinkt dir ein Stern;
Blühst du nicht Menschen, blühe dem Herrn!“

Für Theodor kam eine Zeit schwerer Verfolgungen und Gefahren, die ihn froh sein ließen, daß er nur für sich allein zu sorgen hatte. Die Eltern erfuhren das Schwerste, als es glücklich vorüber war; aber jetzt erst lasen sie oft aus des Sohnes Briefen eine innere Ermüdung, ein Heimweh, weniger nach dem Vaterland, als nach einem Daheim, nach einem eigenen Herd. „Hab's gedacht,“ seufzte sein Vater, „nehm's ihm nicht übel; ist's ja dem Adam im Paradies entleidet so allein, wie viel mehr einem Missionar unter den Chinesen! Aber er hätte sich umsehen sollen, als er im Lande war; nun ist nichts zu machen, wenn er sich nicht so ein wildfremdes Frauenzimmer will zuschicken lassen, und wenn sich eine findet, so geht die Noth und Sorge erst recht an.“

VI.

Der Pfarrer von Leichtgau stand immer in manigfachem Verkehr mit dem Missionshause und es war ihm eine besondere Freude, wenn Doktor Walter, einer der Vorsteher desselben, je und je im Pfarrhause einsprach.

So saß denn auch einmal die Pfarrfamilie gemüthlich mit dem willkommenen Gaste beisammen in der offenen Laube des freundlichen Hausgartens. Lydia, sonst immer gar flink und dienstfertig, wo es galt, einen werthen Gast zu bedienen, hatte diesmal der Schwester den Marthadienst überlassen; sie wollte so gerne zuhören, was es da von allen Theilen der Erde her zu berichten gab, sie war gar wohl bewandert auf dem weiten Gebiete der Mission.

Diesmal aber hatten die Herren viel zu sprechen über allerlei theologische und Zeitfragen; auf Missionssachen wollte das Gespräch gar nicht kommen!

Jetzt zogen sie gar noch die Civilehe in die Unterhaltung; das interessierte Lydia nicht viel, ihr stand es ja fest, daß sie keine Ehe ohne den Segen der Kirche schließen würde, wenn sie überhaupt so weit käme; sie wurde erst wieder aufmerksam, als von den Heiraten der Missionare die Rede war. „Es ist ein eigen Ding," sagte Doktor Walter, „gar viele Bedenken sprechen gegen solche Verbindungen. Das einsame Priesterthum, das die katholische Kirche fordert, hätte bei uns seine guten Gründe. Eine persönliche Wahl ist für den Missionar nicht möglich; dies Zusenden aus der Ferne ist ein Uebelstand, obgleich wir bis jetzt fast nur von guten Ehen bei Missionaren hören, was uns zeigt, daß die Uebereinstimmung im Höchsten auch die natürliche Liebe ersetzen kann oder vielmehr die rechte Liebe erst hervorruft."

„Und, das dürfen wir wohl sagen," fiel der Pfarrer ein, „daß nicht viel störende Einflüsse von draußen

dazwischen kommen; daß das Gefühl, so ganz allein miteinander zu stehen, einander so durchaus nöthig zu sein, uns schwache Menschenkinder noch fester zusammenbindet, als freie Liebeswahl."

„Ich meine auch," bemerkte Lydia, die sich inzwischen zu ihnen gesetzt, „es erfährt's niemand, ob die Leute da drinnen glücklich sind oder nicht. Von Indien heraus oder aus Afrika ist's doch nicht der Mühe werth, daß eine schreibt: Mein Mann ist jetzt eben recht unlittig und widerwärtig."

„Das thätest du auch nicht schreiben von deinem Mann, und wenn's nur eine Stunde weit ginge," sagte lachend die Pfarrerin; „das behält man hübsch für sich."

„So?" fragte der Pfarrer mit komischem Ausdruck.

„Die Heiraten der Missionare" — fuhr der Freund wieder ernster fort — „vermehren bedeutend die Kosten der Mission, und wenn gleich an einigen Orten auch die Frau unter Frauen und Kindern oft eine segensvolle Wirksamkeit hat, so kann die eigene Familie auch ein Hindernis für den Einzelnen sein, ihm das nöthige Reisen erschweren. Dazu kommt der schlimmste Uebelstand von allen, daß in den tropischen Ländern so bald eine Trennung von den Kindern nöthig wird, und diese dann vater- oder mutterlos in der alten Heimat mit Opfern untergebracht werden müssen."

„Warum schicken sie dann jedes Jahr Frauen für Missionare in alle Welt?" fragte die Pfarrfrau.

„Weil nie und in keiner Stellung einem Mann das Gefühl so tief und lebendig wird: ‚Es ist nicht

gut, daß der Mensch allein sei;' nirgends das Verlangen nach ‚einer Gehilfin, die um ihn sei,' so mächtig, als bei dem einsamen Leben des Missionars. Nicht viele so starker, gottinniger Naturen gibt es, die aus ihrem Glauben allein die Kraft schöpfen, frisch zu bleiben bei der schweren Arbeit auf dem Missionsfeld, die nur zu oft eine vergebliche scheint; allein, ohne ein Gefühl der Heimat, ohne eine treue Hand, die ihm die Alltagsmühen und Sorgen abnimmt; ohne ein freundliches Auge, das ihm tröstlich zublickt, ohne einen eignen Herd, daran er ruhen kann."

„Habe gerade da ein Exempel von einem Bruder in China," fuhr Walter fort, „der mich beim Scheiden bestimmt versichert hat, daß er nie an's Heiraten denken werde, da ihm doch nicht möglich sei, selbst zu wählen, und daß er mit Gottes Hilfe hoffe, allein auf dem Felde draußen stehen und arbeiten zu können. Jetzt schreibt Bruder Müller, der mit ihm zusammengetroffen, daß er ihn recht müde und niedergeschlagen gefunden habe und daß er glaube, auch er fühle tiefes Verlangen nach einer Gehilfin, aber wage nicht recht, nach allem, was er früher gesagt, diese Bitte gegen uns auszusprechen. Wir wären jedoch entschlossen, diesen gerechten Wunsch einem so treuen und tüchtigen Arbeiter zu erfüllen, auch ehe er ihn bestimmt ausgedrückt, wenn sich eine Jungfrau fände, die Muth hätte, nach China zu gehen."

„Wie heißt der junge Mann?" fragte der Pfarrer ohne besonderes Interesse. „Diener," war die Antwort. „Nun, Fräulein Lydia," fragte der Freund beim Ab-

schied, „hätten Sie nicht den Muth, das Wagstück zu unternehmen?“ Er sagte es mehr im Scherz; er war schon gewöhnt, daß es meist resignierte Seelen waren, die sich zu solcher Ehe ohne eigene Wahl entschließen konnten, oder Jungfrauen, bei denen der heilige Ernst des Lebens alle Mädchengedanken an Herzenswahl und Liebesglück im Sinne der Jugend überwog; daß die jungen blühenden Töchter des heitern Pfarrhauses, die dazu noch für gute Partien galten, daran denken könnten, das fiel ihm nicht ein.

Eine aber dachte daran, eine, die in ihrem Kämmerlein saß mit glühenden Wangen und mit klopfendem Herzen. War es ein Ruf vom Herrn, war es ihr eignes schwaches Mädchenherz, das ihr das Los so schön erscheinen ließ, als treue Gehilfin, als liebende Gefährtin dem einsamen Manne da draußen zur Seite zu stehen? Sie hätte gern das Wahre und das Rechte gewählt, aber es wollte ihr nicht klar werden.

Hoch erstaunt und schmerzlich bewegt war der Vater, als sie ihm endlich ihr Herz erschloß; ihm anvertraute, wie der Eindruck jener Predigt seit Jahren in ihrem Herzen geblieben sei, und ihn um seinen Rath bat. Daran hatte er denn doch nicht gedacht, daß sein Kind, seine blühende Lydia, dazu berufen sein könnte, so ganz allem Glück und allem Behagen der Heimat zu entsagen, so weit von ihm zu ziehen.

Und doch war er nicht lange im Zweifel, daß dieser Zug des Herzens als des Schicksals, als Gottes Stimme zu verstehen sei; daß der ganze Sinn des Mädchens lange schon vorbereitet sei für eine solche

Bestimmung und daß es nun, wo auch ihr Herz Ja dazu sagte, an ihm sei, zu entsagen.

„Wenn dein eigen Herz für ihn spricht, so daß du mit Freuden ihm Heimat und Vaterhaus opfern kannst, so ist's nur um so schöner und die schwere Pflicht, die du übernehmen willst, wird leichter,“ beruhigte er sie. „Geh du, mein Kind, im Namen des Herrn, zu dem du durch Leid und Freude deiner neuen Laufbahn gewiß immer inniger hingezogen wirst.“

Was nun Mutter und Schwester, was die ganze Verwandtschaft und Freundschaft, den Vetter Wilhelm mit inbegriffen, zu Lydia's Entschlusse sagten, welchen der Vater den Freunden im Missionshause zu ihrer herzlichen Freude mittheilte, das wäre fast zu viel zum berichten. Alle Zweifel, alle Einreden der Familie machten Lydia nicht mehr irre; aber ein Bedenken lag ihr doch noch schwer auf der Seele: „Ich habe ihn gewählt, aber hätte er mich gewählt?“ Die Frage ließ sie nicht recht zur Ruhe kommen und bewegte sie Tag und Nacht. Sie mußte sich als Braut begrüßen lassen; die Mutter rüstete die Aussteuer, der Vater studierte mit ihr Werke über China, wobei er überrascht war von den schönen Vorkenntnissen, die sie gerade in diesem Gebiet der Mission zeigte; — all dies bereitete sich vor, während er, der Erkorene, noch nicht einmal wußte, welch Glück ihm vom Himmel gefallen war.

Zu den Eltern des Bräutigams, da ist die frohe Botschaft gekommen als ein helles Freudenlicht unter viele, wahrhaft trübe Tage. Mit so herzlicher Liebe und Freude wurde die Braut ohne Bräutigam in seinem

Vaterhause begrüßt, mit so innigem Dank der Segen erkannt, der ihm hier erblühte, daß auch das zarteste weibliche Gefühl sich dabei zufrieden geben konnte.

VII.

Und endlich, ja endlich kam auch über Land und Meer die freudige Werbung, der liebende Gruß des Bräutigams an die ungekannte Braut, die ihm der Himmel zugeführt. Gesehen hatte er sie noch nicht; wenn er's auch gern gewollt hätte, so konnte er nicht sagen, daß er einstens von der Kanzel in die blauen Augen des aufmerksamen Pfarrtöchterleins geschaut habe; er hatte damals an anderes gedacht.

Aber so innig sprach er seine ganze frohe Hoffnung aus für die Zukunft, seinen freudigen Dank für die Liebe, die ihm zugefallen ohne all sein Verdienst, den redlichen Willen, dieser Liebe werth zu werden und sie zu vergelten, daß Lydia nicht mehr nach einer andern Art des Werbens und Findens verlangen konnte.

Nun wurde emsig genäht und geschafft; die Mutter setzte ihre Ehre darein, daß ihr Töchterlein recht wohl ausgestattet die Heimat verlassen solle; sie war kaum abzuhalten, daß sie ihr nicht auch noch zu den Chinesen gestickte Kissenüberzüge mitgab.

Lange, lange währte es noch, bis endlich ein älteres Missionspaar sich zu der Reise nach China anschickte, unter dessen Schutz Lydia gehen konnte, und

diesmal war nur der Bräutigam der ungeduldige Theil; die Braut wollte gerne ihr Herz und ihr Auge noch recht tief versenken in die schöne Schweizer-Heimat, von der sie scheiden sollte so weit, so weit, vielleicht auf immer.

Nun wäre ja wohl Grund zur Sorge für den Vater in Kreuzberg gewesen, als er seine neue Tochter, das Kleinod seines Sohnes, draußen wußte auf der tückischen See, preisgegeben den Winden und Wellen; aber es mußte etwas von der heitern Luft von Leichtgau zu ihm herübergeflogen sein; wie der eigene Vater ließ er sie ziehen mit seinem Segen; befahl sie dem, der Wind und Wellen gebeut, und wartete nun sehnsüchtig, bis die erste Kunde komme von seinen Kindern.

Die Reise war glücklich; günstige Winde wehten freundlich die „Hoffnung", auf der Lydia sich eingeschifft, dem Ziele zu. Sehr lang hatte freilich die Fahrt gedauert; aber endlich kam doch das Land in Sicht, das Schiff legte an und drüben sah man die Harrenden am Ufer stehen.

Bei allen Gefahren, wie sie ja selbst die glücklichste Seereise bietet, unter Sturm und Wetter, die auch nicht ausgeblieben waren, hatte Lydia's Herz nicht so ängstlich geklopft als jetzt, da die Missionarsfrau sagte: „Nun fährt das Boot vom Lande; geschwind, Lydia, auf's Deck! Bald wird der Bräutigam hier sein."

„Lassen Sie mich ihn hier in der Cajüte erwarten!" bat Lydia, und die Freundin begriff sie; sie stieg mit den andern auf's Deck, um es dem Bräutigam zu sagen.

Man hatte daheim Lydia bange gemacht, ihr Erwählter werde ihr entgegenkommen in einem langen, bunten Chinesenrock, mit Schnabelschuhen und einem Zöpflein auf dem Scheitel; das sei nöthig in China. War aber nicht so schlimm; hier, wo er sie empfing, war europäische Tracht nichts so unerhörtes mehr, wie in anderen Theilen des Landes, und es war ein recht anständiger Europäer, der mit hochklopfendem Herzen hinunterstieg in die Kajüte, wo die erröthende Braut seiner wartete, ganz still und allein.

Wie es da drunten gewesen, das könnt ihr lesen aus den Augen der beiden, als sie endlich droben die Freunde begrüßten, wie sie so klar und freudig ineinanderschauten, ernster vielleicht, aber nicht weniger glücklich, als ein junges Paar da draußen in der Heimat, das von Vater und Mutter zusammengeführt, von Schwestern und Brüdern und Vettern und Freunden umringt und beglückwünscht wird.

VIII.

Der sorglose Pfarrer war auf Besuch bei dem sorgenvollen; sie saßen beide fröhlich beisammen und sprachen von ihren fernen Lieben, als der erste Brief des jungen Paares gemeinsam an beide Eltern aus China kam. Nicht nur die Sorge, auch das Alter hatte tiefe Furchen gezogen auf dem Angesicht des Pfarrers von Kreuz-

berg; aber es ist faltenlos geworden wie das eines Jünglings, als er las, mit wie lauterer Herzensfreude seine Kinder das Geschick priesen, das sie zusammengeführt und ihnen so fern und weit doch eine traute heimische Hütte gebaut hatte.

Die Einzelheiten des Hauswesens, die Küche ohne Milch, ohne Fleisch außer von Schweinen und Geflügel, die wurden der jungen Hausfrau freilich zu Anfang etwas schwer; doch hatte sie noch keine Drachenschwänze essen müssen, wie ihre Freundinnen ihr prophezeit.

In die Nachtseiten des Volkes der Mitte hatte Lydia bis jetzt nicht geschaut; sie sprach nur mit Freude und Staunen von der neuen Wunderwelt, die sie umgab; daß sie den allerbesten Mann von der Welt habe und noch unendlich mehr in ihm gefunden, als sie geträumt: — diese nagelneue Wahrnehmung haben schon mehr junge Frauen in der ersten Woche nach der Hochzeit gemacht; aber nicht jeder neue Ehemann wird mit solchem Dank den Segen eines glücklichen Daheims, das Walten einer liebevollen Hausfrau erkennen, wie der junge Missionar.

Auch Lydia's treue Mutter hatte die Beruhigung, daß sie sich nicht umsonst bemüht mit des Töchterleins Aussteuer: all die tausend kleinen Dinge, die den Haushalt bilden, die von dem übermüthigen Männervolk sonst als selbstverständlich, ja unnöthig hingenommen werden, die wurden von dem Schwiegersohn, der schon so lange eine heimische Häuslichkeit vermißt hatte, bis in's Einzelne mit besonderer Freude jubelnd begrüßt.

Wie Schade, daß wir nicht alle undankbaren Männer vorher ein bißchen nach China schicken können!

Das Antlitz des sorgenvollen Pfarrherrn wurde hell vor Freude und im Auge des sorgenlosen glänzte eine Thräne des Dankes; fröhlich reichten sie sich die Hände und tranken die Gesundheit des Paares im besten Weine, den das Pfarrhaus zu Kreuzberg aufzuwenden hatte, und der Sorgenlose sprach zum Sorgenvollen: „Nicht wahr, Herr Collega, 's ist recht geworden?“

Zweimal verkauft.



rmut und Reichthum gib mir nicht!" ist eine gar wohl begründete Bitte, wenn auch die Mehrzahl der Menschenkinder den zweiten Theil davon wegläßt und denkt: „Behüt' mich nur vor Armut! mit dem Reichthum wollt' ich's schon aufnehmen, wenn ich ihn nur erst hätte.

Es ist der Unterschied von Arm und Reich in den Extremen fast leichter zu ertragen oder war es wenigstens in den alten guten Zeiten, wo die Leute ruhiger verharrten an der Stelle, an die sie gesetzt waren, leichter als in der Mitte; die Straßenkehrerin sieht wohl mit weniger Erbitterung eine glänzende Karosse an sich vorüberfahren als ein Krämer, der kümmerlich sein täglich Brot verdient, den stattlichen Laden eines reichen Kaufherrn, die reich gefüllte regsame Werkstatt eines Zunftgenossen betrachtet, der, gleichen Herkommens mit ihm, vielleicht einst dieselbe Lehrzeit genossen hat.

So etwas dachte auch oft wohl der Secklermeister Kreß, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in einer alten Reichsstadt mühselig und kümmerlich im Erdgeschoß eines alten Hauses in einer düsteren Gasse sein Handwerk betrieb, wie man das an ein paar ledernen Resteln und verblichenen Hosenträgern ersehen konnte, die an dem niedrigen Fensterlein heraushingen und die leider gar wenige Kunden anlockten.

Still war's nicht da drinnen in der trübseligen Behausung; es war fast nicht zu begreifen, wie's denn möglich sein solle, daß all die kleinen Kreaturen hier Raum hatten, zu denen fast in jedem Frühling ein neues Exemplar kam, das in einem ärmlich zusammengezimmerten Wägelchen vor der Schwelle lag, während das vorjährige mühsam daneben herumkrabbelte.

„Bin gar nicht zum Profitieren in der Welt," vertraute der Secklermeister einmal einem guten Freund an, deren er nicht viele hatte, indem er sich verdrießlich hinter'm Ohr kratzte; „da haben sie mir weiß gemacht, als ich mein Geschäft hier anfing und es nicht so recht gehen wollte, ich solle nur heiraten, auch wenn ich keine Reiche krieg'; man erspar' so viel. Ja, profit! was hab' ich erspart? Vier kleine Krabben, und ich wußte nicht, wo Futter hernehmen und Kleider, als mein Weib am fünften starb. Jetzt mußt eben wieder heiraten, sagten sie; da ist die Baumanns Mine, die hat geerbt von dem alten Herrn, bei dem sie so lang gedient; daß sie ein bißchen älter ist, schad't nichts. Das ist der lautere Profit. Ja, was war's? Das bißchen, was sie geerbt, es war ein Bett und ein

Kasten und ein klein Kapitälchen; das ist 'neingeschlupft, man sieht nichts mehr davon. Jetzt sind vier neue Krabben da, und's Handwerk geht immer schlechter, das ist der Profit!"

„So! Und hab' denn ich profitiert?" ließ sich die scharfe Stimme der Hausfrau hinter der Thür hervor vernehmen. „Hab' mein Sächlein eingebüßt, mit dem ich noch einen Ledigen hätte haben können, und mußt' mich plagen mit deinem kleinen Pack und mit meinem eigenen dazu, und weiß nicht, wo's Brot hernehmen, und hab' dazu in Schulden hineingeheiratet, um die sie einen zu Tode plagen."

„Ja, das weiß Gott!" seufzte Kreß und zog sich scheu in seine Höhle zurück. Dem ehelichen Zwist war plötzlich ein Ende gemacht durch die Erscheinung eines stattlichen wohlgekleideten Bürgersmannes, den sie am oberen Ende der Straße bemerkten. Die Kinder, die noch auf der Schwelle spielten mit Papierchen, die sie im Straßenkoth gefunden, wurden eilig hereingezogen, die Hausthür zugeschlagen, der Laden drinnen geschlossen, um den Anschein zu geben, als sei niemand zu Hause; doch war die Sorge diesmal vergeblich gewesen; der Gefürchtete war vorübergegangen, und brummend stieß Kreß seinen Laden wieder auf, um knurrend an einer alten Lederhose zu flicken.

Der Bürgersmann, vor dem das Ehepaar so scheu geflohen, erschien gar niemand sonst so fürchterlich; es war der ehrbare, wohl beleumundete Secklermeister Friederich aus dem benachbarten Wallerstein, der Residenz des Fürsten von Wallerstein-Oettingen.

Die beiden Zunftgenossen waren einst zusammen in der Fremde gewesen und hatten bald nach einander ihren Hausstand gegründet. Was den Kreß gegen Friederich besonders erbitterte, war, daß dieser sich's all sein Lebtag hatte nicht einmal besonders sauer werden lassen. Er hatte eine leichtere und geschicktere Hand für die feinere Arbeit gehabt; aber er hatte sich gern flott gekleidet und Sonntags bei einer Musik amüsiert, so daß er von seinem reicheren Lohn vielleicht nicht mehr erübrigt hatte als der allezeit etwas unsaubere Kreß, der nur in dem Winkel irgend einer obskuren Schenke je und je seine Erholung suchte.

Auch Friederich hatte, als er zur Heimat zurückgekehrt, Herz und Hand oder wenigstens die letztere an eine gereifte Frauensperson verschenkt, die kinderlose Wittwe eines Secklermeisters zu Wallerstein, die ihm nicht nur die einträgliche Kundschaft des Fürsten, sondern dazu noch ein Haus und einen schönen Garten zubrachte, der, mehr als sein Gewerbe, seines Herzens Lust und Freude war.

Frau Barbara hielt ihren Eheherrn gut, sorgte ihm stets für reines Weißzeug und saubere Kleidung, auf die er so viel hielt, und daß sie die Zügel des Hausregiments alsbald erfaßt, das war sein Schade nicht. Er war, wie man so zu sagen pflegt, ein „umtriebiger“ und dabei ein recht lebenslustiger Mann, der gerne etwas neues probierte, und hätte vielleicht nicht ausgehalten bei seinem Gewerbe, zumal da seine Ehe kinderlos blieb und er so nicht für die Zukunft zu sorgen hatte, wenn nicht seine Frau mit dem wieder=

holten Sprüchlein: „Handwerk hat einen goldenen Boden!“ ihn dabei fest gehalten hätte. Nun, er ließ sich halten, und es freute ihn auch, wenn er für die Herren Bedienten und Reitknechte des Fürsten so schöne und elegante Arbeit fertigen durfte.

Warum denn aber war der wohlhäbige Bürgersmann so zur Plage und zum Schrecken seines armen Handwerksgenossen geworden? Das erklärte auf Befragen der Secklermeister Friederich mit den Worten Sirachs: „Mancher meinet, es sei gefunden, was er borgt, und redet so demüthig um des Nächsten Geld; aber wenn er's soll wiedergeben, so verzeucht er's und klaget sehr, es sei schwere Zeit, und ob er's wohl vermag, gibt er's kaum die Hälfte wieder, und der ihm geliehen, hat ihm selber einen Feind gekauft mit seinem eigenen Gelde.“

Kreß dagegen konnte auch dienen mit schönen Sprüchlein von „hartherzigen Reichen, die den Nächsten drücken um seine Schuld“. Daß sie beide in derselben Schrift, aus der sie Waffen nahmen, sich zu bekämpfen, hätten finden können, was den Armen willig und zufrieden, den Reichen freundlich und barmherzig machen konnte, das haben sie freilich außer Acht gelassen.

Sie waren ja einst, trotz ihrer großen Verschiedenheit, gute Kameraden gewesen, und Friederich hatte dem armen Kreß, der elternlos und wandermüde bald nach ihm in seine Vaterstadt zurückgekommen, willig hundert Gulden vorgestreckt zum Beginn seines Gewerbes. Kreß hatte nach und nach mit Mühe und Noth fünfzig Gulden davon abbezahlt; als aber das Kinderhäuflein

zu- und der Erwerb abnahm, da gab es einen Stillstand, und fünfzig Gulden blieben stehen. Er wollte Arbeit liefern für Friederich; die wurde aber nicht pünktlich und schön genug erfunden, und je weniger er im Stande war, etwas abzuzahlen, desto dringender wurde sein Gläubiger.

Ein hartherziger Mann war Friederich sonst nicht; aber es war ihm so gut gegangen, daß er sein Lebtag nicht gelernt hatte, sich einen Wunsch zu versagen, und einen unerfüllten oder unerfüllbaren Wunsch trägt doch fast jedes Menschenkind mit sich herum, warum nicht auch der Secklermeister Friederich?

Dieser große Wunsch war nämlich ein eigenes Gefährt, so ein Chaischen, wenn auch nur ein einspänniges, mit dem man nach Gefallen im Lande herumkutschieren könnte. Der Wunsch erschien nun leicht erreichbar für den wohlhabenden kinderlosen Mann; aber — Frau Barbara hielt die große Ausgabe für eine höchst überflüssige. Vielleicht fürchtete sie, der Mann werde dann gar zu wenig stillsitzen beim Gewerbe, an dem er ohnehin keine besondere Freude hatte, und dann hielt sie viel darauf, den Verwandten ihres ersten Mannes, welche dereinst ihren Nachlaß mit dem Ehemann theilen sollten, noch etwas rechtes zu hinterlassen, und suchte deshalb den Grundstock ihres Vermögens in der Stille immer noch zu vermehren und somit jeden unnöthigen Luxus zu verhindern.

Dennoch und obgleich die Gemahlin ein wachsames Auge auf alle Einnahmen und Ausgaben des Hauses hielt, hatte Herr Friederich sich doch so allmählich in

der Stille ein Sümmchen zurückgelegt, und er dachte, wenn er dereinst Frau Barbara mit der vollendeten Thatsache überraschen, das heißt, wenn er eines schönen Morgens mit seiner Kalesche vorfahren und sie zu einer Spazierfahrt einladen würde mit dem Bemerken: „Das hab' ich mir selber erspart," nun da würde sie sich wohl auch darein fügen.

Aber ganz wollte es eben nicht zureichen, obgleich anno 1797 ein Chaischen und Pferd noch wohlfeiler zu erlangen war als heutzutage; die fünfzig Gulden, die er von Kreß ja mit gutem Recht verlangen konnte, die hätten die Summe vollgemacht, und so mahnte, plagte und drängte er denn seinen Schuldner fort und fort, also daß denselben ein wahres Grauen faßte, wenn er sein Angesicht erblickte.

Es ist ein wunderlich Ding um das Menschenherz, um seine Ecken und Winkel, um die Macht und Gewalt, die äußerliche Kleinigkeiten darüber gewinnen können. Ein Geistlicher, der einer sterbenden alten Frau den letzten Trost zu spenden hatte, meinte, es werde ihr nicht zu schwer werden, ihr Herz zum Heimgang bereit zu halten, da sie ja allein stehe auf der Welt, nachdem all ihre Lieben vorangegangen. „Ach ja!" seufzte die Frau, „wollt' schon gern sterben, wenn nur das Kommödle net wär'!" — „Ein Kommödle?" fragte der Pfarrer und meinte, sie rede irre. „Freilich, da hab' ich so ein nettes poliertes Kommödle billig in einer Auktion gekauft und meine Sachen schön drin eingeräumt und alle Tag' meine Freud' daran, und soll jetzt schon sterben!"

Wie nun das Kommödle der alten Frau die Sterbensfreudigkeit nahm, so nahm der Wunsch nach dem Chaislein dem Friederich all seine sonstige Gutmüthigkeit. Es war ja nur sein volles gutes Recht, was er verlangte, und war großmüthig genug, daß er nicht auch noch Zinsen wollte. Er vergaß, daß für uns Menschen die Barmherzigkeit noch ein höheres, königlicheres Recht ist als der Buchstabe des Gesetzes, und so wurde er zum unbarmherzigen Dränger, der im Hause des Kreß gefürchtet war wie der böse Feind.

Es war Lichtmeß. Die Familie Kreß besaß nicht einmal die Höhlenwohnung eigen, in der sie hauste; sie hatte am Morgen all ihr baares Geld aus Büchschen, aus Kleider- und Hosentaschen zusammengesucht, um fünf Gulden Hauszins aufzubringen; die Frau kochte knurrend gebrannte Suppe, zu der das Material noch im Hause war. Da klopfte es wieder an der niedrigen Thüre, und der allzeit sauber und herrenmäßig gekleidete Friederich trat ein.

Scheu und trotzig wandte sich Kreß um von seiner Arbeit und puffte die Kinder auf die Seite. „Was ist gefällig?“ fragte er knurrend.

„Ihr wißt recht wohl, was ich will,“ begann Friederich. „Ich will fragen, wann ich endlich einmal die fünfzig Gulden haben soll, die Ihr vor zehn Jahren schon versprochen habt mir heimzuzahlen.“

„Sobald als ich's habe!“ knurrte der Schuldner.

„Wann Ihr's habt! So lasse ich mich jetzt seit Jahren vertrösten,“ sagte heftiger der Gläubiger. „Ist's nicht genug, daß ich in all der Zeit keinen Zins aus

meinem Gelde gesehen und verlangt habe; daß ich fünfzig Gulden in elenden Abschlagszahlungen angenommen, Euch extra zehn Gulden zum Begräbnis Eures ersten Weibes gratifiziert und allemal bei der Zahlung noch etwas geschenkt habe? Jetzt ist meine Geduld zu Ende! Meine Schuld ist's nicht, daß es im Handwerk mit Euch nicht vorwärts will, daß Ihr nicht lernen könnt, die elegantere Arbeit zu machen, wie sie jetzt verlangt wird. Ich brauche selbst mein Geld, und wenn Ihr diesmal nicht bezahlt, so bin ich genöthigt, so leid es mir thut, Euch pfänden zu lassen."

„Ist's meine Schuld," schrie Kreß jetzt wüthend, „daß ich als ein armer Teufel geboren bin, gelernt habe um Gotteswillen, wo ich der Posselbub der Meisterfrau sein mußte und kein Mensch mich unterrichtet hat, die galante Arbeit zu fertigen, wie sie so ein Herr verlangt wie Ihr, dem sein Weib Geld und Haus und Garten zugebracht hat, und der jetzt andere Leute todt schindet? Und wenn Ihr mich pfänden wollt," fügte er höhnisch hinzu, „da, nehmt was da ist! Geld habe ich nicht, Hausrath auch nicht; das Bett unterm Leib und das Handwerksgeräth dürft Ihr mir nicht nehmen. Da, sucht Euch eins von meinen Kindern raus; das hab' ich genug!"

Und mit einem Ruck riß er ein paar von seinen Kindern, die ängstlich vor der heftigen Rede sich in der Ecke zusammengedrängt hatten, hervor und warf sie dem erschreckten Friederich vor die Füße.

„Die Meinen nicht! Du Unmensch, du Rabenvater!" schrie das Weib, das unter die Thür getreten war

und warf sich wie eine Löwin vor die elende Bettstatt, wo auf schmutzigen Kissen das kleinste Kind schlief, ein größeres saß und vor der ein drittes herumkroch, welche alle drei, mit Schmutz und Ausschlag bedeckt, nicht sehr lockend aussahen für einen Menschenkäufer.

Die vier älteren Kinder, die der Vater hervorgerissen, schauten mit ängstlichen verstörten Blicken nach dem harten Gläubiger, der doch gar nicht so furchtbar aussah; Christian, der älteste Bube, sah trotzig und wild nach ihm hin, die sechsjährige Rebekka schaute ihn wie bittend an aus ihren großen blauen Augen, so daß dem kinderlosen Manne seltsam um's Herz wurde.

„Wollt Ihr mir die Kleine da überlassen?" fragte er seinen Schuldner. „Die fünfzig Gulden sollen erlassen und ausgestrichen sein und ich will redlich und christlich für sie sorgen."

„Meinetwegen!" sagte finster Meister Kreß, doch selbst etwas erschrocken, daß er so schnell bei dem Worte genommen wurde, das er in Zorn und Aufregung gesprochen; „dann sind wir doch der Plage los, und das Kind wird's besser kriegen als daheim."

„So meinst? Das ist gestichelt, weil ich die Stiefmutter bin!" schrie zornig das Weib. „Na, haben's meine eigenen vielleicht besser? Da guck, wie sie im Morast liegen! kannst nicht sagen, daß ich sie herausputze. Und das Mädchen, die geb' ich erst nicht gern her, die kann mir schon ein bißchen die Kleinen hüten; die Buben da sind kein nütze, die sind mir alle feil!"

War's Furcht vor der rohen Stiefmutter oder

ein unbewußtes Vertrauen zu dem sonst so gefürchteten Mann, — die Kleine faßte ihn mit ihren Händchen und drängte sich an ihn; sein Herz wurde weich wie noch nie, er sah seinen vielgeplagten Schuldner an und streckte ihm die Hand hin: „Schlagt ein, Meister; ich erlaße Euch die fünfzig Gulden, und die Kleine soll's gut haben.“

Etwas verwirrt, halb erleichtert, denn schuldenfrei sein dünkte ihm ein unerhörtes Glück, halb mit bösem Gewissen, denn er selbst hatte noch nie gehört, daß einer um fünfzig Gulden sein Kind verkauft, schlug Kreß ein, und schnell, ehe es noch zu einem Abschied kommen konnte, führte Friederich sein erkauftes Töchterlein mit sich fort.

Still, wie betäubt folgte ihm die Kleine, die noch nicht so recht wußte, was mit ihr geschehen. An der Ecke der Marktstraße trat er mit ihr in einen Laden; den kannte Rebekka gar wohl, obgleich sie nie den Muth gehabt hatte, hineinzugehen. Da wohnte ja Herr Lebküchner Müller, ihr Pathe, von dem sie alljährlich zu Neujahr ein Päckchen ausgeschossener Lebkuchen und eine neue Schürze bekam, worauf sie sich das ganze Jahr freute; im übrigen bekümmerte sich der Herr Pathe nicht um die Kleine und erklärte dem Herrn Diakonus, der ihm deshalb Vorstellungen gemacht, warum: „Ja, sehen Sie, in dem Hause, da kann man nicht helfen mit Beistand, da fangt man also lieber gar nicht an.“

Herr Friederich kaufte der Kleinen ein ganz schönes Lebkuchenherz, wie sie es sonst nur am Schau=

fenster von weitem mit sehnsüchtigen Augen betrachtet hatte; es war ein weißes Zuckerlämmlein darauf mit einer rothen Kreuzesfahne; die Ladenjungfer gab's her; Herr Müller selbst, der Lebküchner, kam aber ganz verwundert aus der Ladenstube heraus; er kannte ja das schlimme Verhältniß zwischen Schuldner und Gläubiger. Kreß hatte ihn oftmals um Hilfe gebeten, damit er seinen Dränger nur auch wieder auf eine Weile befriedigen könne, und Müller hatte ihm gar schöne Reden gehalten, wie über die Unbarmherzigen ein unbarmherzig Gericht ergehen werde, aber er hatte nie ein paar Gulden vorräthig gehabt, um dem bedrängten Manne damit auszuhelfen. Jetzt traute er seinen Augen kaum, wie er da den unbarmherzigen Gläubiger mit dem Töchterlein des Schuldners stehen sah, das ganz strahlend die ungewohnte Herrlichkeit in seiner eigenen Hand betrachtete.

„Verkaufe sonst die Kreuzlämmlein nicht gern, ist so katholisch,“ bemerkte er. „Aber die Leute verlangen's, und ein Kreuz ist ja auch christlich.“

„Ach ja, solche Lämmlein hat man schon gehabt in den alten heidnischen Zeiten, wo noch alles katholisch g'wesen ist,“ meinte eine Frau, die eben ein halb Loth Gewürz holte; ehe der Lebküchner noch die unwissende Frau gehörig belehrt hatte, verließ Herr Friederich den Laden mit der glücklichen kleinen Rebekka, die noch nicht wagte, ihren prächtigen Lebkuchen anzubeißen, ohne daß er die Neugier des Pathen befriedigt hatte.

Herr Friederich ging aber nicht heim mit seinem neu erkauften Gute, das willenlos noch immer

in stummer Verwunderung an seiner Hand dahinging; in einem engen dunklen Hause, das in einer engen dunklen Gasse stand, stieg er mit ihr hinauf viele Treppen und Stieglein, hinauf bis unter's Dach und klopfte an eine enge Pforte, wo von innen ein verwundertes „Herein!" erscholl.

Dem Kinde war bang, und es drückte sich fest an seinen neuen Besitzer, als er die Thüre öffnete und mit ihr in das Dachkämmerlein trat. War aber keine Ursache zur Furcht; es war wie manchmal im Leben: wenn man einen steilen und dunklen Pfad hoch, recht hoch steigt, so wird's wieder hell.

Das Kämmerlein, das sie betraten, lag so hoch, daß man von da nicht nur den blauen Himmel wiedersah, der in den unteren Stockwerken unsichtbar war, sondern auch eine merkwürdige Uebersicht und Einsicht über Häuser und Giebel, in sonst verborgene Höfe, Winkel und Gärtchen hatte. Die bucklige Nähterin, die mit einem Klemmer auf der Nase an dem einen hellen Fenster des Dachstübleins saß, hätte gewiß merkwürdige Studien machen können, wenn sie nur Zeit und „'s Schenie" dazu gehabt hätte.

Sie aber saß eifrig über ihre Arbeit gebeugt, die sie trotz des Nasenklemmers noch vor die Augen halten mußte, und schaute nun erstaunt nach der Thüre, denn es war selten, daß sie Besuch erhielt. „Was, Sie sind's, Herr Friederich? Hätt' ja gar nicht geglaubt, daß Sie nur mein Stübchen fänden; mit was kann ich dienen?"

Herr Friederich war selbst fast so überrascht wie

sein erkauftes Töchterlein, daß er so geschwind ein Kind zu eigen genommen; aber, wie er immer ein resoluter Mann war, so wußte er doch gleich, was er zu thun hatte, ehe er die Kleine seiner Frau heimbrachte.

„Felizitas,“ sagte er (die Nähterin konnte nichts dafür, daß sie einen so glückseligen Namen führte; ’s war nur, weil er an ihrem Tauftag im Kalender gestanden war), „Felizitas, ich hab’ mich da geschwind entschlossen, ein Kind von dem armen Kreß zu mir zu nehmen; nun sieht’s aber ein bißchen schmierig aus; weiß Sie, meine Frau hat alles gern sauber; könnt’ Sie das Kind nicht ein wenig säuberlich herrichten, ehe ich’s heimbringe?“

Friederichs Haus war ein gutes Kundenhaus für Felizitas, da sie allwöchentlich drüben einmal nähte und außer einem Batzen Lohn noch ihre gute Verköstigung nebst zwei Gläslein Wein täglich erhielt, auch hie und da des Sonntags zu Gast geladen wurde; sie war geschmeichelt, daß ein so vermöglicher Herr wie der Seckler Friederich in eigener Person zu ihr heraufstieg. „Ja freilich, Herr Friederich, wollen sehen, was man machen kann; anders kleiden kann man freilich die Kleine nicht so geschwind; aber ein Schürzel hab’ ich noch aufgehoben von meiner Schwester ihrem Kind selig — warten Sie nur, wollen’s schon machen.“

Während die kleine Person eifrig herumlief, um Seife und Wasser, Schwämme und Kämme zu holen, beschaute die Kleine erstaunt und wohlgefällig das säuberliche kleine Gemach, die vielen Heiligenbildchen

und gemachten Blumenkränzchen, vor allen aber ein etwas größeres Bild der knieenden Jungfrau Maria, zu welcher der Engel mit dem Lilienstengel schwebt; davon konnte sie den Blick nicht abwenden.

Dem Seckler war das beständige Schweigen des Kindes fast unheimlich gewesen, und es war ihm nun eine Art Erleichterung, daß sie tüchtig aufschrie, als die Nähterin so mit Kamm und Schwamm an ihr herum hantierte.

„Nur z'frieden," tröstete die gutmüthig, „gib Acht, wie d' so sauber wirst!" Und wirklich sah Rebekka ganz nett aus, als die Nähterin sie nun triumphierend vor ihren neuen Eigenthümer hinstellte; das frisch gewaschene Gesichtchen hell wie der klare Tag, wenn es auch in dem armen trübseligen Elternhaus nicht gerade sehr blühend geworden; das seidenweiche blonde Haar schön glänzend und glatt gekämmt, in zwei Zöpfe geflochten, die freilich wie Wegzeiger hinausstanden, da sie noch kurz waren, mit der reinen frischen rosenfarbenen Schürze, lang genug, um das zerrissene schmutzige Kleidchen zu verdecken.

„Nu, jetzt läßt sich's sehen!" sagte Friederich beifällig, und Rebekka selbst lachte hell auf, als ihr die Nähterin den kleinen Spiegel vorhielt und sie sich so sauber wie nie zuvor darin erblickte.

„So, und nun wollen wir zu einer neuen Mama gehen!" sagte Herr Friederich und — eine unerhörte That! — ließ der Nähterin einen ganzen baaren Gulden zurück als Entgelt für ihre Mühwaltung und für die neue Schürze. Felizitas sandte ihm noch viele

Komplimente und Danksagungen nach, so lang sie die Thür offen hielt, damit er den Weg hinunterfinden könne. Den Gulden legte sie sorgsam in ein Schächtelein, darin sie sich einen Sparpfennig sammelte zu anständigem Begräbnis. Erst als sie wieder an ihrer Arbeit saß, begann sie sich zu verwundern und zu besinnen, wie denn das Kind des gering geachteten Kreß auf einmal zu Herrn Friederich komme?

Die Kleine aber wandelte gar nicht mehr so ängstlich wie zuvor an der Hand ihres Beschützers; sie schaute ganz vergnüglich um sich, ob sie nicht in der neuen Schürze und den frisch geflochtenen Zöpfen auch von einer Schulkamerädin gesehen werde, ehe sie in die Allee eintraten, die nach Wallerstein führt.

* * *

Frau Barbara Friederich wußte nicht, daß ihr Mann nach der Stadt gegangen; sie dachte, es sei ein Geschäftsgang auf's Schloß gewesen, und argwöhnte stark, daß er sich bei einem Frühschoppen verspätet, da er so lange nicht kam, und Frühschoppen hielt sie für höchst überflüssig!

Schon war die Suppe fertig und reichlich geschmälzt, und es drohte Gefahr, daß die Dampfnudeln zu lange im Ofen stehen müßten; da erschien der Gemahl auf der Treppe mit seinem neu erkauften Töchterlein an der Hand.

Herr Friederich hatte sich unterwegs allerlei schöne Reden ausgedacht, mit denen er das Herz seiner Frau für die Kleine gewinnen wollte; sie waren ihm alle

entfallen. Aber herzlicher, als sonst das Ehepaar mit einander verkehrte, sagte er: „Nun, Alte, hast ja immer gesagt, nach einem Buben verlang' dich's nicht, sie seien so unnöthig und machen so viel Grust; aber ein Mädle hätt'st schon mögen, die du dir hätt'st herziehen können. Da bring' ich dir nun eins, das soll uns einmal helfen, wenn wir alt werden."

Verwirrt und zweifelhaft schaute Frau Barbara auf die Kleine, die indeß mit ihren großen blauen Augen verwundert sich in der Stube umgeschaut hatte. Rebekka war noch nie in eine Herrenstube gekommen, höchstens etwa in eine dampfige Bäckerstube, und so erschien ihr hier das reine helle Zimmer, die Fenster mit schneeweißen Vorhängen davor, vor deren einem ein Kanarienvöglein im Käfig hüpfte, der Boden mit weißem Sand bestreut, die Kommode mit einem rothen Teppich bedeckt, darauf ein gar schönes geschnitztes Muttergottesbild zwischen zwei Töpfen mit überaus rothen künstlichen Rosen stand, das Kanapee mit glitzigem schwarzen Leder überzogen: — das alles erschien ihr so prächtig, daß sie verwundert die Händchen zusammenschlug und ausrief: „Aber da ist's schön! so wird's im Himmel sein!"

Das gewann ihr das Herz der Frau Barbara, die gar viel auf ihre schöne Stube hielt, und sie sah freundlich auf die Kleine, während der Mann ihr erzählte, wie so gar wüst sich der Kreß geberdet, und wie es ihn erbarmt habe, als er ihm seine Kinder wie die Hunde vor die Füße geworfen, so daß er nun eben in Gottes Namen das Mägdlein mit heimbringe. Wie

edelmüthig er sei, daß er das Kind über sich genommen, außerdem aber auch seine fünfzig Gulden und damit wohl alle Aussicht auf die gewünschte Kalesche hingegeben habe, das kam ihm jetzt erst recht zu Sinn.

Auch Frau Barbaras Herz ward bewegt beim Blick auf das Mägdlein mit den unschuldigen Augen, das von den eigenen Eltern so weggeworfen worden; fast hätte sie geweint, fielen ihr aber rechtzeitig noch die Dampfnudeln ein, die schnell vom Feuer mußten.

„Sitzt nur gleich, wir müssen essen!“ befahl sie. „Komm, Kleine, iß derweile mit!“

Und Rebekka aß mit so gutem Appetit und mit solcher Herzenslust, daß das bloße Zusehen dabei ein Vergnügen war.

„Na, schmeckt dir's?“ fragte Frau Barbara.

„O ja!“ versicherte das Kind mit lachenden Augen. „Ißt so der König? Aber,“ fragte sie etwas schüchtern, als eben der Pflegevater noch eine große Dampfnudel auf ihren Teller legte, „darf ich das nicht aufheben für meine Kleinen daheim?“

Friederich war gerührt über des Kindes Gutherzigkeit; bei Frau Barbara hätte es aber fast den guten Eindruck wieder verdorben. „Na, das ging' mir ab, daß man das ganze Volk auf den Hals kriegte!“ murmelte sie ärgerlich. „Ist doch nichts, ein Kind von Lumpenleuten so aus der Nähe zu nehmen!“

„Na, sie sollen dir nicht lästig fallen,“ beruhigte sie der Mann; „da, sieh nur, wie's dem Tröpfle so wohl ist! schickst sie doch nicht wieder fort.“ Und die Kleine blieb da ohne weitere Umstände.

Leichter, als sie es für möglich gehalten hätte, gewöhnte Frau Barbara sich daran, die kleine Rebekka um sich zu haben. Das Kind zeigte geschickte Händchen bei den kleinen Dienstleistungen, zu denen sie es brauchen konnte, und sprang flink wie ein Wiesel, wo es einen Ausgang zu machen gab.

Die mütterliche Ader, die doch wohl in jeder Frauenbrust schlummert, kam in Fluß, wenn auch die Pflegemutter immerhin ein bißchen kühl gegen die Kleine blieb und fast eifersüchtig wurde auf die große Zuneigung, die ihr Mann zu dem Kinde gewann. Dem Friederich war das Kind seine tägliche Freude, seine Augen- und Herzenslust, wenn sie ihm so munter entgegensprang, wann er heimkam, oder wenn sie ihr Händchen so zutraulich in seine Hand legte, wann er sie mitnahm zu einem Spaziergang oder hinaus in seinen schönen großen Obstgarten. Er dachte gar nicht mehr an die sehnsüchtig begehrte Kalesche; sein neues Töchterlein war ihm so viel lieber!

Zu Anfang nahm er die Kleine auf ihr Begehren mit, wenn er nach Nördlingen ging, da sie nach den Geschwistern, mehr als nach Vater und Mutter, begehrte; sie wollte aber nicht mehr bei ihnen bleiben, und er sah, daß ihm sein Pflegekind da nicht abspenstig gemacht werde. Die Mutter, neidisch, daß Rebekka so viel hübscher gekleidet war als ihre Kinder, gab ihr bissige Reden, die die Kleine kaum verstand; dem Vater, obgleich er sah, daß es seinem Kinde nun viel besser erging als bei ihm, blieb doch ein Dorn und Stachel im Herzen im Bewußtsein, daß er sein Kind verkauft

habe, so leicht ihm auch das Herz war, daß er jetzt keine Schuldforderung mehr zu fürchten hatte; er grüßte sie nur kurz und wandte sich ab, um das bittere Herzweh zu verbergen, mit dem er sie als das Eigenthum eines andern sah. Die Geschwister stellten sich zuerst auch etwas scheu und fremd zur Seite, wenn das schön gewaschene, sauber geputzte Schwesterlein unter sie trat; nur das allerkleinste, das neben dem Wägele auf dem Boden rutschte, streckte ihr seine Aermlein entgegen. Sie versöhnten sich aber alle bald mit der Standeserhöhung der Schwester, als ihnen die gutherzige Rebekka, so viel sie konnte und durfte, von allem Guten mittheilte, das ihr in der neuen Heimat zutheil wurde. Einmal nahm Herr Friederich alle die Geschwister ohne Vorwissen seiner Ehehälfte mit hinüber nach Wallerstein in seinen schönen Obstgarten vor dem Thor, und da durften sie nicht nur gefallenes Obst auflesen, Herr Friederich selbst schüttelte ihnen so reichlich, daß sie noch volle Taschen mit heimbrachten; doch wurde der Verkehr seltener und seltener. Die Kleine entwöhnte sich nicht schwer von ihrer trübseligen Heimat.

* * *

In der Stadt hatte man sich nach einigem Gerede hin und her auch bald in die Thatsache gefunden, da im ganzen jedermann es vernünftig fand, daß der wohlhabende kinderlose Mann eines von dem armen kinderreichen annahm.

Nicht so war es bei den Verwandten der kleinen Rebekka mütterlicherseits. Diese hatten sich seither blutwenig um sie bekümmert, aber sie waren gute Protestanten; Herr Friederich war strenggläubiger Katholik, und es verlautete bald, daß er auch sein Adoptivtöchterlein werde zu seinem Glauben hinüberziehen. Da erhob sich denn der Vater ihrer Mutter, der alte Jakob Mezger, und Lebküchner Müller, ihr Pathe; die legten bei der Stadtbehörde energischen Protest ein gegen solchen Verkauf eines Kindes, der dazu noch dessen Religionsänderung nach sich ziehen werde.

Vater Friederich wurde durch den Widerstand erst recht erpicht darauf, sein Töchterlein zu behalten; auch seiner Frau erschien es unmöglich, das Kind wieder in das alte Elend zurückzustoßen. So setzte er denn einen förmlichen Adoptionsvertrag auf, darin er versprach, dem Kreß außer den erlassenen fünfzig Gulden noch fünfzig nach und nach baar zu bezahlen, und ferner verhieß: „daß er das Kreß'sche Mädchen eben so gut, als wenn selbiges ein eigenes Kind von ihm wäre, erziehen, behandeln und versorgen wolle, und daß die adoptata dereinstens von seinem Vermögen noch 150 Gulden zu einem Heiratsgut erhalten solle.“ Sodann nahm er den sehr geschickten und rechtserfahrenen Rechtskonsulenten D o l z zu Hilfe, um bei den Reichsstadtbehörden seine Sache durchzusetzen.

Ein Heiratsgut von 150 Gulden, wenn es auch Anno 1797 mehr besagen wollte als jetzt, war freilich kein sehr splendides Versprechen von einem wohlhabenden Manne wie Seckler Friederich; aber er konnte zunächst

gerichtlich nicht mehr versprechen seiner Frau und hauptsächlich deren Verwandten willen, die schon so sicher auf die Erbschaft von der kinderlosen Tante zählten, und die deshalb gar nicht gut zu der Adoption sahen.

Nun, es war eine tolerante Zeit dazumal, eine Zeit, wo mehr die Sittenlehre des Christenthums in den Vordergrund gestellt wurde als die tieferen Glaubenswahrheiten, in denen die Konfessionen auseinander gehen; eine Zeit, wo Protestanten und Katholiken friedlich beisammen wohnten, wo man auch schöne Geschichten von edelmüthigen Juden, Türken und Heiden in Umlauf setzte und nach Friedrich des Großen Ausspruch „jeden in seiner Façon wollte selig werden lassen“. Zu solcher Zeit waren denn auch die Väter der alten Reichsstadt nicht allzu skrupulös darüber, ob ein armes Stadtkind durch einen Protestanten oder Katholiken gut versorgt werde. So ließ denn der wohllöbliche Magistrat ein Gutachten von dem Dr. jur. Dolz ausstellen, das dahin lautete:

„Daß der fragliche Fall ein obrigkeitliches Aufmerken eigentlich gar nicht verdiene und daß man weder die Beweggründe des Kreßen weiter auszuforschen und zu ahnden, noch weniger etwa daran sich zu stoßen brauche, daß das Kreß'sche Kind, weil der pater adoptivus ein Katholik ist, mit der Zeit etwa der katholischen Kirche einverleibt werden möchte, indem solches niemand und insonderheit dem Kreß'schen Kinde gar nichts schadet, folglich kein sträfliches Vergehen involvieret und die Besorgnis wegen der künftigen Religionserziehung leicht erachtlich eine

Sache ist, worüber man nach den Grundsätzen einer vernünftig christlichen Toleranz ohne Bedenken heraus-gehen kann, und welche bloß dem Gewissen des ein-willigenden Vaters, der wohlbefugt freiwillig sein Kind an einen fremden Ort hingethan und dort Leuten von einer anderen Religion an Kindesstatt übergeben hat, anheim gestellt bleiben muß.

„Darum wird ein wohlweislicher Rath gebeten zu entscheiden, daß der Adoption der Rebekka Kreß nichts im Wege steht, und daß besagter Vorgang ohne weiteres ganz auf sich beruhen lassen werden kann und soll.

„Ausgefertigt am 2. Febr. 1797."

Der wohllöbliche Magistrat war einverstanden; Rebekka verblieb den Pflegeeltern und wurde ohne be-sondere Umstände und Feierlichkeit in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen. Die Taufe hat ja für beide Konfessionen gleiche Bedeutung; von seinem Glauben wußte das Kind noch nicht viel als ein paar Gebetlein; die katholische Kirche, in die sie die Pflege-mutter einführte, gab ihr genug zu sehen und zu be-wundern. Nur daß sie ihren Namen Rebekka, weil derselbe zwar im alten Testament, aber nicht im katho-lischen Kalender steht, mit Elisabetha vertauschen sollte, das konnte sie nicht recht begreifen, und es brauchte gar lange, bis sie auf den Ruf Elisabeth ging. Die alte Nähterin Felizitas aber, die noch häufiger als zuvor zu Frau Barbara hinüberkam, um die Kleine anständig herauszukleiden und den stets tadellosen Linnenbestand noch tadelloser zu erhalten, die wußte

ihr gar schön zu erzählen von Elisabeth, der frommen Mutter des Johannes, von der barmherzigen Landgräfin Elisabeth, und schenkte ihr auch ein schönes „Helgle", darauf die holdselige Frau abgebildet war mit der Schürze voll Rosen neben dem bärbeißigen Gemahl; Rebekka dagegen wurde schlechtweg nur als „so eine alte Jüdin" bezeichnet, und so ließ sich die Kleine den Wechsel gerne gefallen.

Felizitas wurde dem Kinde bald eigener und lieber als die neue Mutter, obschon Frau Barbara nicht unfreundlich gegen sie war. Auf dem kleinen Stuhl, den der Pflegevater ihr geschenkt, saß sie gerne zu den Füßen der Nähterin, und diese erzählte ihr schöne Geschichten und „Sagmärlein", während sie ihr das mühselige Stricken, diesen Dorn und Distel auf dem Acker der Kindheit, beibrachte; sie ließ sie auch Püppchen machen und bekleiden, und gab ihr allerlei sanftmüthige und kluge Unterweisung, wie sie das Herz der Pflegemutter, die allezeit etwas scharfes behielt, sich gewinnen könne. Dem Vater blieb sie sein Herzblatt, und als sie größer wurde und mehr als in der ersten gedankenlosen Kinderzeit an den Vater und die Geschwister in Nördlingen dachte, da half er ihr gern dazu, ihnen da und dort eine Gutthat zu erweisen; das wußte er, daß es sie nicht mehr verlangen würde, zurückzugehen.

So hat denn das verkaufte Mägdlein eine gute und fröhliche Kinderzeit verlebt und ist zu einer schönen und blühenden Jungfrau erwachsen.

II.

Zwölf Jahre waren dahingegangen, seit Secklermeister Friederich sein Töchterlein erkauft, und zwölf Jahre können gar viel anders gestalten in einem Menschenleben.

An der trübseligen Werkstatt des Secklers Kreß hingen nicht mehr die alten Nesteln und Hosenträger. Jakob, sein ältester Sohn, betrieb allda das Schustergewerbe mit nicht viel mehr Glanz als früher der Vater das seine; doch hatte er keinen drängenden Gläubiger zu fürchten, da Herr Friederich ihm das Nöthige zum Beginn seines Handwerks nicht vorgestreckt, sondern geschenkt hatte. Kreß, der Vater, war gestorben, die größeren Buben fortgewandert in die Fremde; die Wittwe war mit ihren Kindern in's Badische gezogen, wo ein Bruder sich ihrer annehmen wollte.

Zu Wallerstein, da war's erst noch recht anders geworden. Es war keine fürstliche Hauptstadt mehr; das Fürstenthum war mediatisiert, der fürstliche Hofhalt eingegangen; die Stadt hatte ihren Mittelpunkt verloren, wenn auch der Fürst noch zu Zeiten da war, — kein Hofkontingent mehr! Wallerstein war eine entthronte Königin.

Da war es wohl natürlich, daß auch der Secklermeister Friederich nicht mehr daselbst hatte bleiben wollen; sollte er, der fürstlicher Hoflieferant gewesen, sich nun begnügen, lederne Seckel und Knieriemen für geringes Bauernvolk zu machen? Nimmermehr! Frau Barbara war heimgegangen; ihren sparsamen Sinn,

der ihm im Leben oft gar ungeschickt gewesen, den lernte er erst recht schätzen, als ihm, auch nach der Theilung mit ihren Verwandten, doch so viel blieb, daß er sich ein nettes Besitzthum in der Stadt Donauwörth erwerben konnte, das ihm schon vor Jahren auf einer kleinen Reise so lockend in die Augen gestochen hatte.

Es war ein kleines Kaffeehaus feil mit Billard in der Nähe des Landgerichts daselbst. Nach so etwas hatte von jeher Friederichs Sinn gestanden; am Handwerk war nie sein Herz gehangen, und der Beruf eines Wirthes dünkte ihm immer der angenehmste von allen, weil bei keinem anderen Plaisir und Berufsarbeit so gar nett in einander griffen. Ueberall sonst gilt es tüchtig arbeiten, wenn man sich's nachher will wohl sein lassen; beim Wirth aber, da ist's ja gerade seine Pflicht, die er erfüllt, wenn er behäbig und freundlich unter seinen Gästen sitzt und den Neuen oder Alten selbst probiert, um den Gästen ein gutes Beispiel zu geben. Zu dem großartigen Umtrieb eines Gasthauses mit Ställen und Nachtquartier, da hätten seine Mittel nicht gereicht, und es wäre ihm zu mühsam und umständlich gewesen; aber so ein nettes Anwesen, wo anständige Herren einsprachen, wo er alle Zeit neues erfuhr und nicht viel zu sorgen hatte, das war so recht nach seinem Sinn.

Ob wohl dieser neue Beruf auch gut sei für die junge Elisabeth, darüber besann Herr Friederich sich nicht, oder vielmehr wollte sich nicht besinnen, weil es ihm unbequem gewesen wäre, in seinem Plan gestört

zu werden. Es war niemand mehr da, der ein Recht gehabt hätte, Einsprache zu thun; die alte Felizitas allein, die immer noch pünktlich zu ihrem Flicktage von Nördlingen herüberkam, die hatte das Herz, ihm vorzustellen: „Aber, Herr Friederich, meinen Sie nicht, es sei gefährlich für ein so junges und so schönes und so frohherziges Mädchen wie die Elisabeth, wenn Sie sie in eine Wirthschaft nehmen, zumal wo keine Mutter und Hausfrau mehr da ist? Küche und Keller kann sie ja wohl verwalten, auch das Weißzeug hab' ich sie gelehrt im Stand zu halten; aber kann sie auch ihr eigen Herz verwalten und ihren jungfräulichen Ruf?"

Herr Friederich verstand noch eben so gut mit seinem Gewissen zu akkordieren, wie dazumal, als er seinen Schuldner so hart bedrängt, so gut, ach, wie wir Menschenkinder alle: „Sie ist eine unverständige Person, Felizitas, und Sie weiß nicht, wie gut ich's mit dem Kinde meine, das ich ja aus bitterem Elend herausgerissen und mit saurer Müh' aufgezogen habe, und von dem es die erste Pflicht ist, daß es mir folgt, wohin ich gehe!"

„Ja, aber, Herr Friederich —"

„Nichts aber!" fiel er ungeduldig ein. „Ist nicht die Elisabeth ein sittsames Mädchen? Gibt es nicht genug respektable und unbescholtene Wirthstöchter auf der Welt? Bin ich nicht da und kann zum rechten sehen? Und kann sich nicht in der Stadt drüben eine viel anständigere Partie für das Mädchen finden als in dem Nest hier, wenn's je geheiratet sein muß?"

Felizitas schwieg mit einem Seufzer; sie wußte ja

wohl, daß sie kein Recht hatte, darein zu reden; der Großvater war todt, der Pathe Lebküchner wollte nichts mehr von dem Mädchen wissen, seit es katholisch geworden war; die getreue Nähterin aber mußte Tag und Nacht die Gefahren des neuen Standes für ihr Pflegetöchterlein in Gedanken bewegen und erwägen. „Gehst denn gern, Elisabeth?“ fragte sie wehmüthig, als das junge Mädchen so flink und wohlgemuth die Anstalten traf zur nahen Uebersiedlung.

„Ei, warum denn nicht?“ fragte mit lachenden Augen Elisabeth. „Von euch thut mir's gewiß leid zu gehen,“ setzte sie freundlich hinzu, als sie die traurige Miene der Alten sah, „aber wir sind ja nicht aus der Welt! Ihr müßt schon manchmal hinüberkommen und mir helfen bei der großen Wäsche und beim Flicken! Und sonst geh' ich gern. In Donauwörth drüben gefällt mir's viel besser als in dem langweiligen Nest hier, wo's gar nichts mehr ist, seit wir nicht mehr fürstlich sind.“

„Aber, Kind,“ sagte Felizitas zögernd — so klug war schon die alte einfältige Nähterin, daß sie wußte, manche Gefahren nennt man lieber nicht, wenn man davor bewahren will — „Kind, nicht wahr, das versprichst mir, daß du brav bleiben willst und züchtig und sittsam?“

„Warum denn nicht?“ sagte Elisabeth selbstverständlich und gab ihr die Hand darauf mit leichtem Erröthen. „Warum sollt' ich das nicht wollen?“

„Ach, es haben's alle einmal gewollt,“ sagte Felizitas mit einem Seufzer (obgleich ihre Tugend keiner

Gefahr war ausgesetzt gewesen), „aber wenn der liebe Gott nicht hilft, so können wir's doch nicht vollbringen."

„Und warum soll der liebe Gott nicht dazu helfen?" fragte Elisabeth unschuldig; „dem ist's ja selber recht, wenn wir brav bleiben!"

„Ja, aber wollen müssen wir doch!"

„Nun, ich will ja!" sagte das junge Mädchen, am Ende ungeduldig. „Was seufzt Ihr denn so unnöthig?"

„Nun sieh, du kommst jetzt in ein Wirthshaus."

„Kein gemeines Wirthshaus, ein Kaffee mit Billard!" sagte Elisabeth mit Selbstgefühl.

„Nun ja, ich weiß eben nicht, wie die Teufeleien alle heißen. Aber da haben doch Herren und junge Leute freien Zutritt."

„Und was dann?"

„Nun sieh, da könntest du auch einem und dem anderen wohl gefallen."

„Ist auch möglich!" sagte Elisabeth erröthend, aber nicht gerade mißvergnügt, und guckte so ein klein wenig seitwärts in den Spiegel.

„Und er kann dir's sagen —"

„Und was dann?" rief das Mädchen zuletzt ärgerlich. „Hört, Felizitas, so dumm, wie Ihr meint, bin ich gerade auch nicht; aber ich weiß, wenn ein Mädchen etwas auf sich hält, so ist gar keiner so keck, ihr unziemlich zu nahen; ich wollt's ihm schon sagen!" Und trotzig warf sie ihr Köpflein in die Höhe.

„Will ja nichts mehr sagen, Kind," sprach resigniert die Nähterin, „und glaub's gern, daß du den besten

Willen hast und daß der Herr dich behüten wird; nur eins versprich mir," und sie überreichte ihr das Marienbild, das der Kleinen bei ihrem ersten Besuch schon so wohlgefallen; „willst das behalten zum Angedenken von mir und aufhängen in deinem Kämmerlein? Sieh, als der Gruß des Engels kam an die heilige Jungfrau, da hat sie's noch nicht fassen können und nicht deuten, was sie sollte; aber sie hat ihr Haupt geneigt und gesprochen: Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast! Und es ist alles selig geworden und herrlich, und solche Botschaft kommt an kein Menschenkind mehr auf Erden. Aber willst mir nicht versprechen: wenn etwas an dich kommt, wo du nicht weißt, was du thun sollst und was recht ist, dann sieh das Bild an und besinne dich, ob du darauf sagen kannst: Siehe, ich bin des Herrn Magd! Und wenn du das nicht kannst, dann ist's auch nichts gutes."

„Ja, das will ich gern, Felizitas," sagte Elisabeth beruhigend. „Ihr seid eine gute liebe alte Felize, daß Ihr mir das schöne Bildl schenkt, und ich will's in Ehren halten."

Gute Felizitas, es können auch Fragen und Wünsche an ein junges Herz kommen, so rasch, daß man nicht mehr Zeit hat, zuvor ein Marienbild zu beschauen! Aber die Stimme Gottes können wir wach halten im Herzen, daß wir sie vernehmen mögen zu jeder Stunde.

* * *

Die Uebersiedlung war vollbracht, und dem alten Mann und dem jungen Mädchen gefiel es gar wohl in der größeren Stadt und bei dem neuen Geschäft, das ihnen immer nette Gesellschaft ins Haus brachte und dabei doch nicht zu viel Arbeit und Mühe.

Herr Friederich war gar kein Freund von feierlichen Redensarten und ernsten Verhandlungen; doch hatte er einmal noch vor dem Umzug eine Besprechung mit seinem Pflegekind.

„Du weißt's ja, Elisabeth," sagte er, fast verlegen über seine Rolle als ernster Vater, „daß ich gar niemand auf der Welt habe als dich. In dem Adoptivvertrag vor Zeiten sind dir hundertundfünfzig Gulden Heiratsgut zugeschrieben; das war nur so wegen meiner Seligen. Deren ihre Leut' haben jetzt reichlich alles, was ihnen gehört, und mehr. Was jetzt noch da ist, das ist alles mein; 's ist nicht arg viel, aber genug ist's, und du sollst es alles haben seiner Zeit; aber eins mußt mir versprechen."

„Alles, was du willst, Vater," sagte Elisabeth bereitwillig. Sie konnte auch nicht recht die gerührte Tochter vorstellen, sie hatte seither alles so selbstverständlich angenommen.

„Nun siehst, am liebsten wär' mir's eigentlich, du thätest gar nicht heiraten und immer bei mir bleiben; solltest's gut haben."

„Aber wenn du stirbst, Vater?" fragte etwas betreten Elisabeth.

„Na, sei zufrieden, ich verlang's ja nicht, wenn ich auch gerade nicht bin wie die Weibsleut', die in

der Stille heulen, bis ihr Mädchen einen Mann hat, und dann erst recht laut heulen, wenn sie einen hat. Nein, ich weiß wohl, daß man sich schicken muß in den Lauf der Welt; nur das versprich mir förmlich und feierlich, daß du keinen willst einmal, den ich nicht will."

„Das versteht sich ja von selber, Vater! Wen du nicht willst, der kriegt mich nicht; das ist ja so in der ganzen Welt."

„Weiß wohl, ist väterlich's Recht; weiß aber auch, wie's oft die Mädchen machen, bitten, weinen und wollen sterben, bis so ein Datte Ja sagen muß, er mag wollen oder nicht."

„Ich weine nicht und will auch nicht sterben wegen einem Mannsbild; das darfst gewiß sein, Vater."

„Siehst auch nicht so aus!" sagte der lachend und beschaute mit Freuden das taghelle Mädchengesicht. „Aber versprich mir's doch: wenn mir einer nicht gefällt, der dich will, daß du mir mit keinem einzigen Wörtlein darob in den Ohren liegst."

„Das versprech' ich gern," sagte Elisabeth und schlug ein, „und wenn mir einer nicht gefällt, nachher läßt du mich auch in Ruh, nicht wahr? Aber," fiel ihr noch ein, als schon der Vertrag geschlossen war, „woher weißt du's dann, wann mir einer gefällt, wenn ich gar nichts sagen soll?"

„Na," lachte der Vater, „so grimmig ist's nicht gemeint; weißt, so ein netter junger Mann, der einmal das Geschäft übernehmen könnt', wo ich bei euch bleiben und auch noch ein Wörtlein mitreden dürfte, oder auch meinetwegen ein Herr, ein rechter Herr, vom Landgericht

oder so, das wär' just keine Unmöglichkeit — will dir aber ja keinen Floh in's Ohr setzen."

„Sticht mich auch keiner drin!" rief fröhlich Elisabeth und ging an ihr Tagewerk.

* * *

Der Gedanke an einen Herrn vom Landgericht schien in der That kein so unerhörter, wenn man sah, wie das neue Kaffee und Billard aufkam, das vorher ein schon halb verdorbener Wirth mit einer schlumpigen Frau geführt hatte. Elisabeth war nicht umsonst in der Zucht der Frau Barbara und der pünktlichen Nähterin aufgewachsen; reinlich, zierlich und säuberlich war es allenthalben, wo sie ihre geschickte Hand anlegte; so schneeweiße Servietten auf den kleinen Tischen, so blinkendes nettes Kaffeegeräth auf den Brettchen, so reiner feiner Kaffee und guter Rahm war den Herren noch nie serviert worden. Die Hausfrauen, die ihre Familiencichorie jetzt oft allein trinken mußten, waren etwas ungnädig darauf zu sprechen, wiewohl niemand der jungen Elisabeth etwas anhaben konnte.

Vater Friederich hatte zuerst einen Markör bei seinem Billard angestellt; der windige naseweise Bursch aber, der gleich von seinem Eintritt an dem Fräulein vom Hause die Cour machte, hatte Vater und Tochter gleich mißfallen und war alsbald entlassen worden.

„Das wollt' ich besser versehen als der ungeschickte Bub!" meinte Elisabeth beim zweiten, einem verwahrlosten Kind aus dem Volke, der nach dem Naseweisen verwendet wurde.

„Ist auch wahr," fand der Vater. Er that ihr eine ordentliche Dienstmagd zur Hilfe ein; Elisabeth verrichtete die leichten Dienste eines Markörs, und die alten und die jungen Herren meinten, einen so flinken und gewandten habe das Billard nie gesehen.

Daneben aber lag in dem Wesen des jungen Mädchens nicht eben „eine Würde, eine Höhe", aber doch eine lautere Seelenreinheit und Arglosigkeit, daß sich keiner eine unziemliche Vertrautheit erlaubte, selbst wenn der Vater einmal nicht zugegen war. Und wenn je einmal einer einen mißfälligen Scherz wagen wollte, so wußte Elisabeth ihr Köpfchen so hoch aufzuwerfen, ihn so kurz abzufertigen, daß er's nicht leicht wiederholte.

Es schien auch lange nicht, daß Elisabeth irgend einen der zahlreichen Kaffeegäste bevorzuge. Ja, einer, ein täglicher Gast, der zwar nicht Billard spielte, aber unabänderlich sein stilles Plätzchen oben in der Ecke einnahm, der wurde allerdings am flinkften und aufmerksamsten von ihr bedient; zu dem setzte sie sich auch in ruhigen Viertelstunden, um mit ihm zu plaudern. Gefährlich war der aber nicht, das war ja der alte Herr, zu dem sie, fast mehr noch als zu ihrem Vater, Vertrauen fassen konnte.

Er war nicht einmal ein so gar alter Herr, der Kaufmann und Weinhändler, der so gern den guten Kaffee der Jungfer Elisabeth trank (zum „Fräulein" war dazumal die Tochter eines Cafetiers noch nicht avanciert), er war etwa zweiundvierzig Jahre, ein sauberer hochgewachsener Mann; aber es gibt Erlebnisse, die einen Mann innerlich ernst und alt machen können in

wenig Wochen, wie braune Locken bleichen können in einer Nacht.

Wen der Tod einmal berührt hat, so recht berührt mit seiner eisigen Hand, der kann wohl nie mehr dem Leben so sorglos in's Auge schauen wie zuvor. Nicht der Tod auf dem Krankenbett, der meist uns unbewußt so nahe vorübergeht und ein erhöhtes Lebensgefühl zurückläßt; nicht der Tod auf dem Schlachtfeld, dem man offen in's Auge gesehen hat, und nachher, wenn er vorbeigestürmt, das Leben wieder ergreift wie eine errungene Beute, der man sich nun erst recht freuen will: — nein, der grausigste von allen, der Tod aus Henkers Hand.

Und ein solcher war es, dem der friedliche Kaufherr aus der Stadt Donauwörth mit Noth entgangen war, wenige Jahre, bevor Friederich nach Donauwörth übergesiedelt war.

Es war eine vielbekannte traurige Geschichte aus den Tagen von Deutschlands Schmach. In demselben Jahre, wo der Buchhändler Palm unter französischen Kugeln sein Leben auf dem Richtplatz lassen mußte, geschah es, daß der Kaufmann von Donauwörth von französischen Gensdarmen verhaftet und fortgeschleppt wurde, angeklagt, eine kleine Schrift: „Genealogie der kaiserlichen Majestäten und Hoheiten", darin allerdings die Familie Napoleon nicht mit tiefstem Respekt behandelt wurde, an einen Pfarrer versandt zu haben. Er war zum Tode verurtheilt, und nur den fast übermenschlichen Anstrengungen eines Freundes, des Stadtschreibers Kremer, war es gelungen, noch seine Be-

gnadigung zu erwirken. Der Kaiser Napoleon, „dessen Güte nur seiner Größe gleich war", wie die damaligen Zeitungen posaunten, sprach die Begnadigung aus, nachdem das Todesurtheil schon aller Orten verkündet war, und der Kaufmann wurde auf artige Weise von drei Gensdarmen in seine Heimat zurückgeleitet. Ein Wunder aber war's nicht, wenn ein Ernst auf seinem Gesicht geblieben, der ihn noch älter erscheinen ließ, als seine Jahre.

Seine Hausfrau, die treulich die schwere Zeit mitgetragen und eifrig für seine Rettung mitgewirkt hatte, war vor wenigen Jahren gestorben, und der Kaufmann stand ganz allein. Ob ihm bei der jungen Elisabeth sein Töchterlein einfiel, das in zartem Alter gestorben, oder ob er — so fertig er sich mit dem Leben gedäucht — auf eigene Hand Freude fand an der blühenden Jugend des Mädchens? Ich weiß es nicht; die Augen, mit denen er sie oft so nachdenklich betrachtete, waren fast mehr die eines Vaters, als eines Liebhabers, und gerade das machte Elisabeth so zutraulich gegen ihn.

Bei Herrn Friederich aber war der Kaufherr nicht sonderlich beliebt, obgleich er ja als reicher wohlangesehener Mann seinem Hause nur Ehre bringen konnte.

Friederich war ein heiterer, leichtlebiger Mann, und der Ernst des stillen Gastes, der über seine Witze nicht oft lachte, der niemals ein Kartenspielchen mit ihm machen oder einen Extraschoppen „herausrathen" wollte, erschien ihm fast wie ein leiser Vorwurf; dazu kam, ihm selbst unbewußt, der leidige Neid, weil ihm durch den Kaufmann ein längst begrabener und fast

vergessener Jugendtraum mit einemmale wieder lebendig vor die Seele getreten war: das Kaleschlein. Er hatte an diesen früheren Wunsch lange nicht mehr gedacht, auch als die gestrenge Hausfrau nicht mehr lebte; nöthig hatte er's nicht, die Uebersiedlung nach Donauwörth und das neue Geschäft hatten seine Mittel, seine Zeit und seine Gedanken gehörig in Anspruch genommen; aber siehe da, am zweiten Sonntag, den er in Donauwörth zubrachte, fährt ein Einspänner an seinem Hause vorbei, funkelnagelneu, schön blau lackirt, ein Apfelschimmel dran gespannt, ein schön getupftes wohlgenährtes und dabei doch so flinkes, rasches Rößlein, mit blank geputztem messingbeschlagenen Geschirr, schöner als sich's Herr Friederich je in den Tagen seiner begehrlichsten Jugend geträumt, ja das war es! So ein Gefährt, so ein Rößlein dran, das möcht' er noch haben; dann sollte ihm kein Wunsch mehr übrig bleiben!

Und der beneidenswerthe Besitzer der Equipage, das war eben der stille Kaufherr, den er nachher so oft in seiner Wirthschaft sah; war sie wohl nicht zu kaufen, wenn einmal seine Mittel reichten?

„O bewahre!“ versicherten die Freunde des Kaufmanns. Gerade weil er sonst so ein stiller Mann sei, der nicht spiele, nicht trinke, gerade deshalb sei's sein Vergnügen, mit dem Chaischen in der Gegend herumzureisen, und mit dem Rößlein da gehe er um wie mit einem Kameraden.

Herr Friederich aber konnte das Chaischen nicht vergessen; was ihm sonst von Gefährten angetragen

wurde, das durfte sich nicht sehen lassen neben dem Chaislein des Kaufmanns; es zu kaufen, daran durfte er nicht denken, und so beschaute er seither den arglosen Gast mit heimlichem Ingrimm und konnte nicht leiden, daß Elisabeth sich so zutraulich zu ihm stellte.

„Bist gestern Abend gar nicht gleich zur Hand gewesen, wie der Herr Assessor noch Kaffee gewollt," warf er einmal Elisabeth vor; „der Herr hat dreimal geklingelt."

„Nu, Lotte war gerad' am Brunnen, und ich dachte nicht, daß so spät noch einer Kaffee trinke," entschuldigte sich das Töchterlein. „Der Herr Schoderer hat mir so merkwürdige Bilder gezeigt vom letzten Krieg."

„So, alleweil der?" sagte der Vater mürrisch. „Hör, Lisabeth, der trutzig Dingeler wird doch nicht ein Aug' auf dich geworfen haben?"

„Der?" lachte Elisabeth hell auf. „Könnt' ja mein Vater sein!"

„Bährig" (kaum), knurrte der Alte. „Die Alten sind gerad' die Dümmsten; weißt's wohl: Wenn unser Herrgott 'n Narren machen will, so macht er 'n Wittwer."

„Ei, wär' er denn so ein arger Narr, wenn er mich wollt'?" fragte das Mädchen schelmisch. Es hatte daran im Traume nie gedacht.

„Er nicht, aber du!" polterte der Vater. „Du kannst's noch anders treffen als so 'n alten Kracher, den man schier schon todtgeschossen hätt', und der jetzt in einem flotten Kütschlein herumfährt wie ein Prinz!"

„Nun, da dürft' ich ja 'neinsitzen und du mit," neckte Elisabeth, „das wär' ja erst flott!"

„So meinst, um Gott's willen? Das ging' mir ab! Und hat ja erst nur Platz für zwei," knurrte er weiter; „das sag' ich dir, mit dem darfst mir nicht kommen! Weißt wohl, was du mir versprochen hast."

„Hat keine Gefahr," sagte Elisabeth unbekümmert und mußte in der Stille über des Vaters unnöthigen Eifer lachen. Der alte Herr! Und sie hatte auch schon „Geschichten" gelesen, da stand's in keiner einzigen, daß ein Mädchen gegen ihres Vaters Willen einen alten Wittmann erzwungen hätte; die mußten ganz anders aussehen, für die man so etwas that!

* * *

Hatte denn wohl Elisabeth schon „so einen" gesehen? Nun, junge Herrn sah sie ja genug und war unbefangener und ruhigeren Herzens dabei, als vielleicht irgend ein Kind vom Lande, das zum erstenmal in die Welt, und sei's auch eine kleine, in den Kreis junger Männer tritt, und das leichter befangen und erobert werden kann als das Wirthstöchterlein, dem junge Männer so gar nichts neues sind. Aber der Neue, der Herr Volontär, wie sie ihn nannten, und der dazu noch adelig war, der war denn doch ein ganz anderer als alle die Herrn zuvor! So schön und fein angezogen, immer wie zum Ball, und so artig und manierlich! Noch keiner hatte sie bis jetzt Fräulein genannt und ihr einen Stuhl herbeigetragen, wenn sie

gerade nichts zu thun hatte, und sie gebeten, sich doch auch auszuruhen, und sie so schön unterhalten. Es freute sie, daß die andern Herrn sahen, wie man sie eigentlich behandeln sollte; nur die Augen des alten Herrn, die ihr allenthalben folgten, die waren ihr jetzt bisweilen unbequem, während sie sich sonst wie behütet vorgekommen war unter dem Schutze dieser Augen.

Der Vater, der war höchst arglos; der freute sich, wenn sein Mädchen allezeit so nett und flink und doch mit gutem Anstand sich bewegte; wenn sie, falls je einer der Herrn nicht respektvoll einen Dienst von ihr begehrte, nur kurzweg der Dienstmagd rief: „Lotte, bedien' den Herrn da!" Er war ganz sicher, daß seine Elisabeth sich nichts vergeben werde.

Etwas verwundert war er, als sein Töchterlein eines Abends, nachdem sie ihm gute Nacht gesagt, noch stehen blieb und zögernd begann: „Vater —"

„Na, Kleine, was gibt's?"

„Vater," begann sie wieder verlegen und leise, „du kennst ja den Herrn von Zabern?"

„Den Volontär? Ja freilich, ein charmanter Herr! Der hat mehr Manier im kleinen Finger als die anderen im ganzen Leib! Na, was ist's?"

„Ja, Vater, und — gegen mich ist er auch so höflich."

„Will's hoffen! Wär' der Erst', der gegen dich grob wär'."

„Ja," rückte sie endlich herzhafter heraus, „weißt du, er ist ja verreist gewesen —"

„So? Hab's nicht mehr gewußt."

„Und da sagte er, er hab' mir was mitgebracht, daß ich auch sehe, wie man in Nürnberg so schöne Arbeit mache. Da sieh!" und sie zeigte in einem niedlichen Etui ein silbernes Kreuz von feiner Filigranarbeit, das sich gar schön auf schwarzem Sammetgrunde abhob. Verlangend ruhten Elisabeths Augen darauf; so etwas schönes hatte sie nie besessen, wenn ihr's auch der Vater an nichts fehlen ließ. Doch fuhr sie fort: „Er hat es da gelassen und ist so schnell fortgegangen, daß ich's ihm nicht wiedergeben konnte; aber — behalten darf ich's doch wohl nicht? Willst du ihm's nicht wiedergeben? Mir ist's so eine Verlegenheit."

Ja, dem Vater Friederich war's auch eine. Er war gar ein gutherziger Mann, der dem Kinde die Freude gönnte; er war ein eitler Mann, der selbst Freude hatte an etwas feinem, und dem die Aufmerksamkeit des adeligen Herrn schmeichelte; er war auch ein schwacher und bequemer Mann, der gar ungern irgend einen Schritt that, der ihm Unannehmlichkeit machen konnte. So drehte er denn verlegen das Etui zwischen den Händen. Den Faust hatte Vater Friederich nicht gelesen, sonst wäre ihm vielleicht Gretchens Schmuckkästchen dabei eingefallen.

„Nu hör', Kind," sagte er endlich, um seiner Vaterwürde doch zu genügen, „sag', hat sich der junge Herr irgendwie unmanierlich, will sagen zudringlich, gegen dich benommen?"

„Bewahre!" rief Elisabeth mit tiefem Erröthen.

„Du selber siehst ja, wie er so respektvoll ist wie gegen ein vornehmes Fräulein.“

„Ja, siehst du,“ fuhr er nach einiger Ueberlegung fort, „unhöflich wär's doch, dem Herrn das Präsent zurückzugeben; er könnte ja erst meinen, man denke an etwas unrechtes dabei, wo's doch nur eine Höflichkeit ist für deine viele Müh', weil er dir doch nicht ein Trinkgeld geben kann wie einer Kellnerin. So behalt's nur und bedank' dich schön und benimm dich recht anständig und sag' mir nur immer alles, was vorkommt, dann ist's recht. Und hör', Elisabeth,“ sagte er noch plötzlich vor der definitiven Gutnacht, „ich mein' fast, ich woll' dir noch Klavierstund' geben lassen, willst nicht?“

Elisabeth verstand den inneren Zusammenhang dieser Schlußbemerkung nicht, und Herr Friederich war denn doch so weit ein besonnener Vater, daß er noch keine kühnen Hoffnungen in dem Kinde erregen wollte; aber er selbst dachte in der Stille, etwas ganz unmögliches wär's ja nicht, daß ein adeliger junger Herr seine Elisabeth, sein einzig Kind, zur „gnädig Frau“ machen würde. Seit der französischen Revolution seien noch ganz andere Dinge vorgekommen — und eine schöne Sache wär's doch! Das arme Mägdelein, das er, der Herr Friederich, aus Noth und Elend erlöst und zu so einem schönen Mädchen hergezogen hatte, — prächtig wär's! Da würde am Ende seine Elisabeth noch in ganz anderen Kutschen fahren als in dem Kaleschle des Kaufmanns!

Ob die junge Elisabeth auch schon so weit dachte?

Sie hat's niemand vertraut; aber so schön auch das Kreuz war, so recht vergnügt und zufrieden war sie doch nicht, als sie es in das Schiebfach ihres Nähtischchens legte. Das Tischchen stand gerade unter dem Marienbild, das ihr die alte Felizitas geschenkt, die zu gebrechlich war, um noch zu ihr zu kommen; die Ermahnungen der alten Nähterin fielen ihr ein; das war ja eine Sache, wo sie nicht recht gewußt hatte, was thun? Konnte sie denn da sagen: Siehe, ich bin des Herrn Magd? Ach, aber wegen so einem Kreuzle war das ja gar nicht der Müh' werth! und der Vater hatte sie's selbst behalten heißen — und Elisabeth schlief ein, und die Skrupel gingen unter in allerlei lieblichen Träumen.

* * *

Es war Samstag Abend; Lotte hatte Haus und Zimmer schön reingemacht; Elisabeth legte die letzte Hand an, ordnete und räumte auf, stellte frische Blumen in's Glas, dem Sonntag zu freundlichem Einzug; dazu sang sie leise vor sich hin ein Liedlein, das dazumal noch neu war, das jetzt noch manchmal alte, das heißt ganz alte Frauen wieder jung macht, wenn auch die jungen darüber lachen:

„Du, du liegst mir im Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn,
Du, du machst mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin,
Ja, ja, weißt nicht, wie gut ich dir bin!"

„So fleißig, schönes Fräulein?“ ertönte mit einemmale eine Stimme. Elisabeth fuhr zusammen, sie war ganz allein, und um diese Zeit kam sonst gar nie mehr ein Gast. Wer dieser aber war, das wußte sie, noch ehe sie sich nach ihm umgewendet. „Und ganz allein?“ fragte Herr von Zabern.

„Freilich,“ erzählte Elisabeth, die sich die Verlegenheit wegplaudern wollte, „der Vater ist verreist auf zwei Tage; er hat da noch immer einen Erbschaftshandel mit den Verwandten der Pflegemutter selig. Ich glaubte, es sei schon lang alles im Reinen; weiß nicht, warum er jetzt auf einmal reich werden will!“ und sie lachte etwas befangen. „Wir schließen aber morgen das Kaffee und Billard,“ fügte sie eifrig hinzu.

„Und Sie werden den schönen Sonntag ganz einsam verbringen?“

„Gewiß, unsere Lotte geht auch nach Hause. Es thut mir aber nicht leid,“ versicherte das Mädchen; „ich hab’ ja sonst nie Zeit, etwas für mich zu lesen.“

„Aber schöner wär’s doch, bei dem herrlichen Wetter einen kleinen Ausflug zu machen. Sie kennen ja die Gegend noch gar nicht.“

„Ei, Vater vertröstet mich immer auf sein zukünftiges Chaischen!“ lachte das junge Mädchen.

„O, da ist’s noch lange hin!“ rief der junge Mann und rückte seinen Stuhl näher zu dem, den er Elisabeth gebracht hatte. „Wie wär’s, wenn Sie mir morgen die Freude machen wollten, eine kleine Ausfahrt mit mir zu machen? Ein ganz reizendes Plätzchen, wohin ich Sie führen werde; ich versichere Sie, auf Ehre!

Wir werden da einen köstlichen Tag zubringen. Sie müssen auch lernen, schöne Elisabeth, sich bedienen zu lassen, statt daß Sie andere bedienen; dazu sind Sie viel zu gut. Ein so süperbes Mädchen, das eine Prinzessin vorstellen könnte, auf Ehre!"

„Ja, aber das würde sich doch nicht schicken?" sagte Elisabeth erfreut, geschmeichelt und doch in lauterer Herzensnoth. „Die Nachbarsleute —"

„Ja, da haben Sie Recht, Fräulein!" gab Herr von Zabern zu. „Von nicht schicken ist keine Rede; ich versichere Sie, jedes Fräulein in München würde eine solche Einladung von einem bekannten Kavalier ohne Bedenken annehmen — und mich kennen Sie doch?" Er sah ihr sehr tief in die Augen bei dieser Frage. „Aber die Leute hier sind allerdings noch unwissend und beschränkt. Nun sind Sie so freundlich und machen morgen früh um 8 Uhr einen Spaziergang vor's Thor, wo ja Ihres Herrn Vaters Obstgarten ist, es ist sehr still dort Sonntags zu dieser Stunde. Da warte ich mit der kleinen Equipage; ich versichere Sie, wir werden einen herrlichen Tag haben! Abends begleite ich Sie in aller Stille wieder zurück, niemand braucht seine Nase drein zu stecken; Sie haben nicht einmal nöthig, es dem alten Herrn zu sagen, wenn er heimkommt."

Ach, Elisabeth hätte ihm gern gesagt, wie sehr ihm der Vater gewogen sei, so daß gar kein Heimlichthun nöthig wäre; aber das konnte sie nicht.

„Nein, Herr von Zabern, es schickt sich doch nicht —," begann sie wieder.

„Sie thun mir weh, recht weh, durch solche Un-

freundlichkeit," sagte der junge Herr in gekränktem Tone, indem er aufstand. „Haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?"

„O, gewiß! Aber —"

„Kein Aber mehr!" rief er siegessicher und griff zu seinem Hut. „Liebe Elisabeth," sagte er scheidend in einem Tone, den sie noch nie gehört, „ich warte morgen früh um 8 Uhr; nicht wahr, Sie lassen mich nicht vergeblich warten?"

Fort war er, und da saß das junge Mädchen betäubt, überrascht und doch mit so schwerem Herzen, wie sie nie zuvor gehabt. Was sollte sie jetzt thun? Wunderschön müßte so eine Fahrt sein in die weite Welt hinaus und mit ihm! Und etwas unrechtes war es wohl nicht; er sagte ja, daß so eine Einladung bei vornehmen Leuten gewöhnlich sei, und der Vater selbst hatte gesagt, sie dürfe wohl freundlich und artig sein gegen den jungen Herrn, nur den Respekt solle sie sich nicht vergeben, und das wollte sie nicht, bewahre! Und sie machte schon ein ganz stolzes Köpfchen und dachte sich, wie sie anstandsvoll wie eine Prinzessin im Wagen sitzen wolle neben dem jungen Herrn, beileibe sich nichts vergeben!

Und trotz all dieser schönen Gründe kam sie doch nicht zur Ruhe und war so tief in Gedanken, daß sie gar nicht bemerkte, wie Lotte zu dem Milchsüpplein, das die junge Herrin kaum anrührte, sich noch extra einen Pfannkuchen verfertigte. Und so still auch ihr Stüblein war, als sie darin zur Ruhe ging, in ihrem Herzen wollte es nicht still werden.

* * *

Es war ein prächtiger goldiger Sonnenschein, der in das Kämmerlein fiel, als Elisabeth aus kurzem und unruhigem Schlummer in der Frühe erwachte. Nicht lange durfte sie sich besinnen, bis ihr einfiel, was ihr denn so schwer auf dem jungen Herzen liege; es war die große Wahl!

Ihr Blick fiel wieder auf das Marienbild; sie hatte seither ja nichts da zu fragen und zu besinnen gehabt, als neulich wegen des Kreuzchens; sie hatte vor dem Bild und dem Kruzifix alle Morgen ihre Gebete gesagt, wie Felizitas und der Herr Kaplan sie's gelehrt hatten; sie war bei der allmonatlichen Beichte oft recht in Verlegenheit gewesen, was sie denn dem hochwürdigen Herrn bekennen solle, und war ganz froh, wenn ihr eine Unfreundlichkeit gegen den Vater, ein rasches Wort gegen die Dienstmagd einfiel, daß sie doch etwas zu beichten wußte. Hätte sie denn heute etwas unrechtes zu bekennen gewußt, daß ihr das Herz so gar schwer war? Sie hatte ja nichts gethan!

„Soll ich gehen oder nicht? Das war ja jetzt eine dringende Frage; konnte sie darauf antworten: „Siehe, ich bin des Herrn Magd?“ Ach, das wäre eine Sünde, so wichtige Worte wegen einer solchen Kleinigkeit zu sprechen! Eine Spazierfahrt, das war nicht viel mehr als ein silbern Kreuzchen!

Da draußen, da schien die goldene Sonne und wehte der laue Wind und lockte die blaue Ferne, und da drinnen, da klang ihr noch die schmeichelnde Frage: „Nicht wahr, Sie lassen mich nicht vergeblich warten?“

„Und sie sahe an den Baum, daß er lustig aus-

sah und gut davon zu essen wäre," sie hing ihr Werktagskleidchen an die Wand — hatte sie es sonst auch so aufgehangen, daß gerade das Marienbild davon verhängt war? — und sie legte das ganz schöne neue himmelblaue Sonntagskleid an und band das Silberkreuzchen um am schwarzen Sammetband — sie hatte es noch nie getragen — und kämmte und strich und kräuselte das blonde Lockenhaar so sorgsam wie nie zuvor; sie sah schön aus im Spiegel, aber warum mochte sie doch sich selbst nicht recht in die Augen schauen? Und sie nahm das Strohhütchen und den Sonnenschirm — zum Frühstück hatte sie nicht recht Zeit und Lust — und sah auf die alte Schwarzwälder Uhr, ob es nicht bald acht Uhr sei.

„Wohin so früh, Elisabeth?" fragte da hinter ihr eine tiefe wohltönende Stimme, die sie so gut kannte und bei der sie doch zusammenfuhr, als hätte sie einen Geisterruf gehört; es war „der alte Herr".

„Ich wußte, daß Sie allein sind, und wollte Sie einladen zu meiner Base Müller."

„Ach, guten Morgen! Ich — ich will nur in unseren Obstgarten."

„Jetzt, nun es bald in die Kirche läutet?" fragte der Kaufmann anscheinend verwundert.

„O, man kann in der Natur draußen oft andächtiger sein als in der Kirche", versicherte Elisabeth mit dunkelrothem Gesicht; das Lügen verstand sie noch nicht.

„So — o? Andächtig wollen Sie sein da draußen? Darf ich Sie begleiten?"

Es ging nicht und ging nicht! Lügen konnte Elisabeth nicht, zumal wenn diese treuen tiefen Augen sie so ernsthaft und so wehmüthig anschauten. Bald hatte der „alte Herr“ alles erfahren, und während ihm Elisabeth die höchst respektvolle Einladung des jungen Herrn mittheilte, freilich ohne ihn dabei anzusehen, und ihm höchst eifrig darlegte, wie da ganz und gar nichts unrechtes dabei sei, so fühlte sie doch daneben im innersten Herzen, daß sie das selbst nicht recht glaube.

„Und glauben Sie, Elisabeth, daß er es redlich mit Ihnen meint, der Sie heimlich, hinter des Vaters Rücken, zu solcher Ausfahrt allein mit ihm verleiten will?“

„Ach, da handelt sich's doch nicht um's redlich Meinen und nicht um's Verleiten,“ versicherte Elisabeth. „Es ist eine einfache Einladung.“

„Und warum macht er die am ersten und einzigen Tage, wo er weiß, daß der Vater fort ist? Sie wissen recht wohl, Elisabeth, daß dieser nichts einzuwenden hätte gegen die offene ehrliche Werbung eines solchen Kavaliers.“

Elisabeth ließ das Köpfchen hängen.

„Elisabeth,“ fing der Kaufmann etwas zögernd wieder an, „Sie wissen, ich sitze hier so meist allein und in der Stille und höre da so manches an, ohne ein Horcher zu sein. Es sind wenige Tage, da neckte der Assessor von drüben den Herrn von Zabern mit seinem Wohlgefallen an der schönen Elisabeth; er meinte, was wohl seine gnädige Mama zu solcher Mes-

allianz sagen werde. Der junge Herr lachte laut auf: ‚Nein, damit hat's gar keine Gefahr! Da müßte der Alte ein dutzendmal reicher sein oder mehr, eh' man seinen Stammbaum dran setzte! Aber warum soll man sich und der Kleinen nicht eine Weile das Vergnügen gönnen? Du lieber Gott, was kann man anfangen in so einem langweiligen Nest!‘ Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, Elisabeth, daß das buchstäblich seine Rede war. Wollen Sie's nun drauf wagen, dem Herrn Baron seine Langeweile zu verkürzen?“

Es that dem Manne selbst von Herzen leid, daß er dem fröhlichen Kinde so bitterlich weh thun mußte.

Leise, langsam legte Elisabeth den Hut ab, den Sonnenschirm und den leichten Sommershawl, den sie am Arme gehabt, bei Seite, setzt sich nieder und begrub ihr Gesicht tief in die Hände. Ernst und wehmüthig betrachtete sie der Freund.

„Aber er wartet,“ sagte sie endlich halblaut, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich will hinausgehen und ihm sagen, daß Sie in des Vaters Abwesenheit keinen größeren Ausflug machen können. Hat er's gut gemeint mit seiner Einladung, so kann er sie wiederholen, wenn der Vater zurück ist.“

„Aber, Herr Schoderer, es gibt doch keinen Verdruß?“ fragte Elisabeth und schaute ihn ängstlich an.

„Sei ruhig, Kind!“ sagte er mit gutmüthigem Lächeln. „Mit mir will der Herr Baron sich nicht duellieren, und du und dein guter Name sind mir zu heilig, als daß ich's wollte laut machen.“ Es be-

gegnete ihm manchmal, er wußte selbst nicht wie, daß er „du“ zu Elisabeth sagte, und sie hatte es ihm noch nie übel genommen.

* * *

Der Herr von Zabern fuhr allein aus, und der Kaufmann bewog Elisabeth, daß er sie zu seiner Base führen dürfe. Das war eine gutherzige, gesprächige alte Jungfer, bei der Elisabeth besonders wohl dran war; sie plauderte und erzählte so viel, daß sie gar nicht merkte, wie bitteres Herzweh das junge Mädchen zu verwinden hatte; auch machte sie ihrem Liebling zu Ehren so viel Umstände, küchelte und brotzelte, daß dieser wohl Zeit blieb, sich dazwischen auszuweinen. Nur schade, daß der Gast nicht besseren Appetit zu den leckeren Gerichten mitbrachte! Der Kaufmann hatte so viel guten Takt, daß er erst zum Abend wiederkam und auch da nicht viel Worte machte.

Der Vater kam zurück, ohne daß er bei dem nachträglichen Theilungsstreit viel erbeutet hätte; Herr von Zabern ließ sich im Kaffeehaus nicht wieder blicken, und es erschollen nach und nach so mancherlei Gerüchte über seine Vergangenheit, seine Schulden und über die Gesellschaft, mit der er sich an jenem verfehlten Sonntag noch vergnügt hatte, daß Herr Friederich selbst sagte: „Du, Lisabeth, ich wollt' am End' doch lieber, du hättest selbigs Kreuzlein nicht behalten; hab's ja auch nie an dir gesehen.“ Das Kreuzlein war durch Vermittlung des Kaufmanns längst in der Stille an

den Baron zurückbefördert worden, der bald darauf die Stadt verließ.

Es that dem „alten Herrn“ in der Seele weh, als er sah, daß es nicht mehr die alte fröhliche Elisabeth war, die jetzt wie sonst ihre kleinen Geschäfte und die Bedienung der Gäste pünktlich bestellte, und daß sie sich nicht mehr so zutraulich plaudernd an seine Seite setzte. Es war etwas zwischen sie getreten seit jenem Sonntag, und er hatte es doch so gut mit ihr gemeint!

Einmal aber saß er noch bei seiner leeren Tasse, als die anderen Herren schon das Billard verlassen hatten und auch Herr Friederich ausgegangen war. Da kam Elisabeth zu ihm; etwas müde, wie er sie früher nie gesehen, setzte sich an seine Seite und sah ihn wieder einmal an mit dem alten zutraulichen Blick ihrer blauen Augen, nur etwas trauriger als früher.

„Ach, Herr Schoderer,“ sagte sie mit einem Seufzer, „es ist doch traurig, wenn man keine Mutter hat!“

Da zog eine seltsame Bewegung durch das sonst so ruhige Antlitz des ernsten Mannes; er blickte ihr in's Auge, wie er nie zuvor gethan, und sagte warm: „Eine Mutter kann ich Ihnen nicht geben, Elisabeth; aber einen Freund möchte ich Ihnen geben, einen recht guten getreuen Freund, dem Sie sich dürften anvertrauen mit Seel' und Leib; der Sie wollte auf den Händen tragen und behüten und beschützen vor allem Leid, so weit das ein Mensch kann; Elisabeth, wollen Sie?“

Erstaunt, mit weit offenen Augen sah ihn das Mädchen an; sie begriff noch nicht recht, wie es „der

alte Herr" eigentlich meine. „Ja, vom Vater kann ich ja doch nicht weg," stammelte sie verlegen.

„Nein, das kannst du nicht," sagte der Kaufmann, nun selbst etwas befangen wie ein junger Freier. „Deinen Vater verlassen darfst du nur an der Hand des Mannes, dem du dich zu eigen gibst dein Leben lang. Dünkt dir das so gar schwer, Elisabeth? Ich komme mir freilich selbst oft schon wie ein alter Mann vor, wenn ich auch meine, daß manch versäumtes Stück Jugend vielleicht noch in mir schläft; aber ich wollte deine Jugend schirmen und hegen; du dürftest mich lieben als deinen Vater, als deinen Freund, bis du mich lieben kannst als deinen Ehegatten. Elisabeth, kannst du? willst du?"

Und wieder einmal überzog sich des Mädchens Angesicht mit tiefem Roth, und wieder deckte sie es mit beiden Händen; als sie aber das Köpfchen erhob, da schauten wieder die blauen Augen dem Freunde in's Angesicht, so hell und voll in kindlichem Vertrauen, wie nur in den ersten besten Zeiten, und zutraulich legte sie ihre Hand in die seine.

„Ja, ich wollt' am End' schon," sagte sie leise mit mädchenhaftem Zagen, „und 's ist ja viel von Ihnen, wenn Sie's wagen wollen mit einem so einfältigen Mädchen, wie ich's bin. Aber," fiel ihr plötzlich ein, „der Vater wird nicht wollen! Ich hab es ihm heilig versprechen müssen, daß ich ihn gár nie plagen wollt' um einen Mann, der ihm nicht angenehm sei, und — ich muß es grad' heraus sagen — auf Sie hat er eine Piek', weiß selber nicht warum?"

„Ich hab's auch schon gemerkt," sagte der Kaufmann und hielt fast zu väterlich warm Elisabeth's Hand in der seinen; „glaub' aber nicht, daß das so gar tief sitzt; ich habe vielleicht den Grund errathen, laß mich's nur versuchen. Gott Lob und Dank, daß du willst, Elisabeth; es soll dich nicht gereuen!"

Einen leisen Kuß auf ihre Stirn, mehr erlaubte der „alte Herr" sich nicht, als er von dannen ging mit tief bewegter Seele und hellen Blickes. Elisabeth aber, über die's gekommen war so schnell wie im Traum, die eilte hinauf in ihr Kämmerlein, um zu bedenken, was sie gethan. Der lichte Abendsonnenschein fiel auf das Bild der demüthigen Jungfrau; durch des Mädchens Seele zog ein tiefer Friede und freudigen Herzens konnte sie sprechen: „Siehe, ich bin des Herrn Magd."

Aber der Vater! Das blieb noch ein schweres Bedenken. Elisabeth hatte gar nicht gewagt, ihm davon zu sagen; kam ihr auch selbst mitunter fast ein bißchen komisch vor, daß der „alte Herr" sollte ihr Bräutigam sein, und als der Kaufherr sich in den nächsten Tagen Herrn Friederich einmal anschloß, wie dieser, nachdem das Billard geschlossen, in seinen Obstgarten wandelte, da sah sie ihnen recht mit Herzklopfen nach.

Herr Friederich wußte gar nicht, wie er zu der Ehre dieser Begleitung kam, und schien nicht besonders erbaut davon.

„Ich bin so froh," sagte zutraulich der Kaufmann, der im Handel und Wandel der Welt doch auch etwas Pfiff gelernt hatte, „so froh, wenn ich einmal Gelegen-

heit zu einer Motion habe; ich finde, meiner Konstitution thut eben das Fußgehen viel besser als das Fahren."

„So?" fragte Friederich etwas ironisch; „hätt's kaum gedacht, wenn man sich ein so flottes Gefährt hält."

„Ach, das ist's ja eben," fuhr der Kaufmann fort mit dem ehrlichsten Gesicht, „das ist's gerade; ich hab' mir da das Ding angeschafft, wie ein einsamer Mann zu allerlei kommt; nun soll der Gaul alle Tage hinaus, das Fahren aber kommt mir nicht gut. Ich sage Ihnen, wenn ich einen Liebhaber dazu wüßte, bei dem der Schimmel ordentlich gehalten würde, ich gäbe heute noch die ganze Geschichte weg."

„Mit dem Gaul da wollt' ich's gut machen," sagte Herr Friederich, dessen Augen glänzten bei der Aussicht auf das lang begehrte Gefährt; „ich verstehe mich ganz besonders auf die Behandlung; aber — der Preis! Ich weiß wohl den Werth von so einer „Eglipasche", und wenn ich auch kein armer Mann bin, viel Baares kann ich eben nicht flüssig machen, wo so viel im Geschäft steckt, schon wegen meiner Elisabeth."

„Ja, Herr Friederich," meinte der Kaufmann nun etwas weniger sicher, „da hätte ich eine Bitte an Sie auf dem Herzen. Werden Sie mich auslachen, wenn ich Sie frage, ob Sie mir Ihre Elisabeth nicht zur ehelichen Hausfrau anvertrauen wollten? Ich wollte ihr's gut machen, so viel in meinen Kräften steht. Und wenn Sie einwilligen wollten, dürft' ich dann doch meiner Jungfer Braut ein Präsent machen. Wenn

ich anstatt dessen dem Vater mein Gefährt und Pferd als ein Andenken —"

Da hatte er's aber doch zu handgreiflich gemacht.

Zornig fuhr Friederich auf: „So meinen Sie, ich werd' mein Kind verkaufen um einen Gaul und ein Chaischen? Nein, so ist's nicht, wenn es mir gleich wohl gefällt und Elisabeth nicht mein leiblich Kind ist. Nein, daß ich sie darum hergeben sollte —"

„Das sollen Sie auch nicht," sagte der Kaufmann, der seinen Fehler einsah, und setzte ihm ernstlich und redlich seine treue Liebe zu Elisabeth auseinander und wie er glaube, daß sie mit vollem Zutrauen die Seinige werde, wenn der Vater es zugebe; die Antwort wolle er sich später erbitten.

Und neben dem Schimmel und neben dem Chaischen, das vielleicht immerhin auch eine Rolle dabei spielte, kamen dem Pflegevater bei stiller Ueberlegung alle die Bedenken, die ihm in letzter Zeit seit der Entfernung des Herrn Barons aufgestiegen, ob er auch gut gethan, das junge schöne Mädchen mutterlos und allein gerade in solch eine Lage zu bringen und ob er im Stande sei, sie zu berathen und zu beschützen und ihr zu einer glücklichen Zukunft zu helfen. Und schon als er heimkam von dem Gange, sah er seiner Elisabeth lachend in die Augen:

„Du willst den alten Herrn nehmen und hast doch einmal gesagt, er könn' dein Vater sein? Ei, ei, Mädchen, ist's wahr? Und ist er dir nicht zu alt?"

Und nicht lange hat's gewährt, so erfreute sich die edle Stadt Donauwörth der verwunderlichen Neuig-

keit, daß der gesetzte Kaufmann und die junge Elisabeth vom Billard Braut und Bräutigam seien.

* * *

Die Stadt mit ihren verwunderten, spöttischen und tadelnden Bemerkungen gab sich allmählich zufrieden, nachdem sie gesehen, wie die holdselige Braut mit klarem Auge und fröhlichem Angesicht an der Seite des würdigen-Kaufherrn zur Kirche gewandelt und wie sie sich nachher als eine emsige, tüchtige und sittige Hausfrau bewährte und es auf dem ernsten Angesicht ihres Mannes nach und nach aufging wie ein freundlicher Nachsommer.

Herr Schoderer hatte seine junge Braut nicht in einen Zaubergarten geführt voll märchenhafter Blüten und wunderbarem Duft, wie ihn sich oft junge Herzen träumen; aber in ein freundliches sonniges Hausgärtchen, wo die Nägelein aufgehen, wenn die Rosen abgefallen, und freundliche Astern, wenn die Nelken verduftet sind; wo man, wenn's mit aller Blüte vorbei ist, sich noch gute Frucht eingethan, um sich zu erfrischen im Winterstübchen.

Elisabeth war auch gerade nie eine träumerische Natur gewesen, die sich mit Idealen und Zukunftsbildern getragen. Das bittere Weh und die tiefe Demüthigung jenes einen Irrthums waren wie ein scharfer Schnitt durch ihr junges Herz gegangen; aber rein war es geblieben, und verblutet hatte es sich auch nicht daran.

Es war ihr von Herzen wohl, sich geborgen zu wissen an einem treuen Herzen, zu schalten und zu walten in behaglichem Besitz und Gutes thun zu dürfen, wie ihr Herz sie trieb, das der armen freudelosen Kindheit nicht vergessen hatte.

Das Chaischen und Pferd wollte Herr Friederich nicht gleich an sich nehmen; es sollte ja nicht aussehen wie ein Kaufpreis. Zuvor holte Herr Schoderer damit noch in eigener Person die alte halbgelähmte Felizitas ab, der Elisabeth bei sich das allernetteste Oberstübchen eingerichtet hatte, wo sie nun ihre alten Tage in guter Pflege bei mäßiger Arbeit verbringen sollte. Die arme Nähterin war in so großer Verlegenheit, in einem solchen „Staatskütschle“ zu fahren, daß sie sich noch kleiner zusammenzog, als sie vorher schon war. Als sie sich aber so recht erfreuen durfte des behaglichen Heims, das ihr Lieblingskind ihr gegründet, da meinte sie, sie habe doch den Namen Felizitas mit Recht getragen.

Herr Friederich hatte kein Glück mehr mit den Markören, seit seine Elisabeth so avanciert war. Darum gab er sein Geschäft auf und war der tägliche Kaffeegast seiner Elisabeth, an deren friedlichem glücklichen Hausstand er sich von Herzen erfreute. Er bebaute nur ein paar Güterstücklein und machte häufige Ausfahrten in dem blauen Chaislein, nächst Elisabeth seines Herzens Stolz und Freude. Nur schade, daß er nicht gar lange darin herumkutschieren konnte, daß ihn nach fünf Jahren schon sein Apfelschimmel, mit schwarzem Flor verziert, in langsamem Trabe seiner letzten Ruhestatt zuführte.

Dem Kaufherrn war es länger vergönnt, sich seiner Elisabeth zu freuen, die ihm das Leben, das einst fast durch ein Wunder gerettet worden, wieder recht von Herzen lieb gemacht. Sie war mit heiterem Gemüth und freundlichem Sinn begabt, und die Güter, mit denen ihr Mann so reich gesegnet war, ließ sie gerne auch guten Freunden und der Armut zu gute kommen. Man hatte sonst dem Kaufmann nachgesagt, er halte ein bißchen zu fest, was er erworben; sein getreuer Freund und Lebensretter Kremer macht selbst in der Darstellung jener ernsten Geschichte eine etwas anzügliche Bemerkung über die „Großmuth des Herrn Schoderer“. Elisabeth aber zeigte ihm einmal das Bildchen ihrer heiligen Namensschwester und meinte, da jetzt doch wohl keine solchen Wunder mehr geschehen, daß Würste und Brot sich in Rosen verwandeln, so soll er ihr lieber gar nicht in die Schürze sehen, wenn sie Arme beschenke, und er lachte und ließ sie gewähren.

Mit Kindern war die Ehe nicht gesegnet. „'s ist in der Familie,“ sagte Base Müllerin; „ihr Vater, der Secklermeister Friederich selig, hat auch niemalen keine Kinder gehabt.“ Pathenkinder aber hatte sie mehr, als jemalen die kinderreichste Mutter gehabt, und vor allen hat sie sich an den Kindern ihrer armen Geschwister als treue Mutter bewiesen.

So hat sie auch nach ihres Gatten Tode noch manches Jahr im Segen und in gutem Ansehen gelebt, bis sie in dem stürmischen Jahr 1848 mit großen Ehren und herzlichem Bedauern zu Grabe geleitet wurde.

Von den Erlebnissen ihrer ersten Kinderzeit hat sie nicht oft gesprochen, auch nicht von dem Chaischen, das ihres Pflegevaters Herz geneigt gemacht hatte, sie von sich zu lassen; aber bei einer ganz guten Freundin hat sie zugegeben: „Wenn ich auch zweimal verkauft worden bin, 's ist doch allemal ein guter Handel gewesen!“

Ein einsam Grab.

Nach den Mittheilungen eines Norwegers.

Es ist keine alte Nordlandssage, die ich hier erzähle, nur eine einfache Geschichte, wie sie am Ende unter jedem Himmelsstrich sich hätte begeben können.

Der Norweger, der sie mir mitgetheilt, ist gar ein stiller Gast auf dieser Erde, da sein Ohr verschlossen ist für jeden Laut, sein Mund für die lebendige Rede; doch ist ihm ein aufmerksamer Blick gegeben in Licht und Schatten des Menschenlebens; ein warmes Herz für Freud und Leid, mehr vielleicht als vielen, denen in Wort und Klang das Leben sich reicher erschlossen hat als ihm.

* * *

Auf dem Seminar zu Christiania, da lebte und studierte vor nicht allzu langer Zeit der junge Erwin Moorstad; kein gewaltiger Nordlandsrecke, groß gezogen in wildem Kampfspiel, im Ringen mit See und Welle, wie wir sie uns manchmal denken, — ein stiller Theologe nur, der von der Welt und von seiner Heimat

noch nichts kannte, als den Weg aus dem Wittwenstübchen seiner Mutter in die Schule, aus der Schule in's Seminar; er hätte kaum recht Zeit gehabt, sich seiner Jugend bewußt zu werden, der stille Erwin, wenn ihm nicht die Jugend entgegengetreten wäre leibhaftig in seinem Freunde Harald Berg, einem Bauernsohn aus Gudbrandsdalen.

Sie schienen einander gar nicht gleich, weder äußerlich noch innerlich, die beiden, die der Zufall, wenn man so will, näher zusammengeführt; aber sie hatten einander gern, wie zum großen Heile der Menschheit und der Einzelnen gerade Ungleichartiges sich oft zusammenfindet und ergänzt, — es würde ja erstaunlich langweilig auf Erden, wenn immer nur vollkommen gleichgestimmte Wesen paarweise zusammengingen, wie die hölzernen Thierlein aus der Arche Noah. Harald war ein kräftiger, gewaltiger Bursch vom alten Schlag, der heutzutage auch im Norden seltener wird; er studierte zunächst nicht „um etwas zu werden"; wenn er hätte „etwas werden" dürfen, so wär's am liebsten ein Seemann gewesen, um recht weit in die Welt hinaus zu kommen; aber er war bestimmt, als einziger Sohn seines Vaters Hof zu übernehmen und wollte nur zuvor noch einen Zug aus dem Becher des Wissens und des Lebens thun, ehe er einzog in sein kleines Königreich.

Erwin Moorstad, von feinerer Gestalt und ernsterem Sinne, der konnte von dem kecken Harald sagen: „denn er steht neben mir wie meine Jugend;" es wehte ihn ganz frisch an wie Bergwind, wenn der kräftige Bursch, der in den Hörsälen sich gerade nie so recht daheim

fühlte, in seine Stube eintrat, auch wenn er ihm Hefte und Bücher etwas durcheinander warf und ihn mitten aus den tiefsten philosophischen oder theologischen Studien abrief hinaus an den Hafen, auf den Festungsberg, überall hin, nur fort aus dem „Studierloch", aus den geradlinigen Straßen der Stadt, so eigenthümlich in einem Lande, wo gar nichts sonst geradlinig ist.

Nie aber war Harald so hochwillkommen gewesen, als am Beginn der Sommerferien, wo er kam, Erwin einzuladen zu einem Besuch in Gudbrandsdalen auf seines Vaters Hof.

Das war eine Herrlichkeit, wenn aus dem endlos scheinenden Nebel der goldene Morgen sich löste, da hinein zu wandern in das Land, arm an Früchten, an Waizen und Korn, an allem, was sich sammeln läßt in die Scheunen, und doch so reich an wunderbarem, verborgenem Reiz in seinen Wasserfällen und Seen, den undurchdringlich dichten Tannenwäldern und den märchenhaft gestalteten Bergen darüber, gekrönt mit ewigem Eis und Schnee, umgürtet mit Nebel und Wolken.

Die Sommerglut ist heiß auf ihrem kurzen Besuch im nordischen Lande, und recht müd und erschöpft langten die Freunde nach mehrtägiger Wanderung auf dem Hofe des Vaters Berg an.

Ein königliches Gehöfte, wie es im herrlichen Grün seiner reichen Waiden so da lag, am Fuß der Berge ein stattliches, weit ausgedehntes Haus, an dessen schirmender Mauer sogar Fruchtbäume wuchsen; ja auch ein Garten mit Blumen, wie man sie im Norden nicht gesucht hätte, war da. Mit Freuden begrüßte Vater

Berg, ein schöner, kräftiger Mann, seinen jungen Burschen und den Freund; mit stiller Herzlichkeit Ete, die Hausfrau; mit freudigem Erröthen die schönste Blume des Gartens, Ilga, Harald's liebliche Schwester, das einzige Töchterlein vom Hause.

Einmal hatte Erwin Moorstad sie gesehen bei dem Freunde in der Stadt, wo sie einen kurzen Besuch gemacht. Schön und lieblich über alles war sie ihm damals schon erschienen und um ihretwillen zumeist hatte Harald's Einladung ihm so lockend geklungen. Er hatte allerlei verwegene Gedanken gehegt seit jenem ersten und einzigen Begegnen. Hatte er doch nahezu seine Studien beendet mit Glanz und Glück, wie er hoffte, und dem schüchternen Bauernkinde würde es wohl eine Ehre sein, wenn dereinst ein würdiger Pfarrherr um sie werben werde.

Anders aber war es, als er das dort so stille Kind wieder sah auf ihrem heimischen Boden. Gleich einer der alten nordischen Königstöchter erschien ihm hier die blonde Ilga, wie sie waltete, geschäftig helfend und dienend der guten Mutter, die geräuschlos im Innern des Hauses alles lenkte mit klugem Wort; wie sie aber doch als Herrscherin geehrt war unter Knechten und Mägden, welche mit besonderem Stolze auf ihres Herrn Tochter blickten, die auf ihrem Hofe erblüht war in der klaren, lauteren Schönheit, die eine gar seltene Blume ist unter allen Himmelsstrichen, die aber, wo sie sich rein bewahrt, eine Hoheit in sich trägt, mächtiger als alle Sehnsucht oder Begierde, die sie erregen könnte.

* * *

Vater Berg hatte den Freund seines Sohnes gastlich und herzlich empfangen, besonders freundlich und gesprächig zeigte sich aber die sonst so stille Mutter gegen ihn; er war bald daheim im Hause, und doch war alles so eigenthümlich, so ganz anders, als er es gewöhnt war.

Es dünkte ihm, er sei zurückversetzt in lang verschollene Tage, als er in der großen Stube, fast so weit, wenn auch nicht eben so hoch wie eine alte Königshalle, oben auf erhöhtem Platze mit der Familie am Ehrentische saß, während das Gesinde hereinströmte und unten sich um die lange Tafel reihte nach ehrerbietigem Gruße.

Was waren das für vermessene Gedanken gewesen, wenn er gemeint, der stattliche Hofherr werde ihm, dem armen Theologen, sein schönes Kind aufbewahren, bis er daran denken könne, sie einzuführen in ein bescheidenes Pfarrhaus!

Und als andern Tags der Freund mit innerlichem Stolz und Vergnügen ihn herumführte in den behaglichen Räumen; ihm das blinkende Geräthe zeigte; die Kasten und Truhen von alter, kunstvoll geschnitzter Holzarbeit, angefüllt mit bauschigen Betten und glänzendem Linnenzeug: wenn er das alles verglich mit der schlichten Pfarrwohnung seiner Eltern, soweit er sie sich noch denken konnte, dem Wohnzimmer mit hartem Kanapee, mit des Vaters Stube, deren einzige Ausstattung ein paar Bücherreihen gewesen, — ach, da sank Muth und Hoffnung darnieder; — wie konnte er wagen, dem königlichen Bauernkind solch demüthiges Los zu bieten!

Das ließ er sich aber indessen nicht anfechten; er ließ sein Herz aufgehen im Sonnenlichte dieser jungen Schönheit, in der offenen Zutraulichkeit des Hofherrn und der herzlichen Güte der stillen Hausfrau. Frau Ete freute sich ganz besonders, daß ein Theologe der Freund ihres Harald war; sie hatte ihn gar nicht ohne Sorge unter „die leichtsinnigen Studenten" entlassen und nie begriffen, wozu das Studieren in Christiania dem künftigen Hofbesitzer nützen solle; daß nun ein einstiger Pfarrherr so gute Freundschaft mit ihm geschlossen, das galt ihr als Bürgschaft, daß ihr Harald doch brav geblieben sei.

Merkwürdigkeiten hatte Gudbrandsdalen nicht viele aufzuweisen, dem Stadtkinde aber war alles interessant und alles neu: das prächtige Vieh auf den reichen Waiden, die geheimnißvollen Thaleinschnitte zwischen den waldigen Höhen und wieder und wieder der Aufblick zu den wunderbaren Bergen, die er so nahe noch nie gesehen!

In die alte Kirche des nahen Dorfes führte Vater Berg mit Ilga den Gast selbst und zeigte ihm die Grabschriften, die ausgehauenen Bilder von längst verschollenen Männern und Frauen in uralter Tracht, die allda einer fröhlichen Urständ harrten.

Von da ging's hinaus auf den Gottesacker, der rings die Kirche umgab; besonders in Ehren gehalten waren die Gräber von Seeleuten, die, aus der Ferne heimgekehrt, hier ihre Ruhe gefunden.

„Und wer ist da begraben?" fragte Moorstad und deutete auf einen Platz in der Ecke, der zur Ab=

sonderung von den anderen Gräbern mit einem niedrigen, schwarzen Zaun umgeben war.

„Selbstmörder!“ sagte leise mit geheimem Grauen die Jungfrau.

„Nun, die sollen da liegen,“ fiel, fast wie beleidigt, der Todtengräber ein, der sich auf seinem Revier ihnen angeschlossen hatte, „gibt aber keine bei uns; unsere Leute haben ihr Leben nicht wegzuwerfen; an diesem Platz ist in viel Jahren niemand begraben worden; was da herum liegt, das sind lauter ehrliche Gräber.“

„Ein Kreuz aber ist ja doch hier; also muß auch ein Grab da sein,“ sagte Moorstad und deutete auf den einzigen Hügel mit einem Kreuz ohne Namen, der hinter der Umzäunung zu sehen war. Es blühten da keine Blumen, aber der Rasen war schön gehalten und es lagen einige welke Kränze darauf.

„Ja, das ist ein Grab und in dem Grab liegt eine, die sich selbst den Tod gegeben,“ sagte Berg. Sein Gesicht hatte sich umdüstert, und auch Ilga sah ernst und trübe darein, so daß der junge Theologe nicht wagte, weiter zu fragen, und gar stille wandelten die drei mit einander nach Hause. Die Merkwürdigkeiten des Dorfes waren nun so ziemlich alle besehen.

* * *

Nicht zu lange blieb der traurige Eindruck von dem einsamen Grabe; die Familie saß nachmittags im Garten unter dem schattigen Baum beim duftigen Kaffee, der ja ein willkommener Gast in allen Zonen

geworden ist, und Harald stimmte mit Moorstad, der einen prächtigen Baß hatte, schöne Studentenlieder an, in die nach einigem Zureden auch Ilga mit ihrer süßen Stimme einfiel.

Dem Theologen dünkte es noch immer wie ein Traum, daß es ihm plötzlich gar so wohl war auf der Welt. In den nächsten Tagen sollte es erst recht in die Berge hinein gehen, und wunderbare Dinge versprach sich der junge Bücherwurm, der sich mit einemmale so leicht fühlte, wie ein Schmetterling.

Am Abend, wenn das Gesinde abgespeist hatte, da war's dann noch gemüthlicher in der Wohnstube beim Lampenlicht, wenn Ilga den Thee bereitete mit all' den Zuthaten, die der Bruder so allmählich daheim eingeführt hatte. Es fiel Moorstad auf, daß am dritten Abend nach seiner Ankunft ein leerer Sitz am Tische stand; doch war er schüchtern, zu fragen, ob ein Gast erwartet werde. Aber er mußte immer wieder nach dem leeren Stuhle blicken. Da,

„Siehe, mitten in der Freude,
Oeffnet eine Thüre sich,"

und herein trat, nicht „ein Weib im Büßerkleide", wie in der Ballade, aber ein großer, alter Mann mit schneeweißem Haar und Bart, der mit leichtem Neigen den Gast, mit kurzem Händedruck Vater Berg begrüßte und sich ohne weitere Umstände auf den leeren Stuhl setzte. „Mein Onkel, Birger Berg, Mühlebesitzer hier in der Nähe," stellte Harald den Gast seinem Freunde vor. Ilga bediente auch ihn freundlich wie die an=

dern, aber eine dunkle Wolke schien sich doch auf den kleinen Kreis gesenkt zu haben.

Birger antwortete kurz auf die wenigen Fragen über den Stand seiner Mühle; auf die Bemerkungen über Wind und Wetter, die man an ihn richtete; dann blieb er still, und Harald suchte vergeblich den fröhlichen Ton wieder anzustimmen. — früher als an den vorhergehenden Abenden trennte man sich zum Schlafengehen.

Es war eine helle Vollmondnacht; der klar beschienene Rasen lockte Moorstad hinaus; er war so seltsam aufgeregt, er konnte nicht schlafen gehen. „Kann ich noch ein wenig hier außen bleiben?“ fragte er Harald. „So lang du willst,“ sagte er; „wenn der Onkel hier ist, wird das Haus nicht geschlossen; ich meinestheils bin schläfrig; entlauf' uns aber nicht!“

Lange wandelte der Student auf und ab auf dem Rasen und sah hinauf zu den mächtigen Bergen, hinüber zu dem stattlichen weitgedehnten Hause, wo die Lichtlein im obern Stock eins um's andre verlöschten; eine dunkle Gestalt trat aus dem Schatten des Hauses vor, unwillkürlich zog er sich zurück; — es war der alte Mann, der, ohne ihn zu beachten, an ihm vorüberschritt, durch den Hofraum, hinaus in die Nacht.

Wer hätte gedacht, daß solch' behagliches, freundliches Haus, solch' gemüthliche, wohlhäbige Familie ein dunkles Geheimnis berge? Und etwas geheimnisvolles mußte es doch wohl sein mit dem alten Manne, der plötzlich kam, fast wie von den Bergen herabgeschneit und der in tiefer Nacht noch hinauswandelte, wo er doch offenbar nichts mehr zu thun und zu beschicken

hatte; alte Männer pflegen sonst keine Mondscheinspaziergänge zu machen.

Desto mehr aufgelegt war der junge dazu, er mußte noch ein bißchen hinaus; wohin, wußte er freilich nicht, zu weit wollte er sich nicht wagen in der unbekannten Gegend; so wandelte er denn dem Kirchhof zu. Unwillkürlich war ihm seit dem Erscheinen des alten Mannes wieder das einsame Grab eingefallen, das den ersten Schatten über den Sonnenschein dieser hellen Ferienzeit geworfen.

Leicht fand er den Eingang; die sonst geschlossene Thüre stand offen, die Kreuze und Kränze flimmerten im Mondschein, die Umzäunung an der Mauer mit dem einsamen Grab lag im Schatten.

Er wollte näher treten; er beredete sich, daß er nicht den mindesten Schauder empfinde auf einem Kirchhof bei Nacht, da — es war nicht Täuschung — da erhob sich langsam eine dunkle Gestalt, die zusammengebückt an dem Kreuze gesessen war — Moorstad besann sich nicht mehr, ob er sich fürchte oder nicht; seine erste Regung war ein namenloses Grauen, das sich nicht ganz verlor, selbst als er sah, daß es kein Geist war, der da an ihm vorüberschritt, sondern Birger Berg, — sein bleiches Gesicht erschien noch blasser denn zuvor, indem er langsam dem Hofe zuschritt.

Auch dem Studenten war die Lust zum Mondscheinwandeln vergangen, — was hatte doch der alte Mann an dem einsamen Grabe zu thun? Moorstad war froh, die Hausthüre noch offen zu finden, recht froh in seinem Stübchen oben neben dem Harald's sich geborgen zu

wissen; er hätte gar nicht geglaubt, daß er unter diesem Dach in einsamer Stunde an etwas anderes denken könne, als an die holdselige Ilga, und doch war es der alte Birger und das einsame Grab, die ihn wach hielten noch lange, lange in die Nacht hinein.

* * *

Der Morgen war so schön, wie nur ein Sommermorgen sein kann; auf Harald's Anordnung war das Frühstück wieder im Garten unter dem schattigen Eibenbaum aufgetragen und Ilga erschien dem Kandidaten mit jedem neuen Morgen womöglich noch schöner als Tags zuvor. Er selbst aber sah etwas verstört darein; er fühlte sich heimlich erleichtert, als er hörte, daß Onkel Birger im Haus gefrühstückt habe und bereits fortgegangen sei; — er kam sich wie schuldig vor gegenüber dem alten Manne, dessen Besuch an dem einsamen Grabe er belauscht hatte.

„Ihr habt nicht gut geschlafen?“ fragte der Hausvater, der nach dem Frühstück noch mit dem Gaste in den Gängen des Gartens herumwandelte. Ilga war mit der Mutter im Hause verschwunden, Harald hielt Rundschau unter den Rossen, und das war heute dem Gaste fast lieb; denn bei Vater Berg hatte er am ehesten den Muth, nach dem Geheimnis des einsamen Grabes zu fragen. So gestand er denn seine nächtliche Wanderung auf den Kirchhof und die Begegnung mit Birger. — „Und da möchten Sie gerne wissen, wie denn mein Bruder und das einsame Grab mit einander

zusammenhängen?" fragte Berg; „nun sehen Sie, das ist eine lange und betrübte Geschichte, ein Geheimnis aber ist's nicht, wissen's alle in der Umgegend, wenn auch niemand mehr davon redet. Wenn Sie wollen, so setzen wir uns da droben unter die Tannen und Sie sollen erfahren, wie es kam, daß das einsame Kreuz da draußen steht und daß mein Bruder Birger lange vor der Zeit zum alten Manne geworden ist.

„Sie würden's wohl kaum glauben, daß Birger nur wenige Jahre älter ist als ich, und ich sag' Ihnen, einen schöneren und stattlicheren Burschen als er gewesen, können Sie weit im Land nicht sehen, mein Harald ist noch nichts dagegen.

„Wie das so Sitte ist seit dreihundert Jahren und mehr auf unsrem Hof, sollte er, als der Aelteste, das Gut übernehmen und ich seiner Zeit mit einer Geldsumme abgefunden werden; ich konnte dann, wenn ich wollte, bei dem Bruder auf dem Hof bleiben, oder vielleicht durch Heirat mir ein ander Gut erwerben. Darüber hat's auch nie Neid oder Streit gegeben, und wir Brüder sind immer einträchtig beisammen gewesen.

„Unsere Mutter war früh gestorben, der Vater nicht mehr recht gesund, seit er einmal einen bösen Fall im Walde gethan hatte, und da war's denn gut, daß Birger sich bei Zeiten eine Braut erlesen hatte. Die stolzeste Bauerntochter wäre wohl gern mit ihm gegangen, einem schönen Burschen wie er war und dem Erben vom Hof, und es wollte uns zuerst fast gering

dünken, daß es die Tochter des Lensmans*) vom Dorf drüben war, die er erwählte.

„Doch, auf Reichthum brauchte er nicht zu sehen," meinte Vater Berg, mit einem wohlgefälligen Blick über Haus und Gut; „ein schöneres und braveres Mädchen als Marie Steen hätte er nicht finden können; sie hatte auch die Mutter verloren und sorgte für den Vater und für ihr kleines Schwesterlein Helga, die ihr Ein und Alles war, wie die getreueste Mutter.

„Die zwei, mein Bruder und die Marie, sind glückselig mit einander gewesen, noch ganz anders, als es hier zu Lande der Brauch ist, wenn man sich auch gern hat. Wissen Sie, bei uns, da sieht man doch zuerst beim Heiraten, ob sich alles auch ordentlich schickt mit Haus und Vermögen und Verwandtschaft, das Liebhaben kommt dann wohl bei rechtschaffenen Leuten von selber. — Den beiden mochte man's recht von Herzen gönnen und mein Vater hätte gern gesehen, wenn sie gleich Hochzeit gemacht hätten. Der Lensman aber, Mariens Vater, der war ein wunderlicher Kauz und hatte heimlich einen mächtigen Hochmuth. Daß seine Tochter auf den schönen Hof heiraten sollte, war ihm schon recht; aber er wollte nicht, daß sie sein Haus verlasse ohne eine anständige Aussteuer, und so wollte er die Heirat nicht gestatten, ehe er das Geld dazu von seiner Besoldung und seinem bißchen Zinsen zusammengekratzt habe. Ein dummer Hochmuth das!

---

*) Lensman, ein Beamter auf dem Lande, ähnlich unserem Schultheiß.

hier im Hause hätte sie Kisten und Kasten voll Leinwand getroffen und Geräthe genug.

„Das Mädchen, die von stillem und sanftem Wesen war, schickte sich d'rein, sparte und nähte so viel sie konnte. Der Starrkopf von Vater schob immer noch die Hochzeit hinaus, auch als unser Vater starb und Birger den Hof übernahm. Gut, dachten wir, daß doch wenigstens eine tüchtige Haushälterin da war: die schwarzaugige Randi, eine Wirthstochter aus der Gegend, die noch bei Vaters Lebzeiten, kurz vor Birger's Verlöbnis, eingetreten war. Sie hatte gerade nicht nöthig zu dienen, aber sie wollte, wie sie sagte, keinen Wirth heiraten und hatte darum den Dienst angenommen.

„Ein sauberes, stattliches Weibsbild war Randi, flink und resolut; Knechte und Mägde hatten gewaltigen Respekt vor ihr, weil sie die Augen allenthalben hatte und überall selbst mit angriff. Die Leute dachten und sagten oft: die würde am Ende besser auf den Hof passen als die sanftmüthige Marie; Birger aber meinte, der Marie thue man schon ihrer holdseligen Freundlichkeit zulieb, was bei Randi aus Furcht geschehe. Er stieg alle Morgen und alle Abend hinüber nach dem Dorf, um zu sehen, wie weit die leidige Aussteuer gediehen sei, und war glückselig, wenn an schönen Sonntagen Marie mit ihrem Vater herüberkam und einen Tag auf dem Hof zubrachte. Der alte Lensman schritt immer gar vornehm und steif einher, daß man denken sollte, er erweise uns eine ganz besondere Ehre, indem er geruhe, der Schwiegervater meines Bruders

zu werden. Marie, die war fröhlich wie ein Vögelein; sie kannte jedes Blümlein im Garten, machte sogar schon gute Freundschaft mit den Thieren auf dem Hofe, und das Gesinde freute sich heimlich, bis diese liebliche und freundliche Herrin an die Stelle der gewaltthätigen Randi treten werde.

„Die Randi war an solchen Tagen ganz charmant und freundlich, kochte die allerbesten Gerichte, gab der Marie allerlei gute Rathschläge und zeigte ihr, was Schönes und Gutes im Haus sei. Marie ließ sich gern von ihr berathen, sie wollte es doch einmal ihrem Birger auch so gut machen, wie er's jetzt hatte, und erkannte gar wohl Randi's Klugheit und Geschicklichkeit.

„Randi kam öfter hinüber zu Marien, um ihr beizustehen mit Rath und That; auch einmal, als der Steuereinnehmer in's Dorf kam und bei Steens wohnte, weil kein gutes Wirthshaus im Ort war.

„Der Steuereinnehmer Möwold bat vor seiner Abreise den Lensman, ob er nicht eine größere Geldsumme bei ihm sicher aufbewahren könnte bis zu seiner Rückkehr nach einigen Wochen. ‚Da ist ein ganz neuer Schrank zu meiner Tochter Aussteuer gefertigt,‘ sagte Steen und schloß ihm den schönen polirten Schrank auf; ‚Sie können den Schlüssel dazu mitnehmen und das Geld wieder holen nach Belieben.‘

„Das geschah denn und niemand dachte weiter daran. Marie lachte und sagte: ‚Das wird eine gute Vorbedeutung sein, daß mein Schrein schon mit Geld gefüllt wird, ehe er bei uns in Gebrauch kommt‘. Sie fuhr fort, zu schaffen und zu sorgen, und Birger ließ

schon die Stuben neu und schön herrichten, darein er hoffte, sie bald führen zu können, — das sollte aber anders kommen.

„Es war vielleicht zwei Wochen nach dem, da kam eine unserer Mägde, die Milch in's Dorf getragen, in hellem Schreck: ‚Da drunten beim Lensman, da ziehen die Gerichtsdiener ein! Der Steuerbeamte hat viel Geld bei ihm aufgehoben, heute ist er wiedergekommen, viel bälder, als man es geglaubt, hat den Schränk aufgeschlossen und — da ist nichts mehr d'rin! Der Lensman, der thut wie wüthend, er wisse nichts davon; nun aber sind die Gerichtsleute drunten zur Haussuchung.'

„‚Der armen Marie, der muß man beistehen bei dem Schreck!' rief Randi mitleidig, und war auch die erste auf dem Platze. Ich war wohl erschrocken; doch zweifelte ich nicht, es werde sich bald zeigen, daß die Hausbewohner drüben unschuldig seien. War mir fast lieb, daß Birger bei einem Pferdemarkt abwesend — und ihm so der Schreck erspart war; ich ging allein hinüber.

„Bei Steens drüben war die Haussuchung schon in vollem Gange; sogar der Landrichter war auf dem Platze, und der Lensman, bei dem ein Gendarm stand, sah zu mit verbissener Wuth, wie alle seine Schränke und Fächer, Kästen und Laden durchsucht wurden. ‚Ich werde eklatante Satisfaktion fordern,' sagte er knirschend zu mir, ‚eine solche Beleidigung für einen Ehrenmann!'

„‚Es hat sich nirgends eine Spur gefunden,' berichtete der Diener dem Gerichtsbeamten.

„‚Ist auch der Tochter Stube durchsucht? Das muß sogleich geschehen!‘ befahl dieser.

„Die arme Marie war ganz bleich und bestürzt dagesessen, mit dem Schwesterlein auf dem Schoß, das seine Arme um sie schlang und sein Köpfchen an sie drückte; nun stand sie auf, übergab das Kind einer Nachbarin, die unter den Gaffenden vor der Thür stand, — zu der Randi hatte die Kleine nie gehen wollen, so freundlich die gegen sie war, — und ging lautlos hinauf mit den Männern.

„Es erbarmte mich, wie wir eintraten in das reine, stille Mädchenstübchen, — alles so säuberlich in Ordnung, Blumen an dem Fenster, neben Mariens Lager das Bettchen der kleinen Helga, schneeweiß zugedeckt; — gut, daß Birger nicht da war, der wäre wohl wüthend dazwischen gefahren und es hätte nur mehr Aufsehen gegeben.

„Sie öffneten den Schrank, die Kästen; sie warfen all’ das feine, weiße Leinen, die Schürzen und Kragen heraus, die da so nett, so ordentlich beisammen lagen; es fand sich nichts, natürlich! dacht’ ich; — noch eine große Kiste stand da, — darin hatte Marie all’ ihr Brautlinnen gesammelt, zierlich in kleinen Bündeln zusammengebunden mit rosenrothen Bändchen; sie zuckte zusammen, da sie auch diese aufmachten, als wollte sie es verhindern; Randi, die sie begleitet hatte, hielt sie sanft zurück, der Gerichtsbeamte sah sie scharf darauf an.

„Fast schien’s, als ob es die Burschen erbarme, wie da alles so gar zierlich geordnet lag; sie nahmen es sorgfältiger heraus und legten es sachte bei

Seite. Da — sieh', unten, ganz unten im Boden der Truhe, da lag ein Geldpaket. ‚Das ist's!' rief der Steuereinnehmer und fuhr darauf los wie ein Geier, ‚das ist's! es ist noch Siegel und Signatur daran, gerade wie Herr Möwold es angegeben,' bestätigte der Landrichter; ‚da ist kein Zweifel!'

„Das war ein Todesschreck für mich, für alle, die dabei zugesehen; das konnte ja nicht sein!

„Marie war todtenbleich zusammengesunken und konnte nicht reden, sie wollten sie gleich in Haft nehmen; da trat aber Randi, die sorgsam um sie bemüht war, dazwischen, so entschieden und besonnen, wie keiner von uns Männern. ‚Sie sehen ja, wie elend das arme Mädchen ist; schuldig oder nichtschuldig, die entläuft Ihnen nicht! Herr Berg hier wird gewiß Bürgschaft leisten, daß sie sicher vor Gericht erscheint; ich will mich ihrer indeß annehmen.'

„Die Bürgschaft wurde angenommen, eine Wache vor die Thür gestellt; Marie sollte mit niemand verkehren vor dem Verhör, nur Randi ließ man bei ihr, die sie pflegte wie eine Mutter.

„Was soll ich lang verweilen bei all' dem Schreck und Jammer? Mein Bruder, als er heimkam, der war wüthend über den Verdacht; wüthend, daß er nicht zu seiner Marie durfte, sie zu trösten, zu beruhigen, — aber keinen Augenblick im Zweifel, daß ihre Unschuld siegreich an den Tag kommen müsse.

„Nach einigen Tagen, sobald der Doktor erklärt hatte, daß Marie Steen im Stande sei, auszugehen, ward das Verhör angestellt. Ihr Vater war zugegen,

auch ich mit Birger, der sich nicht zurückhalten ließ. — Ich habe noch nie gesehen, daß ein paar Tage einen Menschen so verwandelt hätten, wie hier das fröhliche, blühende Mädchen in dies todtenbleiche Geschöpf, das still, ohne die Augen zu erheben, hereintrat und sich auf den Stuhl setzte, den ein mitleidiger Gerichtsdiener ihr bot. Birger, da er nicht zu ihr hineilen durfte, suchte sie durch seine Blicke zu ermuthigen. Marie schaute nicht ein einzigmal auf.

„‚Jungfrau Marie Steen,‘ begann der Landrichter, — nicht hart oder rauh, er hatte selbst Mitleid und glaubte noch nicht an ihre Schuld, — ‚das Geldpaket, das Herr Steuereinnehmer Möwold mit Wissen Ihres Vaters in dessen neuen Schrank geschlossen und das dieser bei seiner Rückkehr vermißte, ist in Eurer Stube, in der Truhe, die Eure Effekten enthält, gefunden worden. Wie könnt Ihr uns dies erklären?‘

„Man hörte den Athem gehen im Gerichtszimmer, so still war es, als Marie unbewegt mit ganz klangloser Stimme sagte: ‚Ich habe es entwendet und in der Truhe versteckt.‘

„‚Was konnte Euch, eine seither unbescholtene Jungfrau, die Braut eines reichen Mannes, zu solchem Vergehen bewegen?‘ fragte der Richter, der selbst kaum seinen Ohren traute.

„‚Ich wollte es haben, um meine Ausstattung schneller ergänzen zu können, damit unsere Hochzeit nicht länger verzögert werde,‘ sagte sie, noch leiser als zuvor, doch ohne Wanken und mit vernehmlichen Lauten.

„‚Aber Ihr mußtet ja Entdeckung des Diebstahls

fürchten bei der Rückkehr des Herrn Steuereinnehmers!‘ — Man sah, daß der Landrichter noch jetzt nicht vollkommen an ihre Schuld glaubte.

„‚Wir erwarteten ihn nicht so bald zurück,‘ antwortete sie mit derselben tonlosen Stimme, ‚ich dachte, ehe er käme, die Fenster einzuschlagen und den Schrank zu beschädigen, damit man an Einbruch glaube.‘

„Da war nichts mehr zu machen. Sie lieferte noch einen alten Schlüssel aus, der wirklich den neuen Schrank öffnete; es war kein Zweifel mehr. Bei gesunden Sinnen war sie auch, obgleich sie nach dem Verhör wieder ohnmächtig wurde und wohl nichts mehr hörte von dem Wuthausbruch ihres Vaters, der gewaltsam abgeführt werden mußte, weil er auf sie losstürzen und sie verfluchen wollte. Birger war wie vom Donner gerührt und ließ sich willenlos von mir fortführen.

„Marie blieb bei ihrem Geständnis, sie wurde verurtheilt und in die Strafanstalt abgeführt. Der Landrichter hatte noch sein Mögliches gethan, die Strafe zu mildern; es waren aber kaum Milderungsgründe da, weil es noch dazu Diebstahl an anvertrautem Gute war.

„Gott behüte Sie davor, junger Herr, daß Sie eine Zeit des Jammers erleben müssen, wie wir damals!“

Vater Berg fuhr nach längerem Schweigen fort:

„Lensman Steen, der stolze Mann, war ganz niedergeschmettert; er wollte niemand mehr sprechen, niemand sehen, am wenigsten seine unglückliche Toch-

ter, die es vor ihrer Abführung noch sehnlich gewünscht hatte. Er verkaufte alles und zog fort mit der kleinen Helga — nach Rußland? — nach Amerika? — niemand hat erfahren wohin! Von einem Grenzorte kam später der Bericht, daß das Kind an einer Erkältungskrankheit gestorben sei; vom Vater hat man nichts mehr gehört.

„Was mein Bruder im Stillen gelitten in diesen Tagen, das kann wohl kein Mensch sagen und beschreiben, und kein Menschenauge hat ihn mehr fröhlich gesehen seit dem Morgen, wo ich ihn, einen gebrochenen Mann, die Treppe des Gerichtshauses heruntergeführt. Für den Hof war's ein Glück, daß Randi auf dem Platz war; denn auch ich habe lange gebraucht, bis ich wieder Kraft und Lust finden konnte, zu arbeiten und zum Rechten zu sehen. Randi aber, die schaffte und sorgte und ordnete und hütete für Zwei und bediente den Bruder so sorgsam, wie sie der armen Marie beigestanden war, bis zur Stunde, wo sie fortgebracht wurde. — Es meinten wohl manche, Birger werde sich trösten und werde die tüchtige Person zur Herrin des Hofes machen, — er dachte daran nicht; er bat mich, den Hof zu übernehmen und ihm die Sägemühle zu überlassen drüben am Waldbach; da hat er fortan mit ein paar Knechten allein gehaust.

„Ich habe mich eine gute Weile besonnen, bis ich dazu kam, eine Hausfrau heimzuführen auf unsern Hof, wo es nun gar still und öde war. Ete, meine liebe Frau, hatte ich von Kind auf gekannt, jedoch eigentlich nie daran gedacht, sie zu heiraten; nun haben mir aber

in dieser traurigen Zeit die stillen Augen, mit denen sie mich so mitleidig ansah, ihr ganzes ruhiges Wesen im Herzen wohlgethan; ich fühlte, daß sie die rechte Hausfrau für mich war.

„Es war mir eine Erleichterung, daß Randi, die in den letzten Wochen, seit Birger fortgezogen, gar unwirsch im Haus herumgefahren war, um diese Zeit sich doch entschlossen hatte, einen Wirth zu heiraten und in eine entfernte Gemeinde zog.

„Mir nun ist es gut gegangen und es war mir wohl auf meinem schönen Hof und bei meinem braven Weibe. Wir hatten zwar zu Anfang uns nicht so sichtbarlich lieb gehabt, wie Birger und die arme Marie, aber sie ist mir theurer geworden mit jedem Tag; nur der traurige Bruder hat einen Schatten auf unser Glück geworfen. Gesehen haben wir ihn freilich nicht oft; er hat mir da und dort etwas geholfen, ist aber immer wieder zurückgegangen auf seine stille Sägemühle.

„Das wurde nicht besser, als die arme Marie aus der Strafanstalt zurückkam. Sie wurde hieher gebracht, weil sie auf Gottes Erde keine Heimat mehr hatte, da ihr Vater verschollen war. Sie miethete sich ein bei einer Wittwe ganz oben im Dorfe, erhielt sich mit Näharbeit und kam nie unter die Leute. Zu Gesicht bekommen habe ich sie nicht; ich hörte aber, sie sehe aus wie ein Schatten und wandle herum wie im Traume.

„Nun ist's eine eigene Sache, Herr, mit dem, was die Leute Ehre nennen. Es gibt allerlei Vergehen, die das Gesetz bestraft und die ein Mann doch vielleicht einem Mädchen verzeihen kann, das er lieb hat, auch

wenn sie eine entlassene Strafgefangene ist; auf unsern Hof natürlich hätte sie Birger nie als Hausfrau führen, doch hätte er ja mit ihr fortziehen können nach Umständen; aber — eine Diebin, Sie verstehen es wohl und ich habe es auch verstanden, die konnte er nicht mehr heimführen, obgleich er, seit sie da war, nicht Rast, nicht Ruhe mehr hatte; immer herumwandelte, wie er nie zuvor gethan, und doch wieder weit auswich, wenn er dem Häuslein nahe kam, wo die Wittwe wohnte.

„Meine Frau, die meinte wohl, man sollte sich des armen Mädchens annehmen, sie wolle einmal hinauf und mit ihr reden; ich aber sagte (es reut mich mein Lebenlang, daß ich's gethan): ‚Laß das gehen. Zu uns aufnehmen können wir sie ja doch nicht; da macht es sie nur noch trauriger, wenn wir Verkehr mit ihr anknüpfen; wir wollen sorgen, daß sie nicht Noth leide, aber Gemeinschaft können wir hinfort nicht mit ihr haben.‘ So trug denn Ete zu Zeiten abends etwas hinauf: Mehl, Butter oder Milch und stellte es auf's Bänklein vor das Haus der Wittwe. Oftmals ist sie auf solchen Gängen dem Bruder Birger begegnet, der auch etwas dahin getragen hatte; — er that's aber nur bei Nacht und schlich immer an ihr vorüber, ohne sie zu grüßen.

„Das mußte ja wohl ein gar trauriges Leben sein für das arme Mädchen, so einsam, so gemieden von allen alten Freunden! Wir ließen ihr durch die Wittwe Mittel anbieten, an einen andern Ort zu gehen, wo sie fremd und ihre Schuld nicht bekannt gewesen wäre; ein geschicktes Mädchen, wie sie war, hätte sie sich ja schon

forthelfen können; aber sie war innerlich krank und müde, gebrochen an Leib und Seele und zu keinem Entschluß mehr fähig, als zu dem allertraurigsten.

„Ein Jahr vielleicht nach Mariens Rückkehr wurde uns unser Harald geboren und in all' der Freude und Mühe, die das Kindlein brachte, dachte man nicht mehr so viel an das arme Mädchen, das man ja nie mit Augen sah. Da, — es war zur Zeit des Johannistages, da gab's ein groß Zusammenlaufen im Dorfe; — man hatte unweit der Sägemühle die Leiche der Marie Steen aus dem Wasser gezogen.

„Auf Birger's Schwelle hatte sie zuvor noch einen Brief niedergelegt, Birger hat mir ihn mitgetheilt; — wir Brüder haben nichts vor einander verborgen, wenn wir auch gerade nie viel Worte machten; — ich habe den Brief so oft gelesen, weil wir immer darüber nachdenken mußten, — ich werde ihn fast auswendig wissen.

„‚Lieber Birger,' so hat's etwa geheißen, ‚noch ein einzig mal im Leben darf ich zu dir reden und darf dir sagen, daß ich doch unschuldig bin. So lange ich lebte, wollte ich es nicht aussprechen; ich kann nichts beweisen und darf nicht alles sagen, da hättest du mir am Ende doch nicht geglaubt; und von der ersten Stunde an, wo sie mich hingeführt unter den Auswurf der Menschen, da habe ich gefühlt, daß ich nie und nimmermehr die Deine werden kann, — warum sollte ich noch andere anklagen? Jetzt, wo ich mich ganz dahingeben muß an die Barmherzigkeit des Herrn, jetzt wirst du mir's doch glauben. Ich bin so unaussprechlich müde,

ich kann nichts mehr thun und nichts mehr denken, nur ruhen möchte ich, ruhen und schlafen und beim Herrn das Erbarmen suchen, das ich bei Menschen nicht gefunden. Denke du meiner in Liebe und Mitleid und bete an meinem Grabe, nur einmal im Jahre, in der Johannisnacht. — In der Johannisnacht haben wir uns einst das Wort der Liebe und Treue gegeben, die Johannisnacht soll mich zur Ruhe bringen. Bis in den Tod deine Marie.'

„Was diese traurigen Worte sagen sollten, warum sie sich selber der Schuld angeklagt, die sie in solches Elend brachte, wenn sie doch unschuldig war? — das konnten wir nicht ergründen und nicht erfahren.

„Marie wurde begraben dort oben auf dem abgelegenen Plätzchen, und Birger selbst baute ihren Hügel auf mit grünem Rasen; er weilte oft und viel dort und ich dachte, er könne nun nicht mehr betrübter werden und werde allmählich Ruhe finden im Gedanken, daß das arme Geschöpf zur Ruhe gekommen, — aber es sollte noch trauriger kommen.

„Es war etwa zwei Jahre nach Mariens Tode, als einmal ein reitender Bote kam von dem Kirchdorf her, wohin Randi gezogen war. Er brachte eine schauerliche Kunde: sie habe lange schwer krank gelegen und Tag und Nacht leiblich und geistig keine Ruhe gefunden und endlich sei sie gestorben nach hartem Kampf; als sie aber schon in der Leichenkammer gelegen, habe man sie am andern Morgen gefunden umgewendet mit offenen Augen; sie sei wieder zum Leben gebracht worden und nun verlange sie nach meinem Bruder; sie

könne nicht leben und nicht sterben, bevor sie ihm nicht ein Geständnis gemacht. Ich ging hin mit Birger.

„Das war nun eine grausige Beichte. Sie offenbarte ihm, wie sie in Liebe zu ihm entbrannt gewesen, seit sie ihn als jungen Knaben zuerst gesehen in ihres Vaters Hause, wo er mit ihr gescherzt und gelacht hatte, nach junger Burschen Weise, ohne dabei an etwas zu denken. Sie hatte ihn lieber gehabt als ihr Leben und als die ganze Welt, lieber als Gott und ihr Seelenheil, und all' ihr Dichten und Trachten war einzig darauf gestanden, wie sie ihn noch zu eigen gewinnen könne.

„Sobald der Mensch verlernt hat zu sagen und zu denken: ‚Wie Gott will,' und seinen eigenen Willen allein dafür an die Stelle setzt, sobald gibt er sich, oft ohne es zu wissen, dahin an eine dunkle Macht; ich denke, das ist auch der Sinn der alten Geschichten, wo Leute ihre Seelen dem Teufel verkaufen, um ihres Herzens Wunsch zu erlangen und am Ende doch betrogen sind.

„Ein böser Geist war es auch, sei er nun aus der Tiefe aufgestiegen, oder aus ihrem eigenen schlimmen, leidenschaftlichen Herzen, der es der Randi eingegeben, das Geld, von dem sie wußte, heimlich aus dem Schrank zu nehmen und es in Mariens Truhe zu verstecken. Sie war gar eine listige Person, aller Ränke voll und hatte, so oft sie unvermerkt in's Haus kommen konnte, allerlei Schlüssel probiert, bis sie einen gefunden, der den Schrank öffnete.

„Weil sie sich aber wohl gesagt, daß man die unbescholtene Jungfrau nicht verurtheilen werde, wenn

sie ihre Unschuld betheuere, so hat sie noch ihre letzte und böseste List ausgesonnen. Sie schrieb ihr einen Brief im Namen des alten Pastor Ringwoldt, der ein langjähriger Freund ihres Vaters war, so ähnlich mit dessen Handschrift, daß das arglose Mädchen, die auch schon ganz betäubt war von der Anklage und dem Fund in ihrer Truhe, gar nicht an der Echtheit desselben zweifelte; darin schrieb sie an Marie, daß ihr Vater der Schuldige sei; er habe das Geld entwendet nur ihr zuliebe, um sie baldigst ausstatten zu können, in der Hoffnung, es wieder zu ersetzen, noch ehe der Steuerbeamte zurückkehre; daß er nun um Gottes willen und um ihres Schwesterleins willen sie bitte, sie solle zunächst die Schuld auf sich nehmen; er könnte die Schmach nicht überleben und würde sich selbst den Tod geben. Wenn sie für den Augenblick sich schuldig bekenne, so wolle er alles thun, um im Auslande eine Existenz für sich und seine Kinder zu erwerben und dann wolle er auch ihre Unschuld offenbaren, so daß Birger, wenn er je an ihr Verbrechen geglaubt, sicherlich sich wieder zu ihr wenden werde. Was die Randi alles noch gesagt, um das arglose Herz zu bereden zu solch' ungeheurem Opfer, das weiß ich nicht genau; denn der Brief war nicht mehr zu finden; hätte das arme Kind sich auch nur einem einzigen Freunde entdeckt! Doch, sie war ja bewacht und durfte niemand sprechen, ehe sie in's Verhör kam; — so hatte sie die Kraft, das Opfer zu bringen; vielleicht mehr noch um des Schwesterleins, als um des Vaters willen, aber nicht die Kraft, die Folgen zu tragen.

„In der Strafzeit, während der sie wohl immer noch auf Befreiung hoffte, drang keine Stimme zu ihr; als sie wiederkam, war der Vater verschollen, der alte Pfarrer Ringwoldt gestorben, — wie es weiter gekommen, das wissen Sie.

„Als die unglückselige Randi, deren Aussehen ein ganz schreckliches war, wieder und wieder mit ihrer hohlen Grabesstimme meinen Bruder um seine Verzeihung anflehte, weil sie sonst nicht sterben könne, da sagte er endlich mit einem Tone, der auch klang, als ob er aus einem Grabe komme: ‚Ich selbst habe Verzeihung nöthig, daß ich glauben konnte an die Schuld einer Unschuldigen, daß ich sie verlassen habe und sie verkommen ließ in ihrer Noth; — Gott möge dir vergeben!‘ Er wandte sich von ihr und wenige Stunden darauf ist sie verschieden. Meines Bruders Haar aber ist schneeweiß geworden in jener einzigen Nacht.

„Die Sache wurde bekannt. Allüberall in der Gegend waren die Leute voll Mitleid für die arme Marie. Jetzt meinten sie, man hätte wohl wissen können, daß sie unschuldig sei; man sprach davon, sie auszugraben und bei den anderen Todten zu beerdigen, ihr einen Denkstein zu setzen: — Birger wollte, daß sie in Ruhe liegen solle, wo man sie hingelegt; er hat sich sein eigen Grab schon bestellt neben dem ihren. Noch viel sorgfältiger als zuvor hat er nun dieses besorgt und schön grün erhalten; alle Jahre in der Johannisnacht kommt er herüber und legt einen frischen Kranz darauf.

„Sehen Sie, das ist die Geschichte von dem ein=

samen Grabe. Es sind nun mehr denn zwanzig Jahre darüber hingegangen; — ich habe Glück und Gedeihen gehabt in Haus und Hof und Freude an meinen Kindern. Aber wie ein dunkler Schatten fällt immer wieder der stumme Gram des Bruders in all' unsere frohen Tage herein. Er ist anfangs öfter bei dem neuen Pastor gewesen, der nach dem alten Ringwoldt gekommen; der hat ihm das Herz noch besonders schwer gemacht mit dem Gedanken, daß die arme Marie auf ewig verloren sei um dieser Schuld willen, die sie nicht mehr sühnen könne. Das drückt ihn nun auf der Seele wie zweifache Todesschuld, und ich lebe immer in der stillen Sorge, er könnte noch einmal selbst seinen Tod suchen, um seiner Marie gleich zu werden hier und dort.

„Gott weiß, mein Liebstes sollte mir nicht zu gut sein für den, der diese schwere Last von des Bruders Seele nähme!" schloß Vater Berg mit einem tiefen Seufzer.

* * *

Er hatte dem Gast nur in Kürze die Geschichte des Grabes andeuten wollen, aber das Herz war ihm übergegangen bei der Erinnerung an den alten Jammer, über den er schon lange mit keiner Seele mehr gesprochen hatte. So war's weit über die gewöhnliche Mittagsstunde, als Frau Ete die beiden zu Tische rief, und es war fast unerhört, daß der Hausvater an solch' schönem Arbeitstag einen ganzen Morgen verplaudert hatte.

Fragen mochte niemand, zumal da beide so ernst dareinschauten; Ilga aber betrachtete nur so von der Seite verwundert und leicht erröthend den Gast, den der Vater einer so langen Unterredung werth gehalten hatte.

Onkel Birger war wieder fort. Moorstad sah nur auf einem der Ausflüge in die Gegend von fern die Sägemühle tief einsam, am Tannenhügel angelehnt, unter Gebüsch und Weiden, daran der Bach vorüberfloß, und er dachte, das sei die rechte Stätte für einen, der keine Freude mehr hat auf Erden und keine Hoffnung.

* * *

Wir können unser eigen Leid nicht immer so festhalten, wie wir oft gerne wollten; wie viel weniger fremdes! und das ist gut; denn wir könnten ja nicht mehr rüstig auf unserer Lebensbahn fort gehen, wenn wir all' die Last mit aufnehmen müßten, die wir an unseren Wegen liegen sehen.

So schwer und dunkel war zuerst die traurige Geschichte des einsamen Grabes auf Moorstad's Seele gelegen, daß er glaubte, nimmermehr fröhlich werden zu können, und fröhlich ist er doch noch geworden in den sonnigen, prächtigen Ferientagen auf Gudbrandsdalen.

Schön war es, mit Harald in den Wäldern herumzustreifen und Berge zu erklimmen; viel schöner noch waren die Wanderungen im Thal, daran Ilga theilnahm; wenn sie sich müde gegangen und müde ge-

plaudert, dann lagerten sie sich am grünen Rain, wo Ilga aus dem Körbchen, das der Gast ihr getragen, die Schätze auspackte, welche die Mutter ihr mitgegeben zum Schmaus. Es war sonst gar nicht Sitte auf Gudbrandsdalen, daß die Tochter des Hauses am hellen, lichten Werktag, wie Frau Ete sagte, herumzog mit fröhlichen Studenten; aber Bruder Harald hatte große Gewalt daheim, und so lange er in den Ferien war, durfte Ilga auch Feiertage genießen, — war sie doch morgens zuvor immer in der Küche doppelt fleißig gewesen, um den Gästen auch besondere Gerichte zu bereiten!

Ob die Eltern gar nicht an Gefahr dachten, wenn so in der goldenen, warmen Sommerszeit zwei junge Menschenkinder mit einander herumzogen? oder ob ihnen nicht möglich dünkte, daß so ein armer Kandidat die Augen erhebe zu ihrer einzigen Tochter, der die Wahl frei stand unter den Bauernfürsten des Landes, die vielleicht einmal wohl Frau Landrichterin werden konnte, wenn sie es wollte? Ich weiß es nicht, sie ließen wenigstens die jungen Leute ohne Sorge gewähren.

Gäste waren nichts ungewohntes auf dem Hofe, wenn auch nicht gerade Kandidaten der Theologie, sondern mehr reisende Handelsleute, Viehhändler oder auswärtige Hofbesitzer, die aber nicht viel romantische Ausflüge machten.

Dem Kandidaten ist die Bauerntochter allezeit erschienen, wie das blonde Königskind im Märchen, so hoch und so lieblich, und als die goldige Zeit vorüber war, als es galt, zurückzukehren aus dem Wunderlande in ein Leben der Arbeit und Entbehrung, da nahm er

Abschied, wie er dachte, von allem Glück und aller Seligkeit der Erde.

Onkel Birger sah er nicht mehr vor seiner Abreise, er wagte nicht, ihn aufzusuchen in seiner einsamen Mühle, — es war auch gar nicht der Brauch, den Onkel zu besuchen.

Ob Harald und Ilga, die ja erst nach der traurigen Geschichte aufgewachsen waren, sie auch erfahren hatten, das wußte Moorstad nicht einmal. So mochte er auf der Heimreise nicht mit Harald darüber reden; aber er mußte wieder lebendig dies schwere Geschick in seinem Herzen bewegen, und es war ihm unaussprechlich traurig zu Muthe, wenn er dachte, daß Birger mit seiner Marie einst so glücklich, ach, noch viel glücklicher dort auf den grünen Auen und auf den reichen Feldern gewandelt habe, als er und Ilga.

* * *

Nun, die Hoffnung bleibt den armen Menschenkindern, auch wenn sie meinen, daß nichts zu hoffen sei; denn „die Hoffnung, so man siehet, ist nicht Hoffnung,“ — und die Hoffnung war es doch vielleicht auch und nicht Wissenstrieb und Pflicht allein, was den armen Kandidaten zu so unerhörtem Fleiße anspornte, daß er seine Prüfung, früher als eigentlich Studierenden gestattet war, mit Glanz bestand, als der erste von allen Kandidaten. Er wollte seiner Ilga würdig werden, wenn er sie auch nicht zu eigen gewinnen konnte.

Seine Zeugnisse waren über all' sein kühnstes Erwarten und brachten unerhörtes Glück in seiner Mutter Kämmerlein. Da gerade Mangel an Geistlichen im Lande war, wurde ihm auch eine Pfarre zugesagt, ziemlich ferne von Gudbrandsdalen freilich, doch, wie man ihm berichtete, noch ehe er sie gesehen, freundlich gelegen mit einem schönen Pfarrhause, in einem der schmalen Thäler, unweit Christiansand.

Es war das zur Sommerszeit, ein Jahr nach seinem Besuch in Gudbrandsdalen; ehe er eintrat in Amt und Würden, wollte er, es gehe, wie es wolle, noch einmal dort einkehren und Ilga wiedersehen. Harald war diesmal nicht sein Gefährte, der wollte eine größere Reise südwärts machen; aber er ermuthigte ihn zu seinem Besuche und meinte, es sei ganz erfrischend für die Leute da droben, wenn auch wieder ein Gast komme als Stellvertreter für den Sohn.

Recht muthig zog denn der junge Pastor aus und konnte kaum glauben, daß auch damals schon der Weg so weit gewesen sei wie heute. Warum sollte er sich scheuen, noch einen Besuch zu machen in dem gastlichen Hause, wo man ihn sehr freundlich eingeladen hatte, wiederzukommen, als er voriges Jahr geschieden? Es war doch so natürlich, daß er ihnen mittheilte, wie sich sein Schicksal gestaltet! Sonst wollte er nichts dort, gar nichts, wenn es ihm auch wohl that im innersten Herzen, von Harald zu hören, daß Ilga bis jetzt keinen von den Werbern erhört habe, die sie der Heimat entführen wollten. „Meine Ilga, die gehört nach Gudbrandsdalen," sagte Harald, sei es nun im Ernst, oder

um den Freund zu necken; „wer weiß, ob ich jemals Lust habe, da droben zu hausen? dann kann sie ja einen Herrn einführen auf dem Hof.“

Je näher er den mächtigen Bergen kam, zu deren Füßen die Waiden und Felder von Gudbrandsdalen lagen, desto mehr schwand dem jungen Pastor die freudige Zuversicht, mit der er gedacht hatte sich einzuführen als wohlberechtigten, willkommenen Gast. Immer mehr schien es ihm unberufene Keckheit, wenn er allein, ohne den Freund, ohne besondere Einladung eintrete; „was wollen Sie eigentlich?“ konnte man ihn fragen, oder es doch denken. Ach, was er wollte, das wußte er nur allzu gut, aber, — wollten das die Eltern auf dem Hofe auch? Wollte es die Eine, die Rechte, die er wollte? Ilga war das erste, das einzige Mädchen, mit der er überhaupt Verkehr gehabt; sie hatte ihn wohl oft lieblich angesehen und freundliche Worte zu ihm gesprochen; aber wie konnte er wissen, ob er darauf eine Hoffnung bauen durfte? Er hatte unterschiedliche Romane gelesen, wozu er neben seinem Studium kaum Zeit gefunden, nur um über diesen wichtigen Punkt in's Klare zu kommen; aber auch in diesen waren die Symptome eines beginnenden Herzensbundes gar zu verschieden: einmal hatte das junge Paar sich zu Anfang glühend gehaßt und das hatte sich nachher herausgestellt als die lautere, glühende Liebe; ein andermal hatten sie sich schlechtweg geküßt, noch ehe die Sache im Reinen war, — so frech war er gar nicht, an das auch nur zu denken: — kurz, er hatte keinen so rechten Gradmesser für die Wärme eines Mädchen=

herzens gefunden, und er wollte auch sein Kleinod nicht erzwingen und nicht erschleichen.

Es wurde Nacht, ehe er auf seiner Wanderung Gudbrandsdalen erreichte, eine schöne, klare Sommernacht; er kam dem Hof nahe, er sah das Licht von ferne schimmern, — aber, — bei Nacht wagte er doch wieder nicht, unangekündigt einzutreten. Er wollte lieber drüben im Dorfe Quartier suchen, so schön, so lockend er sich auch die traute Stube im Hause denken mußte.

Er rastete eine Weile draußen an einem Rain; er sah hinauf zu den wunderbaren Berggipfeln; seine Müdigkeit war vergangen; er wollte noch eine Weile herumwandeln; es war so schön, sie nun nahe zu wissen.

Wie er nun in nächtlicher Stille an all' die schönen Tage seines Aufenthalts vom letzten Jahre dachte, da stand auch lebendiger denn seit lange das einsame Grab auf dem Kirchhof und der stille Onkel Birger vor seiner Seele; mit leisem Grauen und doch wieder mit wehmüthigem Verlangen zog es ihn dem Kirchhof zu, dessen Pforte stets offen stand.

Dort oben in der Ecke, da lag der Hügel mit dem schwarzen Kreuz, und da saß zusammengebückt, den Kopf an das Kreuz gelehnt, eine dunkle Gestalt. Was dieser stille Gast auf diesem Grabe zu bedeuten hatte, das wußte er wohl, — es war Onkel Birger, — es war ja Johannisnacht.

Birger sah den jungen Mann nicht, der, an die Mauer gelehnt, ihn mit tiefem Mitleid betrachtete und noch einmal all' das Leid überdachte und alle die schweren

Gedanken, welche die Seele des früh gealterten Mannes hier bedrückten fast ein halbes Menschenleben lang.

Er hörte, wie Birger halblaut, wie im Traume vor sich hinmurmelte: „Ich wollt' ja gerne zu dir kommen, Marie, wenn ich nur wüßte, daß ich bei dir sein und dir sagen dürfte, wie ich um dich getrauert habe!“

„Unser Grab wird der Herr öffnen zur rechten Stunde,“ sagte fast unwillkürlich Moorstad, etwas vortretend; die Befürchtung, die Vater Berg gegen ihn ausgesprochen, war ihm zu Sinne gekommen.

„Wer bist denn du?“ fragte Birger, unwillig das Haupt erhebend, „daß du meine einsame Stunde störst an dem Grabe, das mir zugehört?“

„Ich will ein Leid nicht stören, das ich theile aus tiefster Seele; ich möchte gerne Trost dafür bringen und Ruhe, wenn es in meiner Macht stünde.“

„Da müßtest du ein Seher sein oder ein Prophet, wenn du das vermöchtest,“ sagte Birger düster und ließ das Haupt wieder sinken.

„Ein Prophet und ein Seher bin ich nicht,“ sagte der junge Mann ruhig; „aber ein Diener bin ich des allbarmherzigen Gottes, berufen, in seinem Namen bekümmerten Herzen Frieden zu bringen und Vergebung.“

„Auch für die Sünde, die nicht bereut werden kann?“ fragte der Alte trübe, — „und kannst du mir sagen,“ fuhr er fort, und seine Stimme ward heftiger und gewaltiger, „kannst du mir sagen, der du ein Diener Gottes sein willst: wenn ein barmherziger und allmächtiger Gott im Himmel ist, warum hat er nicht

eingegriffen mit seiner Macht, eh' eine Unschuldige zu Grunde ging in Schmach und Elend, verkannt und verstoßen?“ Er hatte sich aufgerichtet und blickte wie in zürnendem Groll hinauf zu den Sternen, die so klar und unverrückt droben funkelten.

„Das kann ich nicht,“ erwiderte Morstad; „ich kann nicht in die Tiefen menschlicher Geschicke sehen, nicht in Gottes verborgenen Rath; aber ich weiß, daß er eine Ewigkeit vor sich hat, um zu klarem Ziele zu führen, was dunkel und verworren liegt vor unsern Augen. Wohl hätte die arme Marie bedenken mögen, daß die Pflicht der Wahrheit noch höher steht, als selbst die Kindespflicht; aber sie hat das furchtbare Opfer gebracht in reinem Willen, und da, wo unsere menschlichen Herzen bewegt werden von tiefem Mitleid, da wird die ewige Liebe, die um so viel höher und reicher ist, als die unserige, die Gedanken des Friedens über uns hat und nicht des Leides, sie nicht verlassen haben, ohne sich wieder ihrer zu erbarmen.“

„Aber sie hat sie verlassen,“ fuhr in düsterem Trotze Birger fort; „was hilft diese Liebe der Armen, von der sie sagen, sie sei verloren in einer Schuld, für die es keine Sühne mehr gibt? Sag', ist sie verloren?“ fragte er wieder und faßte Moorstad heftig am Arm.

„Ob sie ihren Trost gesucht hat in der rechten Weise und an der rechten Quelle, von der keiner ungetröstet geht?“ — sprach nach einigem Sinnen der junge Mann, — „ich weiß das nicht; aber ich denke nicht, daß es vermessen ist, wenn ich die Schranken der göttlichen Erbarmung, der Gnade, die über uns

waltet, so hoch der Himmel über der Erde ist, so enge nicht stecken kann; er, der die wunderbare Liebe zum Leben, zum elendesten, qualvollsten, kümmerlichsten Leben, so tief in die menschliche Natur gesenkt, er hat damit ausgesprochen, daß es ein heiliges, wichtiges Gut ist, und er wird den richten, der es von sich wirft in Leichtsinn und Uebermuth, oder in glaubensloser Verzweiflung. Aber der, der mit allsehendem Auge die Grenzen unserer Kraft und die Tiefen unseres Jammers erkennt, der in seiner dunkelsten Stunde selbst gerufen: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?‘ der das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen will, der Herzen und Nieren erforscht und richtet nach dem Willen, nach der innersten Richtung des Herzens, nicht nach der äußern That, — der wird ein armes Wesen, das die Kraft nicht mehr gefunden, seine Bürde weiter zu tragen, nicht versinken lassen zum ewigen Tod, wo es nur eines Winkes seiner allmächtigen Hand bedurft hätte, es zurückzuhalten und zu retten."

Birger blieb still und die Augen der beiden erhoben sich zum Monde, der aufgegangen war und mit wunderbarer Klarheit das einsame Kreuz erhellte.

„In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen," fuhr Moorstad fort mit getroster Zuversicht; „welcher Wege es noch bedarf, um ein armes, verirrtes Herz zu der Glaubenskraft zu bringen, die sie hier nicht mehr gefunden, das wissen wir nicht; aber ich hoffe und ich glaube, daß die Geschiedene geborgen ist unter den Fittigen dessen, welcher der rechte Vater ist über alles, was da

Kinder heißt im Himmel und auf Erden, und daß eine Stunde kommen wird, wo wir nicht mehr klagen werden und fragen, nur ausrufen in freudigem Dank: ‚Der Herr hat alles wohlgemacht!‘“

Es war dem jungen Geistlichen in stillem Ringen mit dem fremden Leid diese freudige Zuversicht geworden und auch das Gesicht des alten Mannes leuchtete wie verklärt in stillem Frieden, als er den Epheukranz, den er mitgebracht, aufhob und sorgsam niederlegte auf das Grab. Noch lange saß er da, — sein Sinnen und sein Beten war ein anderes als zuvor, — dann erhob er sich und sagte leise: „Gute Nacht, meine Marie!“

Stille gingen sie zusammen dem Hause zu, die Pforte stand noch offen für Birger; er nahm den Gast mit auf sein Zimmer, um niemand mehr zu stören. Moorstad streckte sich auf's Kanapee und lauschte lange noch den ruhigen Athemzügen des frühergrauten Mannes, der in friedlichem Schlummer mit gefalteten Händen dalag wie eines der Ritterbilder auf alten Grabmalen.

Was war das unten für ein Erstaunen, als am Morgen der Gast mit Birger herabkam, mit dem Onkel, der immer so einsam war und so unnahbar, daß man kaum mit ihm zu reden wagte!

Dem Gaste wurde durch die herzliche Freundlichkeit der Hausbewohner leicht hinüber geholfen über die Scheu des ersten Auftretens.

Als er ihnen erzählte, daß er nun ehrbarer Pfarrherr geworden, da hätte er gar zu gern gewußt, wie Ilga dabei ausgesehen; da er aber den Muth nicht hatte, sie anzublicken, so konnte er's auch nicht ergründen.

Aber viel mehr noch, als auf den Gast, wendeten sich die Blicke der Hausbewohner auf Onkel Birger, der diesmal nicht wieder hinausschritt, wie nach den vorigen Johannisnächten, sondern der ruhig und, wie sie meinten, sogar heiter im Kreise der Heiteren blieb. Er redete auch jetzt nicht viel; aber sein Gesicht gemahnte nicht mehr an einen der grauen Gletscher mit ewigem Eis bedeckt, mit endlosem Nebel umzogen; es war wie ein tiefer, stiller Waldsee, von dem die Eisdecke geschmolzen und aus dem der klare Himmel hervorschaut.

Er fragte nach dem jungen Harald; er bot dem Bruder an, hinüberzugehen auf den großen Waidegrund und dort nach den Hütern zu sehen; seine ganze Haltung war mehr aufgerichtet, sein Schritt ein anderer, als er über den Rasen ging.

„Nun aber sagen Sie mir, Herr Kandidat, — Herr Pastor, wollt' ich sagen, — wie kommt's denn, daß Birger Sie in seine Stube genommen, und was haben Sie mit meinem Bruder gemacht, daß er über Nacht ein anderer geworden?“ fragte mit freudehellem Antlitz Vater Berg, und Ilga's Augen sah Moorstad nun zum erstenmale heute klar und voll auf sich geheftet.

„Ich kam so spät, daß ich schüchtern war, im Hause noch zu stören,“ antwortete er einfach; „so ging ich noch hinaus zum Kirchhof, da habe ich Ihren Bruder gesprochen. Wenn meine Worte etwas gethan, den schweren Stein von seiner Seele zu nehmen, der so lange darauf gelegen, so ist das Gottes Werk und nicht das meine.“

Sie fühlten alle, daß das zu den stillen Wegen gehöre, darüber sich nicht viel fragen läßt und nicht viel sagen; aber auch der junge Pastor fühlte, daß seine Stellung im Hause nicht mehr die eines fremden Gastes sei, zumal das Friedenslicht, das dem stillen Birger aufgegangen, sich bewährte als ein bleibendes, nicht nur als ein augenblickliches Aufflackern.

Er behielt freilich seine Wohnung in der Sägemühle bei; aber er hielt gute Nachbarschaft mit Helfen und Berathen des Bruders; er verweilte gern, zumal abends, am Familientische, wenn er auch stets ein stiller Gast blieb. Mit Moorstad kam er weniger noch, als mit den andern, in ein Gespräch über Dinge des täglichen Lebens, wie das so geht, nachdem man sich auf den Höhen oder in den Tiefen des Lebens begegnet ist; aber eine herzliche Zuneigung zu ihm sprach aus seinem ganzen Wesen.

Kühner war darum der Pastor nicht geworden; es wäre ihm unwürdig erschienen, nun mehr zu wagen, als vordem, als ob er auf ein Verdienst um die Familie pochen wollte. Auch sah er Ilga nie allein, da der Bruder nicht hier war, sondern meist bei der Mutter im Hause oder im Garten.

Er wollte auch nichts fragen und nichts begehren, als er in der Frühe des Tages, den er sich zu seiner Abreise gesetzt, Ilga auf den Kirchhof folgte, wohin sie gegangen, um auf Onkel Birger's Bitte Blumen zu pflanzen auf das einsame Grab, das er sorgsam dazu zubereitet; nur Lebewohl sagen wollte er ihr, — mehr gewiß nicht!

Aber die blonde Ilga war so erschrocken, als er ihr sagte, er wolle Abschied nehmen, Abschied für immer, daß sie sich niedersetzen mußte an den grünen Rain. Und als er sich zu ihr setzte, als das Herz und der Mund ihm übergingen und er mehr sagte, viel mehr als er hatte sagen wollen, da schaute sie ihn verwundert an aus den blauen Kinderaugen und fragte leise: „Aber, wenn Sie mich so lieb haben, warum gehen Sie nicht den Vater zu fragen?"

„Ich wage das nicht," sagte er, fast bestürzt von seinem Glück, „bei dem bescheidenen Los, das ich Ihnen bieten kann . . ."

„Das ist allein meine Sache, ob das Los mir zu bescheiden ist oder nicht," sagte Ilga selbstverständlich, „und" — setzte sie etwas zögernd und erröthend hinzu, „wenn Sie den Muth nicht haben, zu fragen, so kann ich es!"

Der Schatten der armen Marie möge verzeihen, wenn, zum erstenmal, seit ihr Hügel stand, ein paar glückselige junge Menschenkinder an demselben vorüber heimwärts ziehen!

So ganz selbstverständlich fanden nun freilich Vater und Mutter Berg es nicht, daß ihre Ilga, der Stolz und die Blume ihres Hauses, fortziehen sollte, viele Stunden weit, in einen kleinen, bescheidenen Pfarrhof.

„Aber wenn Sie mich nicht an mein Wort mahnen, so thue ich's," sagte der Vater; „ich habe gesagt, ich wolle mein Liebstes dem geben, der die Last von meines Bruders Seele nehme; ich habe nicht gedacht, daß es so kommen werde, nun aber der Herr auf Ihre

Worte solchen Segen gelegt, so soll es auch bleiben bei meinem Wort und Sie sollen mein Liebstes haben. Eine Pfarre," sagte er tröstend zu seiner Hausfrau, „ist ja anders als ein Bauernhof; da ist man nicht festgebunden daran, so kann das Kind uns auch wieder näher kommen."

Fast so glücklich, wie das junge Paar selbst, das sich so wunderbar schnell in sein Glück fand, als sei das immer so gewesen, erschien Onkel Birger. Es geschah das ganz Unerhörte, daß er die Familie zu einem Festmahl einlud hinüber auf seine Mühle. Ilga mußte freilich zuvor Haus und Stube freundlich und wohnlich zurüsten, ehe sie darin die Wirthin machen konnte.

Als noch, bevor der Winter einbrach, Moorstad's Hochzeit auf dem Hofe gefeiert wurde, und Ilga, die Brautkrone auf dem blonden Haupt, an seiner Seite dahinging, so herrlich wie eine junge Fürstin und doch demüthig, wie es einer Pfarrfrau geziemt, da begleitete auch Onkel Birger den stattlichen Brautzug mit zur Kirche. Verdenken konnten sie ihm nicht, daß er nicht theilnahm an dem fröhlichen Festmahl; daß er nach der Trauung hinausging zu Mariens Grab, das nun immer wie ein freundliches Gärtchen grünte und blühte, und dann hinüber auf seine einsame Mühle.

* * *

Zur Sommerszeit um Johannis kehrt die Frau Pastorin Ilga jedes Jahr zu längerem Besuch in der alten Heimat ein und die Eltern trösten sich über die Trennung, wenn sie sehen, wie blühend und wie glück-

lich ihr Kind ist, auch jetzt noch, wo sie ein kleines Gefolge mitbringt, dessen Paradies der Hof der Großeltern ist, wo sie zur Waide gehen mit den jungen Füllen und Kälbern; wo sie schwelgen in den Schätzen aus der Vorrathskammer der guten Großmutter und reich beladen wieder heimwärts ziehen.

Harald, der streift und schweift noch zu Wasser und Land umher, und der Vater läßt ihn gewähren, so lange er selbst noch in rüstiger Kraft dem Hof vorstehen kann; er ist gewiß, daß Harald es am Ende doch nirgends schöner und besser finden wird, als daheim in Gudbrandsdalen.

Zweimal hat das junge Paar Onkel Birger noch daheim getroffen, einen stillen, aber allzeit thätigen und zufriedenen Genossen des Hauses; das drittemal kamen sie eben recht, um drei Tage nach Johannis ihn zu der Ruhestätte zu geleiten, die er sich lange schon bestellt hatte neben seiner Marie.

Der Gemeinde vom Dorf und den Hofleuten dünkte es freilich unerhört, daß Birger Berg, eigentlich der berechtigte Gutsherr, in der Ecke da oben liegen sollte; aber Vater Berg wollte seinen letzten Willen ehren.

So liegen die beiden nun neben einander; der Zaun aber ist abgebrochen, der das Grab Mariens trennte von den Gräbern der Gemeinde, und so lange noch ein Glied der Familie Berg lebt, wird es auch zur Sommerszeit nicht fehlen an Grün und Blumen, nicht an einem Kranz in der Johannisnacht auf dem einsamen Grabe.

Eine Familienreise.

Motto:
Hast du's nicht in Scheffeln,
So begnüge dich mit Löffeln.

Es ist eine langbekannte Sache, daß alte Leute klagen über die neue Zeit und die alte zurückwünschen, über die ihre Eltern zu ihrer Zeit reichlich geschimpft und geklagt haben. So hörte ich kürzlich auch die Klagen einer alten Frau über all den Unfug, den die neue Zeit gebracht. „Aber Telegraphen, Mama, und die Photographie und Eisenbahnen, das sind doch schöne Erfindungen der neuen Zeit?“ wandte man ihr ein. — „Ei was, die Telegraphen sind nur dazu da, um die Leute unnöthig zu erschrecken; die Photographien, daß man auch sieht, wie häßlich man ist, und die Eisenbahnen, daß kein Mensch mehr daheim bleibt.“

Ist in allem ein Körnchen Wahrheit. Die Telegraphen mögen Geschäftsleute preisen, auch wohl der seufzende Kranke, an dessen Lager sie liebe Augen und eine pflegende Hand berufen; — im allgemeinen ist's

aber gewiß, daß man das Unheil immer früh genug erfährt und daß mehr leidige als glückliche Botschaften am Telegraphendraht hinziehen, weshalb sich wohl auch so viel Raben drauf setzen.

Ueber den Werth der Photographien sind die Stimmen wohl auch verschieden. Gewiß werden sie gerühmt von unseren Dienstmädchen, die für ein paar sauer ersparte Gulden das Glück haben, ihr eigenes Conterfei zu besitzen, romantisch an eine epheuumwundene Säule gelehnt, oder das ihres Liebsten mit einem Hintergrund von Felsen und Bergen, die er sein Lebtag nie gesehen; anders urtheilt wohl ein geplagter Familienvater, der seine aufblühende Familie mindestens alle zwei Jahre, von der Wiege bis zum Traualtar, abbilden lassen muß, bis ihm abermals Photographenrechnungen von den lieben Enkelein zukommen.

Die Annehmlichkeit der Eisenbahnen darf man nicht erst besonders hervorheben, und doch gehören auch sie zu dem zweifelhaften Gewinn der neuen Zeit, die uns mit lauter ersparlichen Erfindungen zu Grunde richtet: mit Sparherden, Sparkochtöpfen, Sparöfen, Sparlampen und ersparlichen Nähmaschinen, die man sich alle um sein theures Geld anschafft, bis man — nichts mehr hat, noch ehe man die Früchte der gerühmten Ersparnis erntet. So ist nun das wohlfeile Reisen auf der Eisenbahn auch eine theure Ersparnis, und jene alte Frau hat nicht ganz Unrecht: es gibt Familien, zumal auf dem Lande, die so glücklich sind, an einer Eisenbahnstation zu wohnen; von denen jeden Tag wenigstens Ein Mitglied unterwegs ist auf der

Eisenbahn, wenn man nicht zur Abwechslung einmal einen Gast dort abholt.

Ja, unsere Zeit und Welt ist eine reiselustige geworden! Was waren das für einfache, häusliche Zeiten, wo eine Hochzeitreise bis Heidelberg, an den Bodensee, oder gar bis in die Schweiz schon ein Wunderding war; wo man sein Testament machte, wenn man nach Nürnberg reisen wollte, und wo die Leute die Fenster aufrissen, wenn einer vorüber ging, der in Wien oder in Paris gewesen war! Es hat zwar auch dazumal unternehmende Familien gegeben, die sich sogar noch in gereiftem Alter samt all den lieben Kinderlein zu einer Schweizerreise verstiegen. Dann unterhandelte man schon acht Tage vorher mit etlichen Kutschern; schloß mit dem billigsten, der die geräumigste Kutsche hatte, einen Akkord ab, bis endlich der große Morgen tagte, wo der schwer bepackte Miethwagen zum Thore hinaus fuhr, beladen mit Vorräthen für alle denkbaren Nothfälle; außen mit starken Nägeln beschlagen, daran Waschbecken, Trockentücher und sonstige Utensilien für die lieben Kleinen aufgehängt waren. An der Erinnerung einer solchen Reise zehrte man dann sein Lebenlang und alle künftigen Begebenheiten wurden von der Zeit an datirt, „wo wir in der Schweiz gewesen sind.“

Das ist nun anders geworden. Ein Gymnasiast oder Lateinschüler schämt sich fast, wenn er in seinen Ferien nicht weiter gekommen ist als an den Bodensee; eine Hochzeitreise an den Comersee ist schon eine ganz bescheidene, und wer noch etwas neues leisten will in diesem Fach, der wird bald nach Australien oder auf

die Insel Island fahren müssen. — Wenn nun diese reisende Welt, wo es irgend möglich ist, ihre Reisen auch beschreibt, so wird bald die Menschheit nichts mehr zu thun haben, als Reisen zu machen, zu beschreiben und zu lesen, und ich fürchte, die dritte Klasse wird die kleinste sein.

„Wie kann sich aber angesichts dieses noch die Schilderung einer Reise an's Licht wagen, die gar nicht das Recht hat, sich Reise zu nennen; die höchstens Anspruch hat, für einen ‚Ausflug‘ zu gelten, und dazu noch für einen Ausflug in Gegenden, die jedes Kind auswendig weiß?“ — Nun, sie wagt's doch, vielleicht gerade deshalb; bekanntlich lesen wir Recensionen und Reisebeschreibungen am liebsten über Bücher und über Gegenden, die wir schon kennen; sie wagt's, gerade weil es eine einfache Reise war, wie sie Vater und Mutter samt allen drei Kindern unternehmen können, und wie sie als Vorschlag gelten kann für andere, die sich in einem Embarras de richesse befinden, weil die Welt so weit offen steht und überall so schön ist, und sie selbst vielleicht nicht über viel Zeit und Geld zu verfügen haben.

„Nie hab' ich den Lenz besungen
Mitten in des Frühlings Pracht,“

singt ein bekannter Dichter, und so ist es auch an einem trüben, nebeligen kalten Novembermorgen, wo mir die Erinnerung an ein paar sonnig helle Herbsttage besonders lebendig auftaucht. Ich lade den geneigten Leser — wenn's ein bescheidener ist — freundlich ein,

sich mit uns einzuschiffen, zunächst nur auf der Eisenbahn dritter Klasse.

Das Wetter ist nicht so schön, wie es die Tage zuvor gewesen; ein kühler, umflorter Septembermorgen, der uns die Befürchtung einflößt, die schönen Tage von Aranjuez könnten nun vorüber sein und wir gerade auf unsere Reise expreß schlechtes Wetter bekommen. Und doch hatten wir uns so gefreut, doch war den jüngeren Mitgliedern die Welt noch so nagelneu; — das Wetter konnte wohl so gut sein und noch schön bleiben! — Fort ging's, sausend mit raschem Pfiff! Ich muß bei jedem Pfiff der Eisenbahn denken, ob er nicht durch ein Herz schneidet. Diesmal war wenigstens äußerlich nichts davon zu bemerken; es waren gleichgiltige Reisende oder Kinder, die mit erwartungsvollen Augen hinausschauten; keine Auswanderer, wie ich ihnen in der letzten Zeit sonst begegnete, die mit herzzerreißendem Jammergeschrei sich auf dem Perron von einander losrissen, mit trostlosem Weinen fortfuhren, ohne sich um die gutgemeinten Tröstungen der Mitreisenden zu kümmern, bis sie, nach etwa einer halben Stunde, unverdrossen einbissen in die Schmalzküchlein und sonstigen Lebensmittel, mit denen die zurückgebliebenen Freunde sie reichlich versehen hatten.

Die Eisenbahn, was auch jene alte Dame sagen mochte, ist eine schöne Sache, aber die angenehmste Art zu reisen ist es sicherlich nicht; der Mensch ist so gar willenlos und passiv dabei; das frische, lockende Reisegefühl, mit dem man sich zurücklehnt in einem leichten, offenen Wagen und hinausfliegt in die weite, weite

Welt, — das bietet die Eisenbahn nicht. Sintemal aber es allezeit nur einer sehr kleinen Minderzahl der Sterblichen vergönnt war, so frei und fürnehm zu reisen, wollen wir die Eisenbahn, trotz der alten Dame, in Ehren halten und nicht mehr mit Klagen an die alten Rumpelkästen von Familienkutschen denken, wo man mit Mühe und Lebensgefahr noch ein Luisle oder Theodorle zwischen hinein quetschte, wenn alles schon zum Erdrücken voll war, — also fertig, fort!

Es ist nicht immer rathsam und häufig nicht angenehm, auf der dritten Klasse zu fahren; aber in vielen Fällen ist es wirklich den vornehmeren Klassen vorzuziehen; an heißen Tagen zumal schwebt über der zweiten Klasse ein unvertilgbarer Hauch der Langeweile; Neueintretende werden oft unwillkürlich mit mißtrauischen oder geringschätzigen Blicken gemustert, und ein ansteckendes Schweigen verbreitet sich bald im ganzen Raume. Schweigen auf der Reise kann oft recht behaglich sein, und sicher ist es eine Wohlthat, nicht zum Reden gezwungen zu sein; aber schade ist's doch, wenn so ein Waggon voll Menschenkinder, alle mit einer lebendigen Seele begabt, die sich vielleicht mit freundlicher Mittheilung eine Strecke des kurzen Lebensweges hätten beleben und erheitern können, da sitzen wie unter einem Bann, stumm und fast feindlich. Gerade die Art von Maskenfreiheit, die man auf der Reise genießt, sollte ein fröhliches Geplauder begünstigen, statt daß aller menschliche Verkehr gehemmt und gelähmt scheint auf dem raschesten Verkehrsmittel, das wir haben. Nun, man kann die Welt nicht anders machen, und jedes

trägt in seinem Theil bei zu den Uebelständen, die es rügt.

Auf Nummer Drei wird nun gerade auch nicht alle Zeit geistreiche Unterhaltung gepflogen; doch zeigt sich das Menschen- und Volksleben immerhin noch ursprünglicher als auf zweiter Klasse; man sieht da und dort noch frische Gesichter; Bauernknaben, die zum erstenmal auf der Eisenbahn fahren; alte Weiblein, die erstaunt und entsetzt die Hände aufheben, wenn man aus einem Tunnel an's Tageslicht kommt. — Es muß schlimm zugehen, wenn man auf dritter Klasse nicht Gelegenheit findet, einem Menschen etwas zuliebe zu thun: ein weinendes Kind zu beschwichtigen, einer bedrängten Mutter eins ihrer Herde zu hüten, ein reiseunerfahrenes Mütterchen zu berathen, oder einem versiegten Reisebeutelchen aufzuhelfen; — aber das vornehme Publikum auf zweiter Klasse ist reich und gar satt und bedarf nichts.

Unter die Vortheile des Eisenbahnreisens gehören auch die vielen zufälligen Begegnungen mit alten Bekannten und Freunden; die waren in solcher Ausdehnung doch nicht möglich beim alten Postwagenreisen; aber auch diese kommen häufiger auf dritter Klasse vor. Wie oft sieht man ein Individuum aufmerksam eine Ecke des Waggons fixiren, dann leise vor den Ahnungslosen hintreten, und hört die überraschte Begrüßung: „Ach so, Sie sind's! Was mich das aber freut! Ist noch gar nicht lang, daß ich an Sie gedacht habe! Ei, und das sind Ihre Kinderlein? Nein, was man aber nicht erlebt! Und wohin geht's denn?" — Gewiß, der

vielgeschmähte Dampf thut sein Möglichstes, die Menschen, die er so vielfach auseinanderführt, auch wieder zusammenzubringen; es gibt sogar schöne Exempel von glücklichen Paaren, welche die Eisenbahn vereinigt hat.

Vorwärts geht's endlich, über die düstere, geheimnisvolle Blaulach, als deren Opfer der erste dort stationirte Bahnwärter eines frühen Todes verblichen ist, am Schleimfieber durch die Sumpfluft erzeugt, sagen die Nüchternen, — „am jähen Schrecken, als um Mitternacht ein Geisterzug heranbrauste und die wohlbekannte Gestalt eines einst gefürchteten Abgeschiedenen dem entsetzten Wärter entgegentrat," flüstert der Volksmund. Weiter und weiter! Dort liegt der Reutlinger Jörgenberg, vielleicht die reinste Bergform unserer Alp; ängstliche Gemüther trauen's ihm noch heute zu, daß er sich eines schönen Morgens darauf besinne, er sei einst Vulkan gewesen, und den geschäftigen Bewohnern Reutlingens feuerspeiend ein schauerlich schönes Schauspiel geben werde; hier die Achalm, die sich bei jeder Wendung des Wegs in neuer Gestalt zeigt, einmal kahl mit breitem Gipfel, nun zugespitzt und bewaldet bis oben; dann der burggekrönte Neuffen, das schöne Thal von Nürtingen, — weiter, immer weiter!

Bis Ulm noch ist der Weg schön und reich an Abwechslung; Staufen und Staufeneck, der Rechberg, Scharfenstein, dann die abenteuerliche Steigung bei Geislingen; nun aber wird's flach und öde, baumlose Dörfer, Torfgruben, langes ebenes Feld. Das Münster in Ulm spart man für die Rückreise. Immer langweiliger wird hier die Gegend; recht als Erquickung

begrüßt das Auge die Klosterthürme von Weingarten, das mittelalterliche Schloß Warthausen, abenteuerliche, seltsame Ortsnamen tauchen auf: Mochenwangen und Niederbiegen, nun die alterthümlichen Thürme von Ravensburg, Meckenbeuren, endlich Friedrichshafen. — Da erhebt man sich, seelenfroh, am Ziel zu sein; man probiert seine Glieder wieder, ob man nicht alle Bewegung verloren: nein, es geht noch, der Abend ist schön und klar, die besten Vorzeichen für schönes Wetter. Nun schnell hinaus an den See, den die jungen Augen heute zum erstenmal sahen! Und er lag denn auch vor uns im reinsten Abendgold, leicht gekräuselt, und lockte mit der leisen Macht der Wellen hinaus, immer hinaus, hinüber, „wo die blauen Berge stehen,“ und das Entzücken des jungen Volks, laut und still, hatte keine Grenzen.

Heute Abend reichte es freilich nur zu einer Kahnfahrt nicht zu fern vom Ufer; aber man genießt doch den geheimnisvollen Reiz des Wassers viel besser, wenn man auf so einer kleinen Nußschale fortgeschaukelt wird, als auf dem großen schwimmenden Haus. Unsere Schifferin war freilich keine romantische Gestalt; aber das Leuchten des Wassers in der Abendsonne, das allmähliche Verbleichen der Farben, als da und dort die Sterne erschienen, — das war zauberisch schön! Gut, daß uns die Abendkühle an's Land und unter Dach trieb; denn nicht alle Glieder der kleinen Gesellschaft waren Freunde vom Kahnfahren. — Den Abend verschönte noch ein Fackelzug zur Nachfeier des königlichen Geburtstags, — gut gemeint, wenn auch nicht

großartig. Das glänzende Feuerwerk war schon den Abend zuvor in den See versunken.

Es war ein goldener, duftiger Morgen, der uns früh an den See lockte. In der Stadt Friedrichshafen ist nicht eben viel zu sehen; es soll eine Menge schöner Ausflüge in's Land hinein geben; dazu ist nicht Zeit, wenn man eine Reise zu fünfen macht, wo das Sprichwort „Zeit ist Geld“ seine buchstäbliche Anwendung findet. Man will doch noch ein bißchen weiter hinaus; denn, wie jener reiselustige kleine Junge sagte: „Für was ist die Welt auf der Welt, wenn man sie nicht besieht?“ — Der Schloßgarten soll schön sein, aber während der Anwesenheit des Königspaares ist er, wie recht und billig, nur zu Zeiten geöffnet; niemand wird darüber klagen. Ein eigen Eckchen Garten, wo er mit seiner Frau im Frieden sitzen kann, wird ja dem geringsten Unterthanen zugestanden, und es ist herzerfreuend, daß das Königspaar ungesucht und ohne Ostentation ein Bild natürlich schöner Häuslichkeit gibt, der ein friedliches Zusammensein von Mann und Frau im Grünen, ohne Prunk und Etikette lieb und nöthig ist.

Bald trug uns zu großem Entzücken der jüngeren Gesellschaftsglieder das Schiff hinaus in die spiegelklare Flut; es ist köstlich, die Lieblichkeit der Erde und des Lebens noch einmal zum erstenmal genießen zu dürfen; wer mit seinen Kindern reist, der hat diesen Genuß. Lindau, die schwimmende Stadt mit ihrem neuen Hafen, vor dem der bairische Löwe so unendlich gemüthlich hinausglotzt über den blauen See, wurde begrüßt und bewundert; dann ging's weiter, der alten

Stadt Bregenz zu, die überraschend schön mit ihrem Hintergrund von grünen Bergen daliegt. Reisende Familien, wenn es nicht solche sind, die einen reitenden Courier vorausschicken, pflegen in der Regel an den Hotels ersten Ranges vorüber zu gehen. So schritten auch wir bescheidentlich auf den schwarzen Adler zu, der uns als „Familienhotel“ empfohlen worden war, und wir fanden dort, was zumal eine reisende Hausfrau am meisten schätzt: eine gute Suppe und sehr reinliche Zimmer und Betten. Der Gasthof hat den Ausblick auf den See, aber es liegt ein langer, öder, melancholischer Hof voller Balken und Brettern dazwischen; doch ist bei dem Hause ein schmales Gärtchen, darin noch dunkelrothe Spätrosen blühten, mit reinlichen grünen Bänken und Tischen davor; herrliche frische Seeluft wehte,

„Es lächelt der See,
Er ladet zum Bade,“

und alle eilten, sich diesen köstlichsten Genuß einer Bodenseereise zu verschaffen, Staub und Hitze des Weges abzuspülen in der lockenden Flut.

Reisende aber müssen ihre Zeit ordentlich benützen; man gönnt sich selten die behagliche Ruhe an einem freundlichen Plätzchen; darum hinaus und hinauf auf den obligaten St. Gebhardsberg! Schön ist's allenthalben am See und schön ist auch der vielbetretene Pilgerpfad auf den oftbesuchten Berg mit den herrlichen Durchblicken auf See und Land. Die Industrie, d. h. die Bettelindustrie, beutet den Weg reichlich aus;

alte Weiber in verschiedenen Gestalten, bettelnde Kinder, kleine Krämertischchen mit verschiedenen Handelsartikeln sind da und dort vertheilt und erheben Steuer von den Reisenden. Gebt her in Gottesnamen und ärgert euch nicht! So ein bißchen kleine Münze macht die Reise=börse nicht leichter und nicht schwerer.

Und nun ist der Berg erreicht. Fast zu golden liegt noch die Abendsonne über Land und See, die Augen schmerzen von all dem Glanz; nur auf dem Säntis mit seinem stattlichen Gefolge von Bergen konnte das Auge ruhen. Der Ausblick und Umblick von der hölzernen Altane des kleinen Wirthshauses ist wunderschön; aber nachdem man bereits unterwegs eine Ode des alten Castelli selig, auf dem Gebhards=berg verfaßt, gekauft hat, ist es wirklich nicht möglich, noch höhere Ausdrücke der Bewunderung zu finden; der Schluß dieser Poesie lautet z. B.:

„Was kannst du, Erde, mir noch Schön'res zeigen?
Hier ist dein Anfang, ist dein Ende auch.
Mag ich auf deine höchsten Berge steigen,
Einwühlen mich in deinen reichen Bauch:
Nichts Herrlicheres als dies ist mehr dein eigen,
Eindringender wohl nirgends mehr dein Hauch!
Wer dies gesehn, kann unbekümmert sterben,
Für's Auge hat er nichts mehr zu erwerben."

Damit kann nun doch der Gebhardsberg für alle Zeiten zufrieden sein. — Da im Zimmer nicht Raum war, fanden wir in dem klösterlichen, grasbewachsenen Hofe Unterkunft und Erfrischung; der Wirth auf St. Gebhard pflegt sich nicht überflüssiger Freundlichkeit gegen seine

Gäste zu befleißen, aber sein dunkelrother Tiroler Wein wurde gut befunden. — Gewiß ist es ein Beweis für den Adel, für das tiefe Liebesbedürfnis der Menschennatur, daß eines der anscheinend materiellsten und nüchternsten Verhältnisse, das zwischen dem bezahlten Wirth und dem zahlenden Gast gehoben und zu einem befriedigenden gemacht wird, da wo wirkliche Freundlichkeit bei der Begegnung ist. Wenn man in jedem Gasthaus wüßte, was für ein Kleinod es ist um angenehme Wirthsleute, wie sie in dankbarem Gedächtnis bleiben, und uns an den ganzen Ort, wo sie leben, gern zurückdenken lassen, so würden gewiß alle die Perle der Herzensfreundlichkeit durch ihr Benehmen zu gewinnen suchen und besonders die Wirthin denken, was Lenau sagt:

„Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe."

Nachdem wir zwischen den alten Ringmauern, die das ehemalige Schloß umgeben, allerlei verborgene grüne Pfade unter prachtvollen Nußbäumen, und überraschend schöne Durchblicke entdeckt hatten, noch einmal den langen Goldstreifen bewundert, den die sinkende Sonne im See zieht, wanderten wir langsam heimwärts. Man sieht das „Herabsteigen" als den leichteren Theil eines Weges an; es ist nicht immer so, nicht auf Wanderpfaden und nicht beim Lebensweg. *Hinauf* hat man noch den ersten, frischen Reisemuth, man

strengt von selbst seine beste Kraft an, man hat das lockende Ziel in Aussicht; — abwärts sind die Füße müde, der Genuß ist vorüber, es wird kühl und dunkelt. — Wohl dem, der beim Abwärtssteigen sagen kann: „Es war der Mühe werth, daß ich hinaufgestiegen bin, und Gott sei Dank, ich komme heim!“ — Heim kamen wir zwar wohl nicht, doch in eine behagliche Herberge, wo das Ausruhen wohl that. Später wandelten wir noch lange hin und her am Hafen und sahen an dem wolkenlosen Abendhimmel die Sterne aufglimmen und sich spiegeln im klaren See.

Es war nicht viel Gesellschaft im Gasthof, die Reisesaison war eigentlich schon vorüber; nur ein stattlicher ältlicher Gentleman aus der Nachbarschaft kam noch aufrecht zu Pferde angeritten, was selten ist in unseren Tagen; noch so recht ein Cavalier aus der alten Schule mit den steifen, zierlichen Formen altväterischer Höflichkeit und gewählter Ausdrucksweise. Es ist ganz nett, in unserem formlosen Zeitalter noch solchen Gestalten zu begegnen.

Ein Ruhetag am See wäre recht schön gewesen, aber unser unerbittliches Reisehandbuch wies nach, daß noch ein viel höherer Berg mit noch schönerer Aussicht von Bregenz aus zu ersteigen sei. Zu Zeiten können einem die Reisehandbücher mit ihrer Aufzählung von Merkwürdigkeiten wirklich zur Plage werden. Wenn man so gern ein bißchen ruhig bleiben, ein behagliches Plätzchen, ein komfortables Zimmer genießen möchte, — da kommt das Reisehandbuch mit dieser Kirche, jenem Museum, mit einem interessanten Aussichtspunkt,

die man nothwendig alle bewundern sollte, und siehe da, — man darf auf der Reise sein theures Geld doch nicht mit Nichtsthun verbrauchen, — man rafft seufzend seine Kraft auf, um einen neuen Genuß durchzumachen.

Unser Fall war das nun gerade nicht; wir hatten uns durch die Nachtruhe erfrischt, der Morgen war klar wie Kristall, es blies ein frischer Reisewind, darum „auf, nach Valencia“ der Pfänderspitze zu! Das ist freilich ein ander Stück Weg als auf den Gebhard; während dieser in 30 bis 45 Minuten erstiegen werden kann, braucht es auf den Pfänder 2 bis 3 Stunden, und der Weg ist mitunter recht steil und steinig. Aber ein schöner, wilder Pfad führt durch den Wald, an verborgenen murmelnden Bächlein vorbei, welche die Rasenplätze dazwischen so wunderschön grün erhalten, hie und da an Bauernhütten und weidendem Vieh vorüber. Für Wegweiser, zum Besten des reisenden Publikums, ist im Bregenzer Wald keineswegs gesorgt; man ist da auf seinen eigenen Ortssinn, auf Gott und gute Leute angewiesen. Und die kamen denn auch immer zu rechter Zeit, um uns auf den verschlungenen Pfaden zurecht zu weisen: hübsche, frische Mägdlein, die furchtlos durch die tiefe Einsamkeit herunter wandelten, oder etwas blöckische Hirtenbuben; alle wußten gut Bescheid; der Pfänder scheint auch für das Landvolk der Gegend ein beliebter und besuchter Punkt zu sein.

Endlich war die Höhe erreicht; ein weicher Teppich von Heidekraut breitet sich auf dem Gipfel und mit entzücktem Jubelruf begrüßten wir den prächtigen

Kranz der Hochgebirge, die man hier eigentlich wie aus nächster Nachbarschaft beschaut; auf einigen sieht man glänzende Schneefelder, bei anderen in all ihr geheimnisvolles Geklüfte, ihre tiefsten Schluchten. Prächtig ist's da oben, und wenn wir auch mit bestem Willen nicht all die einzelnen Schönheiten der Aussicht auffinden konnten, die unser Reisehandbuch anführt, so gaben wir uns um so fröhlicher dem ganzen Zauber der herrlichen großartigen Umgebung hin, die die Jungen ernst und die Alten jung machte, und auf den Flügeln des frischen Bergwindes

„Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit."

Nach jeder Seite hin ist vom Pfänder aus die Aussicht reich und weit; man überblickt den See der ganzen Länge nach bis Constanz und Ueberlingen, im Süden das Rheinthal, nach Norden die reichbevölkerte angebaute Ebene; am herrlichsten aber bleiben die Berge, und in der tiefen Ruhe rings umher kam uns das Wort des Schweizerdichters in den Sinn:

„Es ist so still, so heilig hier,
Ihr Berg' und Firnen, betet ihr?
Ich möchte mit dir beten gern,
Du feierliches Volk des Herrn." —

Aber der Mensch besteht bekanntlich aus Seele und Leib, und die schönste Augenweide sättigt nicht in die

Länge, wenn man drei Stunden bergan gestiegen ist. So war's uns denn höchst willkommen, auf dem Pfänder ein Wirthshaus zu finden, das im Reisehandbuch noch nicht einmal bemerkt war. Der Wirth hier oben ist ein intelligenter, vielgereister Mann, der die weite Welt gesehen, sich lange im Land „Italia" verweilt und dort seine Frau gewonnen hat, um sich auf dieser einsamen Höhe mit ihr anzusiedeln; sie scheinen fröhlich und zufrieden, selbst vor dem rauhen Winter nicht bange. Brot und Butter ist gut da oben, den rothen Wein kann man sich mit Zucker und Wasser gemischt, recht erquicklich für durstige Wanderer zubereiten, und so saßen und ruhten wir ganz behaglich in dem hellen reinlichen Stübchen mit zwei Jünglingen, die aus der Welt drunten herauf kamen und in einem zufällig entstandenen Gespräch die allgewaltige Macht des Geldes eifrig verfochten, — echte Kinder unserer realen, wenn auch nicht immer reellen Zeit, — bis es uns wieder hinauszog in's Angesicht der mächtigen Bergwelt.

Der Wirth ist auch im Besitz eines Tubus, mit dessen Hilfe er uns die abenteuerlichen Berggestalten recht nahe vor's Auge rückte: den Dödi, den schneegekrönten Hochvogel, die Mädelesgabel, die drei Schwestern. Die jüngsten Augen unserer Gesellschaft, die Knabenaugen, spähten sehnsüchtig nach Geiern und Gemsen, die das Reisehandbuch auch verheißen hatte, aber vergeblich; nur hie und da sah man einen einsamen Raubvogel kreisen; ganz nahe unter unseren Füßen grasten blos friedliche Kühe; Gemsen und Stein-

böcke gehören wenigstens in diesen Revieren bald in's Märchenreich. — Und nun bergabwärts, nach herzlichem Abschied von den freundlichen Wirthsleuten, — auf immer vielleicht! Die Welt ist so weit, so viel zu sehen darauf; es ist selten, daß man einen schönen Punkt zum zweitenmal wiedersieht, und so wie wir hier beisammen waren, werden wir wohl in keinem Falle wiederkehren auf die sonnige Höhe des Pfänder.

Im Reisehandbuch kam der Heimweg über die Fluhe als der schönste bezeichnet. Wir ließen ihn uns zeigen, waren aber nicht so glücklich, ihn zu finden; es ging holter polter über Stock und Steine, dazwischen sonniges Heideland, wo wir nochmals rasteten und noch einmal die Berge beschauten. — Keine Seele begegnete uns, um den Weg anzugeben; die Meinungen der Gesellschaft selbst über die Richtung, die wir einzuschlagen hätten, waren höchst verschieden. Eins meinte rechts, das andere links; — endlich kamen wir an einer Hecke an, die etwas civilisiert aussah, — da wird's weiter gehen; aber — o Schreck, Papa's Stock fehlt! — wo wird der geblieben sein? — Oben, hoch oben, haben wir gerastet auf einer Heide, dort kann er liegen. So steigen denn Vater und Sohn wieder zurück, aufwärts, um den verlorenen zu suchen, und wir Zurückgebliebenen bieten all unsern Ortssinn auf, unter verschiedenen Wegen den rechten zu finden. Vater und Sohn sind verschollen, lange, lange; wenn wir nun einander verlieren sollten in dem unbekannten Wald, und hier bleiben müßten und uns ansiedeln wie Genoveva, bis Siegfried sie findet? „Ho, he!“ Des Buben frische

Stimme wird gehört! Da sind sie und der edle Stock ist gefunden, er lag friedlich dort oben neben einem Busch Heidekraut. Nun durch, geradezu den nächsten Weg! Es ist der rechte, und er bringt uns nicht sanft, doch sicher hinab in den schwarzen Adler zu Bregenz. Und der See umrauscht uns kühl und frisch, seine leisen Fluten nehmen Staub und Müdigkeit von den Gliedern, und das späte Diner, das nach der einfachen Auswahl des Speisezettels den einen Tag aus Beefsteaks, den anderen aus Kalbsbraten besteht, schmeckt vortrefflich.

Noch einen interessanten Punkt bei Bregenz zeigt das Reisehandbuch an; einen Punkt, von dem der Sonnenuntergang auf dem See sich am allerschönsten ausnehmen soll, — es ist die Gloriette, ein seltsames Mittelding zwischen Thurm, Schlößchen und Tempel, zum Andenken eines Herrn v. Gravenreuth errichtet. Das Gebäude steht leer, nur ein Castellan in Gestalt eines alten dürren Seidenwebers, ein bewegliches Männchen, das die Welt gesehen hat, haust allein, ganz allein in den neuen und doch so öden Räumen der leeren Gloriette. Eigentlich hat der alte Castellan ein poetisches Metier, er lebt vom Sonnenuntergang mehr als von seinem Webschifflein, da jeder Fremde, der hieher kommt, um die leuchtende Schönheit der sinkenden Sonne zu sehen, auch dem alten Männchen, das den kleinen Pavillon erschließt, der zu Füßen des Schlößchens erbaut ist, seinen Tribut gibt. — So ward aus Abend und Morgen der dritte Tag.

Nun ging's dem Bregenzer Wald zu, gen Schwarzach, eine lange, lange, heiße, staubige Straße, aber schön,

nach welcher Seite man auch die Augen erhebt. Zur Rechten der See, schimmernd und flimmernd im Glanz der Morgensonne; da und dort Thürme und Städte in seinen Buchten gebettet; hoch oben die schöne Säntiskette; unten das großartige Klostergebäude der Damen vom Herzen Jesu, zugleich eine Töchterpension, seltsam in einer Art Kreuzform gebaut; zur Linken der Gebhard, den wir, seit wir auf dem Pfänder gewesen, nur noch mit mitleidigem Wohlwollen betrachten, der aber hier mit seinem Kirchlein eine Zierde der Landschaft bildet; auf einer anderen Anhöhe die Doppelthürme der Wallfahrtskirche von Bildstein, auf einem Vorsprung das Schloß Wolfurt, — überall etwas, was das Auge erquickt und die Mühe des heißen Weges erleichtert.

Endlich war Schwarzach erreicht, die Pforte des Bregenzer Waldes. Gewöhnliche Reisende würden hier schon rasten, zumal der „Hirsch" in Schwarzach in unserem Reisehandbuch über alle Maßen gelobt ist; wir aber sind ausdauernde Reisende, nicht gewöhnlichen Schlages, und schreiten weiter durch das hübsche Dorf, das schon die malerische Schweizerbauart zeigt mit weit vorstehenden Dächern und den hölzernen „Lauben", voran auf dem Weg, der nun durch eine tiefe Schlucht aufwärts führt zwischen prächtigen Tannen und Laubwald. Aber inmitten des dunkelgrünen lockenden Waldes brennt die Sonne erbarmungslos gerade auf unseren Weg; wir haben Mühe ein schattiges Plätzchen zu finden, wo wir uns zigeunerartig lagern und von unseren mitgenommenen Obstvorräthen schmausen.

Nun weiter, immer weiter! Der Weg war schön, aber lang; in unserem Reisehandbuch steht, daß die Ahorngruppen an diesem Weg an die Platanenwälder Kleinasiens erinnern; das konnten wir nun gerade nicht finden, haben aber allerdings auch die Platanenwälder Kleinasiens noch nicht beschaut. Hie und da steht ein einsam Haus am Wege, in der Tiefe eine unheimliche Sägmühle, so verschlossen und verlassen, als ob da unten dunkle Thaten geschehen wären; steil ansteigende Bergwände zur Seite mit prächtig grünen Tannen, die zwischen verlorenem Gestein und Geröll aufwärts streben, schlank und gerade. Die Wasser, die in der Tiefe rollen, müssen schön zu sehen sein zwischen dem dunkeln Waldgrün, — wenn sie vorhanden sind. Aber seit Wochen schon haben wir kristallhellen Himmel und kein Tröpfchen Regen, — da ist's eine Kunst, ein Wasserfall zu sein.

„Wie weit ist's nach Alberschwende?“ fragte, sehr gegen meine Warnung, unser junges Volk schon kurz vor Schwarzach. „O, ein klein's Stündlein!“ lautete die beruhigende Antwort. — „Wie weit ist's bis Alberschwende?“ fragten sie nach einer Viertelstunde; „ha, e gute Stund',“ lautete abermals die Antwort, und so blieb's noch eine halbe Stunde lang, immer „noch e Stund'.“ Lasse sich doch ja kein müder Wanderer einfallen, unterwegs nach der Entfernung von seinem Reiseziel zu fragen! Nichts macht ungeduldiger, als in diesem Punkt so oft getäuscht zu werden.

Endlich und endlich, nachdem wir unserer Privatmeinung nach wenigstens drei Stunden gewandert, er-

schienen die ersten Häuser von Alberschwende; aber das Dorf macht sich's erstaunlich bequem; die Häuser, meist stattlich und schön, liegen wohl viertelstundenweit auseinander und für unsere müden Füße schien das Wirthshaus unerreichbar, das erst am Ende des Dorfes, nahe bei der schönen neuen Kirche ruheverheißend winkte. „Zur Taube" heißt's und hat wahrscheinlich diesen sanftmüthigen Schild gewählt, weil es so nah der Kirche steht. Doch sagte man uns später, daß fast überall im Bregenzer Wald Wirthshaus und Tanzhaus, das abgesondert gebaut ist, neben der Kirche stehen; es scheint, die Leute haben eine bequeme harmlose Art von Frömmigkeit, etwa wie jener Pater, der unter den erlaubten Sonntagsfreuden auch „ein Kartenspiel, ein Räuschchen" anführte.

O, was ist es für ein behagliches Gefühl für müde Wandersleute, in eine helle, reinliche Stube einzutreten, wo uns ein freundliches Gesicht begegnet! An der blauäugigen Kellnerin in Alberschwende sah ich zuerst recht die Tracht der Wäldnerinnen, die etwas besonders frommes und züchtiges hat: das gefaltete Leibchen von schwarzer Glanzleinwand mit breitem Gürtel und das enganschließende Goller. Das anmuthige Kind, eine Nichte des Hauses, trug nur die goldblonden Flechten dicht um den Kopf gelegt, was viel hübscher kleidet, als die seltsame Kopftracht der Frauen im Bregenzer Wald: entweder eine Pelzkappe, eine Art von Bärenmütze, oder ein rundes Filzhütchen mit einem kleinen Giebel drauf, wohl auch runde, breitkrämpige Strohhüte, die die Frauen selbst im Zimmer und in

der Küche nicht ablegen, — ich konnte nicht erfahren, ob diese verschiedenen Kopfbedeckungen nur nach dem eigenen Geschmack oder nach einer gewissen Rangordnung getragen werden.

Nun also, in der Taube zu Alberschwende saßen wir gemüthlich in der niedrigen, hellgetäfelten Stube, speisten eine „Fastensuppe", weil's Freitag war, und blaugesottene Forellen in so reicher Fülle, wie es selten wird in unserem Lande, wo allmählich die Fabrikindustrie die klaren Bächlein blau färbt und den Forellen das Leben verleidet. Wir ruhten recht gründlich aus, ahnungslos, welcher Weg uns noch bevorstand. Die freundliche Wirthin, blauäugig und rothwangig wie die Nichte, nur in etwas plumperem Stil, führte mich in ein oberes Gaststübchen, damit ich auf dem Kanapee besser ausruhen könne. Da fand ich in der sehr reinlichen und hübsch eingerichteten Gaststube zu meinem großen Erstaunen ein schönes Bild, das Porträt der Angelika Kaufmann, von ihr selbst gemalt. Es ist bekannt, daß der Bregenzer Wald die Jugendheimat der Künstlerin ist, und daß da und dort noch Bilder von ihr sich hier finden. Ob das Bild in der Taube zu Alberschwende Original oder Copie ist, kann ich nicht beurtheilen; aber es ist ein schönes, geistvolles Bild, doppelt bewundernswerth, weil es aus der Zeit der geschmacklosesten Mode stammt, von der sich die Malerin mit echtem Künstlerblick so frei zu halten gewußt. Auch ein liebliches Madonnenbild von einem neuen Künstler schmückt das Zimmer, — das ganze

schlichte Haus ist geweiht durch den stillen Reiz dieser Bilder.

Wohl ausgeruht und erquickt, schieden wir nach Tisch von der freundlichen Herberge. Unser Reisehandbuch, das gar häufig hervor und zu Rath gezogen wurde, gibt kurz und bündig an: „Der nähere Weg nach Schwarzenberg führt über den Lorenenpaß; man steigt eine kleine Stunde ꝛc.“ — Ja, das ist bald gesagt! Wie man aber steigt: auf engen steinigen Wegen, oft dachjäh hinauf in der brennenden Sonnenhitze, davon steht nichts darin. Der gute Reisemuth unserer kleinen Karavane schwand mitunter sehr, bis wir auf der Höhe der Lorenen angelangt, unter uns das liebliche Land ausgebreitet und darüber wieder einen Halbkreis der herrlichsten Berge sahen, wundervoll beleuchtet von der Abendsonne, so daß man in ihre geheimsten Spalten und Schluchten sah, auf die glänzenden Schneefelder, mit denen bei einigen die Spitze glänzte.

Und drunten die herrlichen sammtgrünen Wiesen, trotz der regenlosen Zeit von heimlichen Bächlein frisch und grün erhalten; die malerischen Häuser mit den hölzernen Lauben, vom purpurnen Laub der wilden Rebe umrankt, hie und da eine der anmuthigen Wäldnerinnen am Stickrahmen, weidendes Vieh und Glockenläuten, — „wie ein Bild“, scheint ein schlechter Vergleich inmitten der echten lebendigen Natur, und doch macht man ihn unwillkürlich. Und warum nicht? Sucht ein Bild von echter Künstlerhand nicht das Schöne der Erscheinung aufzufassen, und selbst was stören könnte, in ein ideales Licht zu bringen? —

Warum soll uns ein schöner Anblick nicht auch dünken wie ein Bild, das uns für Augenblicke wenigstens der nüchternen Wirklichkeit entrückt?

Ich kenne eine gute Hausfrau, ihr Lebenlang erwachsen und eingewachsen in einem beschränkten Kreis mühevoller häuslicher Pflichten, die endlich einmal, zum erstenmal, über die schwäbische Grenze in's schöne Schweizerland kam; lang stand sie in stummem Glück auf der Höhe des Rigi. „O Luise," rief sie endlich der Schwester zu, „denk, ich weiß nicht einmal mehr, wie meine Magd heißt!" Das also ist, scheint's, der Gipfelpunkt des Glücks für eine Hausfrau, daß sie vergißt, wie ihre Magd heißt! Ob es die Hausfrau unserer Karavane zu dieser Höhe des Entzückens gebracht, weiß ich nicht mehr; aber ein liebliches Ruheplätzchen für Aug und Herz ist in Wahrheit das grüne Thal von Schwarzenberg, in dem man gern für eine Weile der kleinen Trubel des Alltagslebens vergessen kann.

Nachdem wir lange genug die schönen Berge im Abendsonnenschein betrachtet, zogen wir den langen und mühsamen Weg hinab in den Hirsch zu Schwarzenberg. Wir trafen wenig Gäste mehr, sie waren mit der Sommerzeit verflogen; ich aber glaube, daß es im Spätsommer gewiß angenehmer zu reisen ist im Bregenzer Wald, schon wegen der gar niedrigen, getäfelten Wirthshauszimmer, die in der heißen Zeit doch gar zu lästig sind.

Südliche Gäste aber waren noch da: eine Venetianerin nebst Gatten und Töchterlein. Die Mädchen hätten gerne italienisch sprechen hören, so versuchten

wir der Familie näher zu kommen. Der Mann verstand deutsch und übersetzte der Dame gewissenhaft jedes Wort, das wir zu ihm sprachen; sie verstand weder deutsch noch französisch und trotz dem pünktlichen Dolmetschen des Gatten schien sie gar nicht geneigt, ihn eine Unterhaltung führen zu lassen, die sie nicht verstehen konnte; sie waren von diesem Abend an nicht mehr zu sehen und ließen sich allein Frühstück und Mittagessen auf's Zimmer bringen.

Der folgende Morgen war ein recht belebter in Schwarzenberg. Eine seltsame, nicht unmelodische Musik ließ sich frühe schon von ferne vernehmen; auf dem freien Platz nahe der Kirche sammelte sich nach und nach eine Menge Leute, zumal Weiber in der züchtigen Tracht der Wäldnerinnen, mit Pelzkappen, mit runden und zugespitzten Hütchen; hie und da Männer, den hohen runden Hut in der Mitte mit einem Band oder Schnupftuch zusammengebunden, daß er einer Sanduhr glich, was der possierlichste Kopfputz ist, den man sich denken kann. Alle standen erwartungsvoll bereit und wandten die Blicke rechts und links den Bergen zu, wie etwa Väter und Mütter hinausziehen mögen den Söhnen entgegen, die aus dem Kriege heimkehren.

Näher und näher kommt die seltsame Musik; es sind Herdenglocken! Da ziehen sie von allen Seiten herab, von Mädchen oder jungen Burschen begleitet, die Ersehnten, — die Kühe sind's und Ochsen, die den Sommer über zur Weide auf den Bergen gewesen, und die nun — etwas früh, wie mir dünkte, — ihre Winterquartiere beziehen oder auf eine näher gelegene

Alme getrieben werden. Ach, was gab es da für rührende Erkennungsscenen zwischen Bäuerin und Kuh! „O du Alte, bist au wieder da!“ rief manche im höchsten Entzücken und schlang die Arme um des Thieres Hals und schaute ihm mit rührender Glückseligkeit in die Augen. — Habe nichts dagegen, nur will ich hoffen, daß sie heimkehrende Kinder wenigstens mit derselben Freude begrüßen.

Die Kirche in Schwarzenberg ist vielgenannt durch ein Altarbild, das Angelika Kaufmann selbst in ihre alte Heimat gesandt, eine Krönung der Maria, ein Juwel in der Dorfkirche, die aber auch sonst sehr rein gehalten und würdig geschmückt ist. Uns Protestanten wird oft des Schmuckes zu viel in den katholischen Kirchen; aber wohlthuend berührt doch die Pietät für die heiligen Räume, während unsere protestantische Einfachheit leider oft in Schmutz ausartet. Die Decke der Kirche wurde gerade mit neuen Freskobildern verziert. Eine Himmelfahrt der Maria war vollendet; nach der lieblichen Legende knieen die Apostel um das Grab, das mit blühenden Rosen gefüllt ist, während die Heilige gen Himmel schwebt. Ein anderes Bild stellt die klugen Jungfrauen dar, wie es scheint, aus Märtyrerinnen der ersten Kirche genommen. Ich bin sehr ängstlich, eine Meinung über ein Bild oder eine Musik auszusprechen, man blamirt sich gar leicht bei Sachverständigen; aber ich lasse mich auch durch Kunsturtheile nicht gern irre machen in meinem Privatvergnügen, und so gestehe ich gern, daß mir all diese Fresken als schöne, anmuthige Bilder erschienen sind; ob sie auch Kunstverständige so finden, weiß ich nicht.

Nun verließen wir die Kirche und den sehr belebten Schauplatz unweit davon, wo Menschen und Vieh in schönem Verein sich des Wiedersehens freuten, und zogen auf die Höhe, um uns zu lagern an einem weichen, beschatteten Rasenplatz, von dem wir hinunter blickten auf das grüne Thal mit seinen Dörfern und Kirchthürmen, hinauf zu den prächtigen Bergen, und hinaus in die blaue Ferne, wo noch allerlei Herrlichkeiten lagen, auf die wir aber zunächst verzichten mußten. Solche Ruhestunden auf der Reise, wo man nicht ausdrückliche Merkwürdigkeiten und verordnete interessante Punkte sieht, sind eigentlich die behaglichsten; man gönnt sie sich nur zu wenig in diesem betriebsamen Reiseleben, wo man in Paris frühstücken und „mit den Dardanellen“ zu Nacht speisen kann in Einem Tage.

Da lagen wir also und ruhten und schauten, — zum Plaudern, zum gewöhnlichen Plaudern war's zu schön; in Einem Zug fort bewundern geht auch nicht lange; es ist ein schönes Talent, über jedes Gräslein und Möslein eine Betrachtung anzustellen, — aber es hat's nicht jedermann. Singen konnten wir leider nicht, ganz still bleiben wollten wir aber auch nicht. Da mußte denn jedes den Schatz seines Gedächtnisses aufthun und „die Wesen des Geistes“, wie Felicia Hemans sie nennt, die Gestalten der Dichtung an uns vorüber gehen lassen. „Jephta's Tochter im Gebirge“, „Tells Tod“, Eichendorffs tief schöne Waldlieder wurden gesprochen, so gut und so schlecht wie es jedes verstand, und erfrischt an Leib und Seele zogen wir endlich hinab, um uns an der behaglichen Wirthstafel oben

in dem hellgrün getäfelten Zimmer an einer einfachen guten Mahlzeit zu laben; die Venetianer waren nicht mehr zu erblicken.

Aber leider war unseres Bleibens nicht an dieser friedlichen Stätte. „Vier Sommer in Tirol“ lautete der Titel eines Buchs, das wir im Gasthof trafen; das war ein glücklicher Mensch, der die hatte genießen dürfen! Zwei Tage nur waren uns gegönnt; da wir sie aber zu fünf genossen, so sind sie immerhin für zehn zu rechnen.

Also vorwärts ging's, diesmal über Eck, wo der Weg auch schön und minder steil ist, als der über die Lorenen. Noch einmal war uns der Anblick der majestätischen Berge vergönnt.

Wir hatten gedacht, noch bis Schwarzach zu gelangen, es reichte jedoch nur bis unter die Fittige der Taube von Alberschwende, wo wir im Schutze des schönen Madonnenbildes trotz der fabelhaft niedrigen Zimmer und der bunten kattunenen Kopfkissen eine ruhige Nacht verschlummerten.

Früh auf im Morgennebel! Noch einen Abschiedsgruß der schönen Kirche und ihren Bildern, dann hinab, denselben abenteuerlichen Weg, vorüber an tiefen Schluchten, an grünen Abhängen und geheimnisvollen Häusern im tiefen Grunde, hinab, Bregenz zu und dem schönen See, der uns nun schon wie ein alter Freund vorkam. Es war Sonntag, allüberall Glockengeläute von den Klosterkirchen im Thal und auf der Höhe. Hell und freundlich schimmerte das neue evangelische Gotteshaus von Bregenz aus dem grünen Grunde her, stundenweit kamen Leute zum Gottesdienste hergepilgert.

Wir befreundeten uns auf dem Wege noch mit einem freundlichen Schweizer und seiner Frau, die auch hinzogen, froh, ein eigenes Kirchlein zu haben; wir wären so gerne mitgegangen, aber unser Tagesziel war heute noch ein weites, unser Reiseplan kühner, als er später ausgeführt wurde; so mußten wir diesmal Andacht im Freien halten, und das war auch nicht schwer an solch herrlichem, klarem Sonntagsmorgen.

Noch einmal zogen wir in das alte Bregenz ein, tauchten noch einmal in die weichen, schimmernden Fluten des See's und beschlossen nach langem Familienrath, bei dem, wie gewöhnlich bei Familienräthen, der Herr durch seinen vorher schon gefaßten Beschluß den Ausschlag gab, auf weitere Pläne zu verzichten und den See noch recht und voll zu genießen. So fuhren wir denn Constanz zu und genossen noch mit offenem Auge und frohem Herzen den Anblick all der herrlichen Ufer, bis wir Constanz erreichten, schwimmend auf dem See mit seinen Thürmen und Zinnen.

Wir waren so halb gesonnen, noch eine Nacht in Constanz zu verweilen, und traten auf gut Glück in den Hof eines Hotels, wo bereits zahlreiche Kaffeegäste saßen. Eine zauberhafte Anstalt, dieser Hof, fast wie ein Feenetablissement in Tausend und Einer Nacht, ganz überwölbt von den Zweigen der Platanen, die darin gepflanzt sind, so daß eine magische, grüngoldne Dämmerung herrscht; dazwischen fliegen buntfarbige, fremde Vögel, und eine reizende Kellnerin in anmuthiger Volkstracht, das schwarze Sammtmieder mit Silberketten geschnürt, schwebte ab und zu, die Gäste zu be-

dienen; es war viel Wechsel und Wandel und Leben auf den Straßen draußen, da eben Messe war. Unsere Lust, in diesem Gasthof zu bleiben, verminderte sich. Die badischen Hotels stehen im Kredit, daß sie theuer seien; neben der schönen Kellnerin im Sammtmieder eilten noch so gar viele Garçons aus und ein; wir fürchteten, es könnte dies Nachtquartier zu kostbar werden für eine Gesellschaft von fünfen. So beschauten wir denn noch die Raritäten des Conciliumssaales, mehr zum Besten der jüngeren Mitglieder als der älteren. Ich habe an und für sich nie viel Werth auf Reliquien legen können; das einzig wirklich Interessante, wenn es treu ist, wäre hier das Modell vom Kerker des Huß; die Puppenbilder von Kaiser und Kardinal und dem Reformator sind mehr Fratzen für die Begaffung des Pöbels, als daß sie uns das Bild vorführten

„Vom Prager Hieronymus,
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Huß.“

Ist nur zu wundern, daß man nicht auch noch, wie in jener Raritätenkammer, den Schädel des Huß vorzeigt, wie er zwölf Jahre alt war, und nachher im dreißigsten.

Es reichte noch auf's Schiff; wir entsagten muthvoll den orientalischen Herrlichkeiten des zauberhaften Hofes und fuhren hinüber, zum letztenmal auf dem See, in der wundervollsten Abendbeleuchtung hinüber nach Friedrichshafen, noch recht auskostend alle Herrlichkeit und Lieblichkeit der Seefahrt. Dort wurde uns eine behagliche Rast im Gasthof zum König von Württemberg, der neben dem freien und sorglosen

Hotelleben zugleich alles Gemüthliche und Behagliche des Familienlebens bietet. Es war ein guter und freundlicher Schluß.

Ich weiß nicht, ob unter all dem vielen Scheiden auf Erden, das schon beweint, beklagt und besungen worden ist, auch wohl der Abschied vom Gasthause gehörig beleuchtet wurde, dieser oft so schmerzliche Abschied, dem die kleine Note vorangeht, die wohl manchem das Herz schwer und den Beutel leicht macht. Selbst dieses Scheiden hinterließ in diesem Kleinod von einem Gasthof nur ein angenehmes Staunen über die billige Berechnung der reichlichen Bewirthung, und das aufrichtige Bedauern, nicht länger hier weilen zu können.

Schmerzlich getäuscht in der Hoffnung, uns noch mit einem Seebad erfrischen zu können, weil die träge Badefrau noch nicht vorhanden war, um den Tempel aufzuschließen, ging's dem Bahnhof zu — heimwärts! Das beste Resultat der schönsten Reise, heimwärts über die flache Höhe Oberschwabens bis Ulm, wo wir uns diesmal Zeit nahmen, die alte und immer neue Herrlichkeit des Münsters zu bewundern, heimwärts zu der theuren Schwabenalb, an die man sich erst wieder gewöhnen muß, nachdem man die höheren und schöner gestalteten Berge am See gesehen. Eine Woche war gerade vergangen, seitdem wir ausgezogen; sie hat uns eine liebe Erinnerung hinterlassen, vielleicht für ein ganzes Leben, und sie sei geschrieben zum Troste aller, die nicht Zeit und Mittel haben zu großen und weiten Reisen!

Großvaters Brautwerbung.

Ein Familienfest.

Umsonst ist nichts auf der Welt. Das ist eine alte Binsen- oder Bensenwahrheit (weiß nicht, was die richtigere Schreibart ist) und doch wollen sich die Leute nicht immer dieser Thatsache fügen; sie seufzen und wundern und beschweren sich, daß gar nichts umsonst sein soll, nicht einmal der Tod, wie doch das Sprichwort behauptet. Muß ja selbst dieser schaurige Gast theuer genug bezahlt werden, nicht nur mit Kampf und Thränen, nein, mit klingender Münze für Doktor und Apotheker, für Leichenkutscher, Leichenbitter und Stolgebühren, für Todtengräber und Trauerkleider, für Traueranzeigen und Kränze und Blumen auf's Grab.

Aber auch die Freude, die helle lichte Freude ist selten ein unentgeltliches Geschenk, wenigstens wenn sie mit materiellem Genuß verbunden ist; sie muß meist erkauft werden mit allerlei Sorgen, Mühe und Schweiß. Sei es nun eine Hochzeit, ein Tauffest, ein „ange-

nehmer Abend“, irgend eine frohe Familienfeier, — wie viel Rennen und Laufen, Berathen und Besinnen, wie viel Seufzer der Hausfrau und — Knurren des Hausherrn, wenn er den Beutel ziehen muß, ist vorangegangen, ehe die festlich geschmückten Gäste einziehen dürfen in schön bereitete Räume und sich niedersetzen zum fröhlichen Mahl! Der besten Hausfrau kann der Preis nicht erspart werden, der nun einmal an jedem irdischen Genusse hängt; nur ist das Geheimnis einer guten Hausfrau, das mehr im Herzen liegt als im Kopf oder in der Hand, — daß man wenigstens reine Waare für den Preis bekommt, lautere Festfreude, nicht getrübt durch finstere Blicke des Hausherrn, durch halb lautes Anzanken der dienstthuenden Tochter oder durch Gewetter in der Küche.

Denn die leidige Wahrheit, „es ist nichts umsonst“, hat ja auch eine erfreuliche Seite: keine Arbeit und Mühe in freundlicher Absicht und mit gutem Willen aufgewandt, wird vergeblich sein. Und wie die Hausfrau mit wohlgefälligem Blick ihren schön geordneten Tisch, die heitern Gesichter und den guten Appetit ihrer Gäste überschaut und sich leise sagt: „Gottlob, wir haben uns nicht umsonst so geplagt!“ so hoffen wir, daß einst mit Gottes Hilfe all unsere Müh und Arbeit hienieden, unser Leben und Sterben nicht umsonst gewesen sei.

Umsonst auch war es nicht, daß die Frau Doktor Wächter in Rothenfels samt ihrem erwachsenen Töchterlein Julie, ihren zwei Dienstmädchen und einer noch besonders aufgebotenen Nähterin genäht und gebügelt,

gekocht, gebacken und gegärtelt hatte, alles in Vorbereitung auf den Besuch ihres Papa, des Herrn Consistorialrath Bornstedt, der seinen siebzigsten Geburtstag mit seinen Kindern feiern wollte.

Nein, umsonst war's nicht gewesen. Wie einladend wehten im leichten Sommerwind die schneeweißen Vorhänge an den offenen Fenstern des Gastzimmers! wie war das Bett des alten Herrn so gut gelüftet und gesonnt, und bereitet wie er es liebte! die schön gestickte Vorlage davor und die kleine gewählte Bibliothek auf dem zierlichen Bücherbrett nicht zu vergessen. Julie war den ganzen Tag unermüdet, noch etwas neues herbeizutragen in Großvaters Stube: eine Vase mit frischerblühten Monatrosen auf den Tisch, einen Flacon mit Eau de Cologne, — der Großvater war so ein seltener Gast. Theodor, der Gymnasiast, der zweite Sprosse des Hauses, brachte die Schwester fast zur Verzweiflung, indem er ihr immer andere Gegenstände zutrug, die der Großvater möglicherweise auch noch brauchen könnte: einen alten Nasenklemmer, wenn er etwa seine Brille vergessen hätte, einen Hammer und eine Beißzange nebst etlichen Nägeln, falls er die Bilder an den Wänden anders hängen wollte, eine Mausfalle zur Sicherheit seiner Nachtruhe, einen alten Husarensäbel und schließlich noch einen zerbrochenen Himmelsglobus, wenn vielleicht der Großvater astronomische Studien zu machen wünschte.

Auch im Wohnzimmer war es schmuck und hell; die Bilder der Großeltern mit blauen Kornblumenkränzen verziert, der kleine Hausgarten unten blühte

wie ein Paradiesgärtlein, die Wege waren frisch bestreut mit feinstem Kies und die große Laube, durch deren grünumwachsene Oeffnung man weit hinaussah in das friedliche Gefilde, schön gereinigt, damit man dort Frühstück und Mittagskaffee einnehmen könne, was der Großvater so besonders liebte.

Man würde aber dem Consistorialrath Unrecht thun, wenn man ihn für ungewöhnlich anspruchsvoll und vornehm von Geschmack halten wollte; er war bei all seiner sichern Haltung, seinem für einen alten Mann noch besonders geordneten, fast zierlichen Aeußeren ein sehr bescheidener und ernster Mann, der nie überwiegenden Werth auf die Schale des Lebens legte. Aber das ist wahr, er hatte viel Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit, für harmlosen Schmuck des Alltagslebens, und seine Kinder suchten, noch mehr als er es verlangte, seinen Wünschen zuvorzukommen.

Es war alles so gern geschehen; allerdings in Abwesenheit des Doktors, der zwar nichts dagegen hatte, wenn man dem Schwiegerpapa alle Ehre erzeigte, der aber seinerseits nicht eben viel auf besondere Eleganz hielt; er liebte die gestickten Pantoffel erst, wenn sie hübsch hinuntergetreten waren, und den Schlafrock, wenn er ein bißchen schmierig und zerrissen war; seine Stube durfte nur einmal des Jahres ordentlich geputzt werden, wenn er auf länger abwesend war, und da noch gab's einen Hauptspektakel, wenn der Fußboden noch naß war bei seiner Heimkunft und die Stühle im Gang standen. Aber wie gesagt, er gönnte dem alten Herrn von Herzen alle Lieb' und Ehre, die man ihm

erwies, wenn nur er seinerseits nicht davon belästigt wurde. Die einzig rebellische Person im Hause war die alte Nähterin, die bei den Gardinen hatte hilfreiche Hand leisten müssen. Sie war etwas wunderlich, die alte Greth, und von der Sorte strenger Frömmigkeit, die nicht begreift, daß, der die Blumen wachsen ließ, auch von uns nicht fordert, daß wir das Leben in düsteres Grau kleiden. „Ist eine rechte Unnoth, daß sie noch so viel Anstalten machen für den alten Mann, der mit anderthalb Füß' im Grab steht," bruttelte sie, „so wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen; ist ja, als ob der Großmogul käm'!"

Aber selbst die krittliche Greth versöhnte sich, als der alte Herr ankam, der so würdig und ernst aussah bei all seiner Freundlichkeit, der für jedes einen guten Gruß hatte und so herzlich und schön die Abendandacht hielt im Familienkreise.

Am folgenden Tag, da mußte freilich das ganze Haus früh bereit sein, nur die Stube des alten Herrn war mit einem gefeiten Zauberkreis von „Bscht!" umgeben. Morgens wurden nämlich die Schmekenbacher erwartet; das war Georg, der älteste Sohn des alten Herrn, Pfarrer in Schmekenbach, mit seiner Familie, und die Schmekenbacher waren berühmt dafür, daß sie das Fabelhafte leisteten im Frühkommen, obgleich ihr Dörflein in einem ziemlich verborgenen Erdwinkel lag, etliche Meilen entfernt. Richtig, als eben der Doktor aufgestanden war und Julchen noch die Zöpfe der kleinen Emilie behandelte, siehe da rumpelte schon die grasgrüne Pfarrkutsche herbei, — das Eisen=

bahnennetz erstreckte sich nicht bis Schmekenbach, — und heraus kam der Pfarrer, eine kräftige, würdige Gestalt, heraus zwei halberwachsene Mädchen, bei deren Toilette die Mama das Aeußerste gethan, um sie den Stadtbäschen ebenbürtig zu machen, heraus der kleine Emil, der sich durch Geschrei ankündigte, noch eh er gesehen wurde, heraus endlich die Frau Pfarrerin, deren rundes blühendes Gesicht ganz wohlhäbig aus dem radförmigen Hut nach der vorjährigen Mode hervorblickte. Lottchen, die älteste Tochter, die als letzte im Wagen blieb, reichte nun Körbe, Päckchen und Säckchen aller Form und Größe heraus: getrocknete Birnschnitze für die Frau Schwägerin vom vorigen Jahr, aber noch delikat, Haselnüsse für die jungen Vettern, Uebergewänder für den neugekleideten Emil, die Staatshaube der Mama, die sie den ganzen Weg über auf einer Art Spieß gehalten hatte, damit sie nicht zerknittert werde. Es wollte kein Ende nehmen mit dem Segen, bis endlich das Lottchen selbst herausschlüpfte; und nun all das Begrüßen und das Danken und das Erstaunen, wie das Jettchen so groß geworden sei und das Lottchen so sauber und der Emil so brav, also daß sich selbst der Großvater verwundern werde.

Der war lange schon wach und angekleidet, aber er hielt sich wohlweislich droben im Stillen, bis alle die Freudenwellen sich gelegt hatten und die Geschenke schön geordnet in der Laube lagen. Dann erst erschien er, grüßte und ließ sich begrüßen und wurde endlich von den zwei großen Enkeltöchtern im Triumph an seinen reich mit Gaben bedeckten Platz geführt.

Der liebe Gott hatte recht schönes klares Wetter zum Geburtstagsmorgen geschickt, und selbst die Greth mußte sich freuen, als der blühende, fröhliche Familienkreis um den schneeweißgedeckten, blumengeschmückten Frühstückstisch in der Laube saß; auch der Doktor hatte nichts dagegen, daß alles so frisch, duftig und sauber war; nur klopfte er zum heimlichen Greuel seines Schwiegervaters seine Cigarre allzeit neben dem zierlichen Aschenbecher auf das weiße Damasttuch aus und spuckte auf den Boden. Noch eh der köstlich duftende Kaffee eingeschenkt, der riesige Hefenkranz zerschnitten wurde, erschienen zwei allerliebste Gestalten vor der Laube, die zwei jüngsten Doktorskinder, Hans und Linchen, in der zierlich nachgebildeten Bauerntracht des schwäbischen Unterlandes, aus dem der Großvater stammte; sie sahen allerliebst aus mit den frischen runden Gesichtchen und trugen Blumenstöcke in den Händen. Die Schwester hatte hübsche Gratulationsreimlein für die Kleinen verfaßt, und Linchen hatte das ihre gut gelernt, an Hans aber, so lustig und aufgeweckt er unter seinem Lederkäppchen vorschaute, da war alle Müh vergeblich gewesen, ihm auch nur das kleinste Reimlein beizubringen; er schien den schmucklosen Sinn seines Vaters geerbt zu haben. Endlich hatte ihn die Mutter so weit gebracht, daß er rufen sollte: „Vivat Großvater!“ „Wenn du das recht nett sagst, so bekommst du ein Kaffeeküchle,“ hatte sie ihm verheißen. Linchen, das kleine Bauernmägdlein, sagte denn ganz niedlich ihr Reimlein her und stupfte den Bruder, der nun auch seine einfache Production los

lassen sollte, aber, — o weh, selbst das war ihm entfallen; „ruf Vivat!“ flüsterte Linchen. „Vivat, ein Kaffeeküchle!“ schrie der kleine Kerl, höchst vergnügt, daß er's gefunden. Nun, der Zweck war auch erreicht, insofern er allgemeine Heiterkeit erregte, ein Kaffeeküchlein bekam er, die Pfarrkinder sagten siegreich ihren Glückwunsch her, und das Frühstück nahm seinen fröhlichen Verlauf.

Der Festkönig selbst, der Großpapa, war gar still, so freundlich er auch den blühenden Kreis seiner Kinder und Enkel überschaute mit dem leisen Dankgebete: „Mit einem Stab bin ich über den Jordan gezogen, und nun siehe, ich bin zu zwei Heeren geworden“; sein Auge weilte doch noch öfter weit draußen auf dem friedlichen Landschaftsbilde vor ihm, als suche er in der Ferne die Eine, die des Festes Krone gewesen wäre.

Am Nebentischchen, auf dem man die Geschenke ausgebreitet hatte, um an der Festtafel frühstücken zu können, drohte sich ein Streit zu entspinnen zwischen Julchen, dem Doktorstöchterlein, und ihrem Bäschen vom Land, die beide, ohne von einander zu wissen, dem Großpapa Hausschuhe gestickt hatten, über die Vortrefflichkeit ihrer beiderseitigen Geschenke. „Schön sind deine Pantoffeln freilich,“ gab das Lottchen von Schmekenbach zu, „mit dem rothen Sammtgrund, den schwarz und weißen Palmen und der schmalen Einfassung von Schwanenpelz, aber viel zu elegant für einen alten Herrn; die kann er nur zum Staat vor sein Bett stellen, aber die meinen sind gut, dauerhaft und warm, braun schattirt und mit Wolle gefüttert; die Mama sagte,

das tauge recht für einen alten Herrn." — „Ihr kennt aber den Großpapa nicht!" schrie Julchen in großem Eifer, „der mag nicht nur alles recht und gut, er mag's auch schön und zierlich, sieh ihn nur einmal an! Ich weiß es ja von der Mutter, daß der Großpapa am Feinen und Schönen immer eine Freude gehabt hat!"

„So, so," sagte mit einemmal die tiefe, weiche Stimme des Großvaters, der unbemerkt hinter die Mädchen getreten war, „so, mein Julchen will mich zu einem eiteln, anspruchsvollen alten Mann machen!" — „Ach nein, Großpapa," sagte Julchen tieferröthend, „das gerade ist ja so schön von dir, daß du alles um dich nnd an dir so nett und sauber hast, deswegen ist Jedermann so gern bei dir; du bist's ja wohl dein Leben lang so gewöhnt gewesen!"

„Nein, Kind, das bin ich nicht," sagte der alte Mann mit ernstem Lächeln, „meine Wiege hat in einem dürftigen Stübchen gestanden, und die Freude an einer schönen Umgebung, am Schmuck des Lebens, hätte mir nahezu gefährlich werden und mich um das köstlichste Kleinod meines Lebens bringen können."

„O Großvater, wie das?" fragte Julchen verwundert; erst jetzt fiel ihr ein, wie sie doch so gar nichts von des Großvaters Geschlecht und Herkunft wisse, während die Vorfahren des Vaters, eine lange Reihe von Pfarrers- und Dekansfamilien, oft und viel genannt wurden.

„So, so, mein neugieriges Mäuschen möchte gern wissen, wie der Großvater die Großmutter nahm?"

fuhr der alte Herr in bester Laune fort, „nun, dazu kann einmal Rath werden, nur jetzt nicht, wo die Kleinen noch nicht alle ihr Frühstück haben.“

„Aber auf den Abend, Papa,“ bat die Doktorin; „wir alle wissen kaum so recht, wie Sie und Mama zusammengekommen sind, die Mama hat mir's nie genau erzählt.“

„Nun, das sollt ihr wissen,“ versicherte der Vater, „auf den Abend, wenn die kleinsten, auch unser Bauernpärchen, zur Ruhe gegangen sind; der Eltern Geschichte gehört mit zum Vermächtniß für die Kinder, und bei mir ist's seit lange schon Zeit, daran zu denken; ihr sollt erfahren, wie wir zusammengekommen.“

Die Augen der jungen Mädchen glänzten; auch das Pfarrlottchen hatte schon Romane gelesen und hätte gar zu gerne gewußt, ob sich denn in Wirklichkeit auch so etwas begebe, wie's in den Geschichten stand. Bei Vater und Mutter, da wußte sie's freilich auswendig, da war es gar zu einfach hergegangen. Er war Vicar gewesen im Pfarrhause zu Oppelspohn, wo die Mama als bescheidenes Veilchen aufgeblüht; nach des Vaters Tode war er Amtsverweser geworden, und es hatte sich gewissermaßen von selbst verstanden, daß er sie heimgeführt. Aber beim Großvater, da mußte etwas Besonderes gewesen sein! Die Mädchen hatten schon allerlei munkeln hören, wie er gleichsam beinahe einmal mit einer Gräfin verlobt gewesen sei; sie konnten kaum erwarten, bis der Abend kam.

Morgengewölke.

Der Tag war fröhlich vergangen, der alte Herr hatte die Seinen zum Theil das Fest allein feiern lassen und sich zurückgezogen; jetzt saß er heiter in der Sophaecke unter dem Bild seiner lieben Frau, das gar sanft und freundlich aus dem Kornblumenkranz hervorblickte.

Die Kleinen waren zur Ruhe, Töchter und Enkeltöchter saßen um den Greis, Julchen auf einem niedrigen Tabouret zu seinen Füßen, Pfarrer und Doktor im Hintergrund, die ganze Scene in blauliche Rauchwolken hüllend. Der Doktor verschmähte beharrlich den Thee, der heute, dem Großvater zu Ehren, zu besonderem Vergnügen der jungen Welt, mit reichlichen Zuthaten die Tafel zierte, er labte sich dafür an Schinken und Bier; die Patienten hoffte er für heute besorgt zu haben, und war, wie die andern, in allerbehaglichster Laune, den Bericht des Großvaters zu hören.

„Ich glaube nicht, Kinder," begann der alte Herr, „daß ich euch je ein Geheimniß daraus gemacht habe, daß ich meine Jugend in gar dürftigen Verhältnissen verlebte. Meinen Vater, der Schulmeister gewesen, habe ich kaum mehr gekannt; so weit meine Erinnerung geht, lebte ich mit der Mutter in der oberen Stube eines Bäckerhauses zu Sondlingen, wo der Vater Schulmeister gewesen. Verwöhnt bin ich somit nicht geworden, und doch kann ich nicht leugnen, daß die Freude am Schönen und Feinen, ein Sinn für den

Schmuck des Lebens, was mein Julchen dort an mir bemerkte, mir eigen war, so lange ich denken kann. Wo hat der Bube aber den vornehmen Gout her! seufzte oft meine gute Mutter, und so wenig diesem „Gout“ Nahrung geboten wurde, ich sah doch, wo ich ihn in etwas befriedigen konnte. Ich brachte Blumen in der Mutter Stube, ich wichste eigenhändig unsere große Kommode, daß sie schön glänzend wurde, ich gab die wenigen Kreuzer, die ich hier und da vom Schultheißen für einen Botengang erhielt, dafür aus, von wandernden Italienern eine Gipsfigur zu kaufen, einen grünen Papagei oder einen Napoleon. Das Pfarrhaus, das sonst den Dorfkindern die äußeren Formen gebildeten Lebens darstellt, bot mir nichts dergleichen. Unser Pfarrer war ein alter kinderloser Wittwer, von einer trutzigen Magd regiert, die wenig Werth auf Schmuck und Zier des Lebens legte; er war ein guter Herr, der mir auf Bitten der Mutter auch lateinische Stunden gab, aber es geschah nichts bei ihm zur Ausbildung meines Geschmacks.

Meine Freundin war die Nähmadel, die alte bucklige Nähterin, die von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf mit ihrem Nähkissen und ihrem Nasenklemmer ein unterhaltendes Wanderleben führte, die eine Menge zu erzählen wußte, und die, was mir noch viel mehr werth war, mir Bücher lieh, allerlei alte wunderbarliche Volksgeschichten, die mich aus der oft trübseligen Wirklichkeit in wunderbare Zeiten und Welten versetzten. Mein liebstes Plätzchen war ein Hollunderstrauch an der Kirchhofsmauer oder die Rinne zwischen

unserm und des Nachbars Dach; da saß ich mit meinem Buch und ließ mich die Sonne anscheinen und träumte mir die wunderbaren Dinge, die ich alle herzaubern wollte, wenn mir des Fortunatus Wünschhütlein zu Theil würde. In den tiefen Sinn der alten Märchen bin ich damals nicht gedrungen, sonst hätte ich die Warnung wohl verstanden, mit der sie alles ungeheuerliche Glück begleiten, wie in dem tragischen Geschick von Fortunatus Söhnen und den Kindern der schönen Melusina.

Es schien vor der Hand auch die Gefahr nicht zu drohen, daß mir ein abenteuerliches Glück zu Theil werden sollte. Wohl meinte der Pfarrer nach dem Resultat unserer lateinischen Studien, es könnte am Ende bei mir zum Studieren reichen; meine Wange glühte, mein Herz schlug lauter, wenn ich an diese Möglichkeit dachte; ich weiß nicht, ob es damals tiefer Wissensdrang war, was mir diesen Gedanken so lockend machte, es war wohl mehr der Wunsch, das Leben der Gebildeten zu führen, mein „hehlinger Hochmuth", wie es meine gute Mutter nannte. Die Mutter aber war zu ängstlich, es zu wagen, mit ihren dürftigen Mitteln mich studieren zu lassen. „Ich könnte die Kleidung schon nicht auftreiben," meinte sie, und allerdings in den Röcken vom Vater selig, die sie mir eigenhändig einnähte und kürzer machte, und die ich zu meiner Qual tragen mußte, machte ich keine elegante Figur.

Das einzige, was ich erlangte, war, daß ich zum Schulstand bestimmt wurde.

Mit den ersten, wenn auch mäßigen Zügen aus dem Born des Wissens erwachte in mir eine brennende Sehnsucht nach mehr, und Pfarrer zu werden schien mir das schönste Erdenloos, noch ehe ich das Pfarrtöchterlein zu Rebhalde erblickt, wohin ich als Schulgehilfe kam.

Es war zur Zeit des Spätsommers, als ich bei dem wohlmeinenden alten Schulmeisterspaar eintraf, dem ich zugewiesen worden.

„Kommen Sie nur mit, Herr Provisor," sagte der alte Mann, „der Herr Pfarrer sind im Garten, da kann ich Sie gleich vorstellen, habe ohnehin etwas auszurichten."

Ich hatte gewaltigen Respekt vor einem geistlichen Oberhaupte. Auf der Alb, wo ich bei einem Schulmeister meine Lehrzeit gemacht, war der Pfarrer ein zorniger, gewaltthätiger Herr gewesen, vor dem ich stets in stiller Angst begriffen war, weil er mich bei jeder Gelegenheit anschnauzte und immer von dem Gedanken ausging, man könne die Schulmeister gar nicht genug „drunten halten". Da hat mir's denn in der Seele wohlgethan, wie mir im Pfarrgarten zu Rebhalde ein blasser, sanft aussehender Mann mit freundlichem Gruß entgegenkam. Ein Gruß ist so flüchtig, scheint so unwichtig, und doch kann ein solcher ein Menschenherz erwärmen oder erkälten für lange Jahre. Ich habe jene erste Begrüßung des Pfarrers nicht wieder vergessen."

„Das war also unser Großpapa," sagte die Frau Doktorin, „hat die Mama auch so freundlich gegrüßt? Wie alt war sie denn damals?"

„Wohl kaum sechszehn," sagte der Papa; „sie saß bei der Mutter in der Laube; ob sie andern so schön vorgekommen ist, weiß ich nicht, — mir ist sie erschienen wie ein Engel in dem himmelblauen Kleide, als die Sonne durch die blonden Löckchen schien, die wie ein Heiligenschein ihr zartes, blühendes Gesicht umgaben. Mich dünkte, ich habe nie zuvor ein so anmuthiges Frauenbild gesehen, — hatte freilich bis dahin auch noch wenig Zeit und Gelegenheit gehabt, in Frauengesichter zu schauen.

Das Pfarrtöchterlein aber geberdete sich wie ein gewöhnliches Menschenkind, fröhlich und freundlich; die Tasse Kaffee, die sie mir bot auf Geheiß ihres Vaters, schmeckte freilich wie selten eine; später durfte ich ihr und den Geschwistern helfen beim Obstabnehmen; es war ein glücklicher Nachmittag. Klärchen war das Herzblatt der alten Schulmeisterin, keine Spur bei ihr von dem Standeshochmuth, der sich oft gerade bei Pfarrkindern bildet, die sich unweigerlich als die ersten ihrer Umgebung ansehen lernen.

Ich habe das Pfarrklärchen immer so gefunden, sanft und herzensgut, einfach und freundlich gegen Jedermann; ich glaube nicht, daß sie sich je einmal besonnen hat, wie sie sich benehmen wolle, sie ist nie schnippisch, spritzig und spröde gewesen, wie manche junge Mädchen, und doch hat sich nie ein Mann eine kecke Rede oder einen frechen Blick gegen sie erlaubt, obgleich sie später noch unter allerlei Leute gekommen, mein armes Klärchen! Aber sie war gefeit vor vielen durch den stillen Zauber reiner Weiblichkeit.

Es gab nun manche Gelegenheit, das Pfarrtöchterlein zu sehen, da ich oft Geschäfte im Pfarrhause hatte; ich sah sie auch ohne den Heiligenschein im schlichten Hausgewand, — am schönsten aber erschien sie mir am Sonntag früh, wenn sie mir aus des Vaters Stube das Lied brachte, das gesungen werden sollte, schon geschmückt im rosenrothen oder himmelblauen Sonntagskleid im Sommer, an Pfingsten und Himmelfahrt im schneeweißen. Von der Orgel, wo ich vorsingen mußte, sah ich gerade hinunter auf den Gitterstuhl der Frau Pfarrerin und sah das helle Kleid heraufschimmern. Ich glaube nicht, daß ich darüber meine Andacht verloren, — ich konnte von Herzen für sie beten, — ich habe damals nicht gewagt, zu bitten, Gott solle uns zusammenführen, — ich war ein blutarmer Mensch, und wie bescheiden Pfarrers Verhältnisse auch sein mochten, die Pfarrtochter stand doch unerreichbar hoch über mir.

Der Pfarrer war immer freundlich gegen mich, und da er bald mein ernstes Streben erkannte, weiter zu kommen, so half er mir in jeder Weise durch Bücher und durch Anleitung. Auch durfte ich im Pfarrhaus Lectionen geben: Rechenstunde den jüngeren Söhnen und der Klara; die Pfarrerin, die sonst wenig auf weibliche Gelehrsamkeit hielt, meinte, Rechnen sei allewege nützlich für Mädchen. Dienstag und Freitag gab ich die Stunden, und ich spürte immer schon morgens an der besonderen Freude beim Erwachen, wenn Dienstag oder Freitag war. Ob ich jederzeit ein pünktlicher Lehrer war? — ich weiß es nicht, es kam manchmal,

daß ich Klara ihre Tafel zurückgab mit einem „ganz recht“ und die naseweisen Buben dann schrieen: „Ist erst nicht recht! Die Klara hat den Bruch nicht recht! Der Herr Provisor hilft Klara!“ Im ganzen aber hütete ich meine Augen und meine Lippen sorgfältig; nur das Glas Wein, das die Frau Pfarrerin mir hinstellte in jeder Lection, konnte ich nicht berühren, so wohl mir's gethan hätte, da im Schulhaus nur Apfelmost getrunken wurde, ich konnte mich nicht so wie eine dienende Person bewirthen lassen. Auch freute es mich, daß mich Klara immer mit meinem Namen, nie Herr Provisor anredete wie die andern. Aber die Frau Pfarrerin hatte, wie es schien, doch Verdacht geschöpft; ich war sehr betrübt und erschrocken, als sie mir eines Tages sagte: „Klara kann wohl nicht mehr an den Stunden theilnehmen, es gibt so viel im Hause zu thun.“ Ich hatte ein bißchen ein böses Gewissen dabei, und nahm mich nun gewaltig zusammen, damit die Buben nicht merken sollten, wie langweilig jetzt die Lehrstunde für mich war.“

„Aber,“ unterbrach sich der alte Herr plötzlich, indem eine Röthe fast jugendlicher Verlegenheit sein Gesicht überflog, „ich vergesse mich und plaudere euch zu lange von der alten Zeit.“ Er hatte bemerkt, mit wie athemlosem Interesse die Mädchen, zumal das Pfarrlottchen an seinen Lippen hing, da mochte es ihm bedenklich scheinen, ob nicht besagtes Lottchen auch die jungen Schullehrer zu Schmekenbach darauf ansehen könnte, ob nicht etwa ein zukünftiger Consistorialrath unter ihnen sei.

„O nein, Großpapa,“ riefen beide Mädchen eifrig, „jetzt kommt’s ja gerade am schönsten!“ und die Doktorin legte freundlich ihre Hand auf den Arm des alten Mannes: „jetzt, Papa, ist dir einmal das Herz aufgegangen,“ bat sie, „jetzt laß es heraus, es thut den Mädchen nichts; sie sind gescheid genug, um zu wissen, daß nicht jede Idee, die in ein junges Herzchen kommt, gleich der rechte Grundgedanke für die Zukunft ist.“

„Nun, meinetwegen,“ sagte der alte Herr, der in Wahrheit jetzt selbst nicht gern abgebrochen hätte, „auf alle Fälle, Kinder, bedenkt, daß ich meinen Herzenswunsch in tiefster Stille hegte, und daß Klara die heilige Schranke, die um ihr Geschlecht gezogen ist, nicht mit einem Wort, mit einem Blick überschritten hat. Lange Jahre nachher habe ich erst erfahren, daß auch ihr die Rechenstunden lieb und wichtig gewesen sind, daß sie mir allemal gern das Kirchenlied gebracht, und daß es sie Thränen gekostet, wie die Mutter versicherte, sie könne jetzt genug rechnen.

Es war doch eine glückliche Zeit für mich; das Dachstübchen im Schulhaus, das mir zugewiesen war, schmückte ich mir allmählich so schön wie nur möglich aus, das Fensterchen schaute hinüber in den Pfarrgarten, und an stillen Abenden blies ich Flötensoli, die wahrscheinlich sehr rührend anzuhören waren.

Da ging mir ein Glücksstern auf in Gestalt meines Herrn Vetters und Döte, des Bäckermeisters Zwieseler, der mir immer gewogen gewesen war und oft rühmend versichert hatte: „Ich sag’s euch, kein Mensch thät’s glauben, was für ein Kopf in dem dürren Hering steckt.“

Dieser hatte durch eine späte zweite Heirath ein Haus mit Bäckereigerechtigkeit in der Universitätsstadt erworben; er meinte, wenn ich's riskieren wollte und studieren, so solle es ihm nicht auf ein Kämmerlein in seinem Hause und auf ein Plätzchen an seinem Tische ankommen; im übrigen, meinte er, würde sich's ja wohl vollends erschwingen lassen.

Das meinte ich auch, mir ging die Zukunft goldig weit auf, die hohen Hallen des Wissens, der traulich süße Garten häuslichen Glücks — nichts schien mir unerreichbar.

Kaum konnte ich reden vor innerer Bewegung, als ich in der Studierstube des alten Pfarrers stand, um Abschied zu nehmen. Er war so herzlich und väterlich mit mir, es mußte doch heraus, was noch nie auf meine Lippen getreten war, ich mußte ihm sagen, wie lieb ich seine Tochter habe, und wie mein höchstes Ziel sei, so weit zu kommen, daß ich einmal um sie werben dürfe. Ich war selbst verwundert über meinen Muth und wagte nicht mehr aufzuschauen, als ich gesprochen.

Was der alte Herr, der zu jeder längeren Rede eine Extrabrille aufzusetzen pflegte, nun zu mir sagte, das haben schon gar viele wohlmeinende Väter und Mütter gesagt, wenn junge heißklopfende Herzen ihre glühenden Wünsche vor ihnen ausgegossen, und sie haben wohl Recht gehabt damit, wenn's den jungen Herzen auch weh gethan.

Es war die alte traurige Geschichte: wie schwer es sei, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, wenn man sich zu früh gebunden, wie drückend ein vorzeitig

gegebenes Wort für einen Mann werden könne, und wie bitter für ein Mädchen, wenn dies Wort ihn gereue, wenn sie sich verlassen sehe oder als eine Last für den Mann betrachten müsse, und wenn nur Pflichtgefühl das Wort löse, das junge Liebe gegeben. „Zudem ist meine Klara arm, und eine Versorgung könnte nöthig für sie werden, wenn ich bald sterben sollte,“ schloß er.

Er hat nicht hart und nicht hoch herab mit mir gesprochen, der alte Pfarrer, er hat mich einmal lieber Sohn genannt, und das hat mir wohlgethan im innersten Herzen. Aber er hat mein heiliges Versprechen verlangt, daß ich Klara kein Wort über meine Liebe sagen und schreiben dürfe. „Wenn Ihnen Gott durchhilft zum Ziel, wenn er Ihnen einen Herd bescheert, an den Sie eine Frau führen können, und Ihr Herz fühlt noch wie heute und meine Klara ist noch frei, so sollt ihr meinen Segen zusammen haben, auch wenn ich ihn nicht mehr aussprechen kann. Bis dahin aber geht eures Weges in der Stille.“

Also kein Wort und keinen Brief! Ob ich den Muth gehabt hätte, das Wort zu sprechen, glaube ich kaum. Aber ich besaß ein himmelblaues Heft, darin hatte ich seit Jahren schon mit meiner allerschönsten Schrift schöne Gedichte geschrieben, wo ich sie gefunden, auch meine eigenen dazu, die ich bescheiden nur mit Anon unterzeichnete.“

„Was soll das Anon heißen, Großpapa?“ fragte Julchen.

„Das heißt Anonymus, der Namenlose. Klärchen hat mir später gesagt, daß sie öfter gefragt habe, wo

denn wohl die gesammelten Gedichte des Herrn Anon zu finden seien, sie haben ihr so gar wohl gefallen.

Das Heft nämlich durfte ich auf des Pfarrers Erlaubnis der Klara als Abschiedsverehrung anbieten. Ich habe es ihr im Garten gegeben, sie wünschte mir Glück für meine Zukunft recht von Herzen; es war früh im Jahre um die Osterzeit; sie gab mir das Aurikelsträußchen, das sie eben in der Hand hielt, „daß Sie doch auch ein Andenken haben an unser Gärtchen". Ich habe dem Pfarrer Wort gehalten und bin ohne mich auszusprechen von ihr geschieden.

Das tiefe Herzeleid des Abschieds hat nicht lange angehalten; die neue Welt, in die ich eintrat, der Pfad, auf dem ich mein Glück gewinnen wollte, lag gar zu lockend und schön vor mir; ich meinte, in einem Jahr müßte ich die Geliebte verdienen können, und die härteste Arbeit schien mir eine Lust."

„Aber Großpapa, du hast ja erst das Maturitätsexamen machen müssen," erinnerte der Gymnasiast, des Doktors Aeltester, der sich eigentlich als Contrebande eingeschlichen hatte.

„Hast Recht, Junge," sagte lachend der Großvater, „hast sehr Recht, und wer seine Braut in einem Jahre verdienen will mit Studieren, der hat nicht bedacht, was es heißen will, mit mangelhafter Vorbildung ein Maturitätsexamen machen. Ihr, denen man das Wissen bequem in den Mund schiebt und die ihr euch noch besinnt, ob ihr ihn auch aufmachen wollt, ihr habt keinen Begriff, wie sauer es mir geworden. Doch hatte ich zu Rebhalde mit Hilfe des guten Pfarrers fleißig

vorgearbeitet und schrieb ihm mit Stolz und Freude im Herbst, daß ich nun als Student inscribiert sei."

„Warum bist du nicht selbst in der Herbstvakanz hingegangen, Großpapa?" fragte Julchen, „weißt, jetzt als Student hättest du es schon können!"

„So, gnädiges Fräulein, hättest du's gütigst erlaubt?" fragte der Großvater in guter Laune. „Ja, Kind, ich war krank, hatte mich zu sehr abgearbeitet und noch eine Erkältung geholt, als ich, schon in den kühlen Tagen, einen Studenten aus dem Wasser zog, der in Gefahr war, beim Baden zu ertrinken.

So mußte ich dableiben und mich von des Vetters Frau in gutmüthiger, wenn auch etwas roher Weise verpflegen lassen.

Nicht weich und blumig ließ sich der Pfad der Wissenschaft für mich an, als der Winter begann. Vetter Zwieseler meinte es gut mit mir und hielt große Stücke auf seinen „Schorsch" — er war nie zu bewegen, mich Georg zu nennen, Schorsch kam ihm so viel feiner und gebildeter vor — aber an die Aufmerksamkeit dachte er doch nicht, mir ein eigenes geheiztes Zimmer zu geben. Neben der großen Bäckerstube war noch eine Art von Familienstübchen, da stand mir's frei, an einer Ecke des langen Tisches mich anzusiedeln mit meinen Büchern und Papieren, während der junge Sprößling des Vetters in der Wiege daneben seine ersten Träume träumte und seine ersten Schreiübungen anstellte: der Vetter meinte, es würde mir nicht schaden, wenn ich unter dem Lesen und Schreiben „iebodd" (bisweilen) der Wiege einen Stoß gebe.

Draußen in der großen Stube ging der lebhafte Verkehr der Bäckerei fort, trank hier und da einer ein Gläschen Branntwein; es war ein erquickliches Studieren! In's tiefste philosophische Problem tönte die schrille Bemerkung eines Dienstmädchens: „Die Brezeln sind aber auch nicht neubacken!" oder „Mein Herr will rösche Weck, keine so weiche Dinger!" — ich hatte vielfach Gelegenheit, Geist und Stoff zu vergleichen.

So saß ich denn einmal seufzend zwischen den Gedanken des alten Kant und dem Geschrei des jungen Zwieseler, als der Vetter Zwieseler mit überaus beglückendem Gesicht hereinkam.

„Was meinst, Schorsch," sagte er, „was ich so eben beim Herrn Universitätsamtmann vernommen? Weißt, wer der junge Mensch gewesen, den du im Sommer aus dem Neckar gerettet hast, wo ich gleich g'sagt hab', das muß ein Dummer g'wesen sein, sonst wär' er da nicht 'neingegangen? Ein Graf ist's g'wesen und das ein reicher! ein Bissele ein Dummer freilich, deswegen soll er gerade studieren, daß er nicht noch dümmer wird. Und sein Herr Papa will ihm einen Studenten einthun, der umsonst bei ihm wohnen und mit ihm essen und ihm studieren helfen soll; sie kriegen zusammen drei schöne Stuben. Da hat der junge Herr denjenigen verlangt, der ihn aus dem Wasser gezogen hat, und der Amtmann hat mich gefragt, ob du's seist und wie du dich sonst aufführest. Da ist er an den Rechten gekommen! Versteht sich, daß ich dich nicht schlecht herausgestrichen. Hab' zwar gesagt, du seiest noch ein dürrer Hering, und auch unser fettes Essen wolle

nicht anschlagen, aber einen Weltskopf habest du, es sei dir nichts verborgen. Da lachte der Herr Universitätsrath und sagte, man wolle dich ja zum Studieren, nicht um dich zu metzgen — und heut Nachmittag sollest zum alten Grafen auf die Post kommen.“

So war's, — jene so natürliche, in raschem Instinkt vollbrachte That hat mir reiche Frucht getragen. Was ich opfern mußte an Zeit, an persönlicher Freiheit, das gewann ich doppelt wieder an innerer Freiheit, nun die schwere tägliche Sorge von mir genommen war, nun das äußere Behagen mich umgab, auf das ich vielleicht immer etwas zu viel Werth gelegt.

Der junge Graf Palfy war allerdings sehr schwach begabt, aber ein nobler Charakter und ein herzensguter Mensch; seither vielfach gehänselt und mißbraucht, schloß er sich mir, der ich ihn mit natürlicher Achtung wie einen rechten Menschen behandelte, und im Nothfall nach außen vertrat, mit rührendem Vertrauen an, mir aber gab dies Verhältnis eines Leiters und Schützers einige Sicherheit, wie ich sie nie gekannt. Meine gute Mutter hat noch diese günstige Wendung meines Schicksals erlebt und schloß beruhigt ihre Augen, nun sie ihren Liebling doch als künftigen Pfarrherrn sehen konnte; auch der Pfarrer zu Rebhalde freute sich über mein Glück.“

„Aber in den Osterferien bist du dann nach Rebhalde gegangen?“ fragte Julchen.

„Wäre gern,“ sagte der Großvater, und fast war's, als ob noch jetzt eine leise Röthe der Verlegenheit, des Schuldgefühls sein ehrwürdiges Antlitz überziehe, „aber

ich mußte den jungen Grafen nach Ungarn auf das Gut seiner Großmutter, der Stiefmutter seines Vaters, begleiten."

„Mußtest du?" fragte Julchen, die zu Zeiten ein bißchen impertinent und naseweis sein konnte.

„So, gestrenges Fräulein," sagte, noch nicht ohne jene leise Verlegenheit lächelnd, der alte Herr, „stellst du den Großvater zur Rede im Interesse der Großmama? Ja, meine Begleitung für den jungen Grafen wurde gewünscht, aber es war auch der Zauber der Ferne, der weiten, weiten Welt, der lockende Reiz neuer Verhältnisse, der mich, dessen Jugend in so einförmigem, dürftigem Kreise verflossen, hinauszog. Ich dachte treulich an Klärchen, aber ich wollte sie überraschen, verwandelt wie Aladin aus dem Wunderbad."

„Und ist's dann so schön gewesen?"

„Das erzählen wir morgen," sagte der Großvater aufstehend, „siehst, deinem Papa ist schon im Schlafe die Pfeife aus dem Munde gefallen, — auf morgen im Garten! muß es machen wie der Vater in Campe's schöner Geschichte vom Robinson Crusoe."

Abendlicht.

Julchen und das Pfarrbäschen hatten das Frühstück im Garten so lockend und schön bereitet, wie nur möglich, und freuten sich sehr auf den Schluß von Großpapas versprochener Geschichte.

„Du, ich bin begierig, ob er dem Klärchen getreu bleibt; je nachdem er da drin eine gesehen hat, geht's schlimm!“ meinte bedenklich das Lottchen.

„Dumm's Ding!“ sagte Julchen herabsehend, „das wissen wir ja schon; vergißt du denn, daß Klärchen unsere Großmutter gewesen ist?“

„Ja so!“ sagte Lottchen, der jetzt erst ein Licht aufging, etwas überrascht, „aber wie's so gekommen ist, müssen wir doch erst hören.“

Nun, das sollten sie, obgleich dem alten Herrn seine Mittheilungen nicht ganz so leicht wurden, als abends zuvor, wo die Vergangenheit wie von selbst in seiner Seele wieder aufgelebt war. Es wird wohl wenige so Glückliche geben, für die ihre Selbstgeschichte nicht ein Selbstgericht ist.

„In Ungarn also bin ich gewesen,“ hob er an, „und Herz und Auge ging mir weit auf bei diesem ersten Flug in die Welt. Die frische helle Lust am Leben, die unter dem Druck der Armuth und später der angestrengten Arbeit sich nie hatte regen können, entfaltete nun mächtig die Schwingen. Die Wahrheit eines neuern Schriftstellerwortes: „Lehrer sind die Stiefkinder der Welt,“ hatte ich früher reichlich erproben dürfen; auch als Student in meinem Verhältnis zum Grafen hatte ich mich der übermüthigen Studentenjugend gegenüber oft gedrückt gefühlt, und Benennungen wie: „gräfliche Kindsmagd“, „herrschaftlicher Bärenführer“, hatten mich oft peinlich verletzt.

Hier nun, auf dem Gute der alten Dame, fühlte ich mich nicht als Stiefkind der Welt. Niemand

fragte nach meiner Herkunft und frühern Laufbahn. Meine Verdienste um den jungen Grafen, in dem die Großmama einen Cretin gefürchtet, und den sie nun über Erwarten kultiviert fand, wurden überschätzt; in der Einsamkeit des Landlebens war bei den lebhaften Damen, der Gräfin und der schwarzäugigen Comtesse Katharina, ihrer Enkelin, jede Unterhaltung willkommen, und ich sah mich mit einer Auszeichnung behandelt, die mich in Wahrheit in einen beständigen gelinden Rausch versetzte. Mir war zu Muthe, wie dem verzauberten Königssohn, der unversehens in seines Vaters Erbe wieder eingesetzt ist; es war mir, als sei ich zu solchem Leben geboren, und bald bewegte ich mich auf diesen weichen Teppichen, in dieser vornehmen Atmosphäre wie in meinem Elemente. Vetter Zwieseler hätte sich gefreut, zu sehen, wie der „dürre Hering“, wie er mich betitelte, nun blühend und gedeihlich wurde.

Viel heimliche Angst machte mir zu Anfang das Reiten auf dem feurigen Rosse, das zu meiner Verfügung gestellt wurde; doch war ich als Dorfkind des Verkehrs mit Pferden nicht ungewohnt; der Stallmeister der Gräfin, ein Landsmann, gab mir Privatlectionen in der Früh, und bald konnte ich mit meinem Zögling und Gräfin Katharina dahinfliegen über das weite Haideland, wie ich mir's wohl oft geträumt in meinen Knabenjahren, wenn ich mit einem erbeuteten Märchenbuch hinter dem Hollunderbusch an der alten Kirchhofsmauer oder in der Dachrinne saß.

In einem schwäbischen Zeitungsblatt, das seinen

Weg nach Ungarn fand, las ich den Tod des Pfarrers von Rebhalde, und mit schmerzlichem Vorwurf stieg mir das Bild des blondlockigen Pfarrtöchterleins auf, das etwas verblichen war vor den brennenden Farben neu aufgegangener Bilder.

Es wurden allerlei Stimmen in meinem Herzen laut. „Die Pfarrfamilie ist arm,“ sagte mir die eine, „wenn du auch Klärchen noch nichts bieten kannst, so ist es doch wohl der Mutter ein Trost, wenn du die Hoffnung aussprichst, die Tochter erwerben zu können, ihr Halt und Stütze zu werden.“

Dann erhob sich eine andere, eine gar wohlüberlegte Stimme, die mich an die Bedenken des alten Pfarrers gegen eine zu frühe Verlobung mahnte und wie ich ihm eigentlich versprochen, mich nicht zu erklären, ehe ich seiner Tochter einen sicheren Herd bieten könne, und Klara könnte ja eine bessere Versorgung finden. Dieser Gedanke zog mir nicht mehr das Herz so heiß und schmerzhaft zusammen, wie vor wenigen Wochen. Es ist erstaunlich, wie an die Stelle junger, unbedachter Liebe so auf einmal kindlicher Gehorsam und verständige Ueberlegung treten kann, wenn — das Herz sich etwas abgekühlt hat.

So schrieb ich der Pfarrfrau einen Brief voll Theilnahme, voll Herzensdank für alle Güte, die mir der Verstorbene erwiesen, ich bot mich zu jedem Dienst an, den ich ihr und ihrer Familie leisten könne, und bat, Fräulein Klara meine theilnehmende Empfehlung zu sagen. Es war so ein schöner Brief, so ganz nach dem Wunsch des seligen Pfarrers — aber — es gibt

ein Gewissen der Vernunft und eins des Herzens, — mein Herzensgewissen war mit diesem schönen Condolenzbrief denn doch nicht so recht zufrieden.

Spät erst erhielt ich eine kurze Rückantwort der Frau Pfarrerin, in der sie für meine Theilnahme dankte und mir mittheilte, daß sie zu einer entfernt wohnenden Schwester ziehen werde, — von Klara kein Wort."

„Aber nachdem du mit dem Grafen zurückwarst, hast du sie besucht, nicht wahr, Großvater?" fragte das allezeit vorlaute Julchen.

„Ich kam nicht dazu, die Reise war umständlich und beschwerlich, ich hatte viel zu arbeiten, sollte meinen Zögling nicht verlassen, — wußte nicht, ob ich die Pfarrfrau noch treffen würde, — — will's kurz machen, Kinder: ich habe glücklich samt meinem Grafen meine Studienzeit vollendet und wurde in die Residenz berufen als Pfarrgehilfe. Man sagte, daß mir eine glückliche Gabe des Vortrags verliehen sei, — es ist mir Ernst gewesen mit meinem heiligen Beruf, — und doch — Gott allein weiß, ob ich mehr vor Ihm gestanden oder mehr vor meinen Zuhörern, wenn ich die Herzen hinriß mit begeisterter Beredsamkeit.

Ich wohnte nahe der Kirche, — es war ein wunderlich Gefühl, mit dem ich, schon Stunden vor Beginn des Gottesdienstes, Scharen, namentlich Damenscharen, der Kirche zuströmen sah . . ."

„Großpapa ist gewiß auch ein recht schöner junger Mann gewesen," flüsterte Julchen dem Pfarrlottchen zu.

„. . . . Ein wunderlich Gefühl, wenn ich der Zeiten

gedachte, wo ich als bescheidener Lehrgehilfe beim Pfarrer nach dem Kirchenlied gefragt, und nun die gedrängte Menge, auch aus der höchsten Aristokratie, überblickte, deren Augen an meinen Lippen hingen. Gott weiß, es war mein Wille demüthig zu bleiben und aufrichtig, aber es war nicht lauter seelsorgerliches Interesse, was mein Herz bewegte, wenn der Meßner in der Sakristei mir zuflüsterte: „Ihre Majestät die Königin und die Prinzessin sind vorgefahren,“ es war nicht lauter heiliges Feuer, das meiner Rede den Schwung gab, der die Seelen meiner Zuhörer und Zuhörerinnen so mächtig hinriß. Es liegt etwas Berauschendes in jedem Erfolg, das Wort: „Seid wachsam und nüchtern zum Gebet“, hat seine tiefe Bedeutung.

Die Tournüre, die ich mir im Salon der Gräfin Palfy erworben, ist mir jetzt wohl zu Statten gekommen, denn bald wurde ich mit Einladungen aller Art überhäuft; die ausgezeichnetste war in die Abendcirkel der Frau Medicinalräthin Lambert. Der Medicinalrath war der erste Arzt der Stadt, seine Frau eine feine Dame von adeliger Herkunft, die gnädige Frau genannt wurde. Der Medicinalrath machte, wie jener Rittmeister, „keinen Gebrauch von seiner Religion, wenn er auch welche hatte“, seine Frau aber ließ er gewähren, wenn sie gern Abendthees arrangierte, deren Würze eine gewisse vornehme Frömmigkeit war.

Diese Gesellschaften waren sehr gesucht, zum Theil von Personen der höchsten Stände; man fand es angenehm, in dem äußerst geschmackvoll arrangirten Salon vortrefflichen Thee zu trinken, eine religiöse Vorlesung

anzuhören und mit dem äußerst behaglichen Gefühl nach Hause zu gehen, daß man dem Ziel seiner Vollendung wesentlich näher gerückt sei."

„Und war das nicht recht?" fragte das nachdenkliche Pfarrlottchen und heftete ihre dunklen Augen auf den Großvater, „sollen feine Leute in schönen Zimmern nicht fromm reden dürfen? Oder müssen sie alles Behagen und allen Glanz von sich werfen, wenn sie fromm sein wollen?"

„Nein, Kind, das sollen sie nicht. Ein gebildeter Geist, eine reine schöne Umgebung, die reicher Besitz uns verschaffen kann, sind gute Gottesgaben, und sie werden erst recht geweiht, wenn der Hauch echter Frömmigkeit sie durchweht. Ein Gespräch, das sich natürlich aus innerm Drang um das Heiligste und Höchste des Lebens bewegt, wiegt viel tausend leere Unterhaltungen auf, und traurig ist's, wenn man im geselligen und freundschaftlichen Verkehr nicht mehr wagt, diese tiefsten und heiligsten Interessen auch nur zu berühren. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Eine köstliche Perle nicht bestimmt ist, als Prunkstück nach außen getragen zu werden, daß es ein Heiligthum geben muß, wo die Seele allein ist mit ihrem Gott; es liegt Gefahr in der Andacht auf dem Sopha, die sich den schmalen Pfad so gar weich und bequem macht, und durch fromme Reden und Bekenntnisse wiegt man sich leicht in Täuschung über sich selbst. So war auch die Frau Medicinalräthin, die so mild und schön über geistliche Herzenserfahrungen redete, so demüthig ihre Mangelhaftigkeit bekannte, oft hart und unbillig gegen ihre Diener-

schaft, und doch bin ich gewiß, sie war keine bewußte Heuchlerin, sie war nur durch ihre eigenen schönen Reden und durch die Bewunderung ihrer Freunde in Selbsttäuschung gewiegt.

Auch ich sah damals keine Gefahr darin, als ich mich dem Zauber eines Verkehrs hingab, dessen Formen so wunderbar abstachen gegen meine schmucklose, dürftige Jugend. Aber das Bild des blonden Klärchens und der bescheidenen Zukunft, die ich an ihrer Seite hoffen konnte, trat mehr und mehr in den Hintergrund. Und die Herrlichkeit der Welt, auf die ich unbewußt so großen Werth legte, sollte mir noch näher gerückt werden, so nah, daß ich nur die Hand ausstrecken durfte, um sie zu fassen.

Graf Palfy mit meinem ehemaligen Zögling brachte den Winter in der Residenz zu. Das vermehrte meine vornehmen Bekanntschaften, und mehr und mehr fühlte ich mich heimisch in diesen Kreisen, empfand aber auch peinlich die Armuth, die es mir schwer machte, überall gleichen Schritt zu halten mit den feinen Cirkeln. Wenn ich meine Glacés mit Gummielastikum reinigte, um sie wieder salonfähig zu machen, wenn meine Wäscherin vertraulich sagte: „Die feinen Halsbinden ziehen Sie nur pfiffig an, Herr Stadtvikar, daß man das Geflickte nicht sieht," — so ergriff mich eine drückendere Unzufriedenheit mit meiner Lage, als in früheren Zeiten wirklicher, bitterer Entbehrung, und in einem Anfall solcher Ungeduld und falscher Scham bewarb ich mich um einen erledigten Patronatsdienst, ohne recht zu fragen, wie und wo?

ohne eigentliche Lust zum Wirken auf dem Lande, freilich auch ohne Hoffnung, ihn zu bekommen; nur im Gedanken: lieber draußen aus aller Welt, als sich bewegen in feinen Cirkeln, in beständiger Angst sich zu blamieren.

Gräfin Katharina begegnete mir jederzeit artig und zuvorkommend; sie war vielleicht etwas älter als ich, aber eine schöne, stattliche Dame, die ich nur in dem Nimbus ihres leichten vornehmen Benehmens, ihrer glänzenden Toilette sah. Der Medicinalrath war Hausarzt bei dem Grafen und ich traf das Geschwisterpaar manchmal dort in großen Gesellschaften; für die frommen Theeabende hatte Gräfin Katharina gedankt.

Am Vorabend vor Weihnachten aber sollte große Feier mit Christbaum, Gesang und Vortrag bei der Frau Medicinalräthin sein, und die gräflichen Geschwister hatten zugesagt zu kommen. „Nun, lieber Bornstedt," sagte die Dame vom Haus, die mich am Morgen vorher zu einer vertraulichen Berathung über das Festarrangement geladen hatte, „helfen Sie mir nur, daß alles recht wird; ich bin ohnehin im Gedränge, mein Zimmermädchen droht krank zu werden, — es scheint mir eine Art Bosheit von diesen Leuten, daß sie immer zur Unzeit erkranken, — da muß ich an so vieles denken. An den Christbaum hängen wir nur Lichter und Bonbons, letztere mit schönen auf's Fest bezüglichen Devisen, die müssen Sie mir auswählen und schreiben, dann denke ich, sollten sich die Gäste mit kleinen Andenken unter sich beschenken; besinnen Sie sich auch auf einige hübsche Geschenke, namentlich für Gräfin Katharina!"

Das war nun gerade etwas für meine Pfarrgehilfenkasse, die durch neue Kleider und eine Sendung für eine arme alte Base bis zum Grunde erschöpft war! „Erlauben Sie, gnädige Frau," sagte ich dunkelroth, „daß ich überhaupt für Ihre gütige Einladung danke, ich habe am Fest zu predigen ....."

„Und ich habe den Drang, mich überall nobel zu zeigen," fuhr die Dame fort, indem sie vertraulich die Hand auf meinen Arm legte, „und dazu reichen meine Mittel nicht immer, da will ich lieber all meine geselligen Talente in obscurer Verborgenheit untergehen lassen; nicht wahr, das ist der Sinn Ihrer Rede? Warum sich nicht einer Freundin anvertrauen, die leider nur zu gut die Conflicte kennt, in die uns gesellige Pflichten bringen? Nun, aus der augenblicklichen Verlegenheit können Sie sich leicht helfen. Sie wählen in der Buchhandlung ein paar elegant gebundene neue Dichterwerke, die können Sie auf Rechnung nehmen, das sind ja die passendsten Gaben für Damen. Dann aber, — ahnen Sie denn gar nicht, wie ein freundliches Geschick Sie mit einemmal über alle Nöthen dieser Art auf die sonnige Höhe ruhigen Behagens, in das Element heben will, für das Ihre eigentliche Natur geschaffen ist?"

Und so erfuhr ich denn, was ich freilich schon geahnt, daß das Herz der Gräfin Katharina mir seit lange gewogen sei, daß die sehr selbstständige und willenskräftige Dame gesonnen sei, sobald sie meiner Neigung gewiß, ihren Willen durchzusetzen, trotz aller Standeshindernisse, was ihr auch möglich, da sie durch Besitz eines eignen Gutes ganz unabhängig gestellt war.

„Der Graf freilich hat anfangs sauer dazu gesehen und die Sache unmöglich gefunden,“ gab die Medicinalräthin zu, „doch ist er Ihnen dankbar wegen seines Sohnes, er kennt Gräfin Katharina als heftig und eigenwillig und der excentrischsten Streiche fähig, wenn man ihren Willen kreuzt; dazu ist er ein vernünftiger Mann, der weiß, was die Glocke der Zeit geschlagen hat, so wird er kein Hinderniß in den Weg legen, auch die alte Comtesse nicht, die allen Respekt vor der Willenskraft ihrer Enkelin hat, — und so sehen Sie, welch' ungeahnten Segen der Herr Ihnen zugedacht, — es ist in Ihre Hand gelegt.“

„Und mein Beruf?“ rief ich, halb betäubt von der Lebensfrage, die mir so unerwartet nahe trat. „Nun,“ sagte die Dame etwas verlegen, „Gutes thun, Segen stiften, läßt sich ja auch als Gutsherr, Sie können daneben für Gottes Reich wirken, — der Graf denkt sogar an die Möglichkeit, bei seinem Hof eine Standeserhöhung für Sie zu erlangen. Nun, berathen Sie es mit dem Herrn! Nach fünf Uhr, bitte, kommen Sie, da Sie mir Ihre Hilfe versprochen; Ihren Vortrag haben Sie doch schon ausgearbeitet? Der heutige Abend wäre ungemein günstig, ein passendes Wort anzubringen.“ — Ich entfernte mich, habe aber an dem Tage nicht viel an meiner Weihnachtspredigt studiert.

„Und er zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit,“ so ungefähr erschien mir's, als ich alles an mir vorübergehen ließ, was mit der schönen, weißen Hand der Gräfin, an der allezeit Brillanten und Rubinen funkelten, mir geboten werden sollte. Die

Sicherheit, die der Besitz gibt, die volle Freiheit von den peinlichen Sorgen und Verlegenheiten beschränkter Lage, der Schmuck und das Behagen des Lebens, den Reichthum verschaffen kann, das verwunderte Staunen so mancher, die mich in demüthiger Lage herabsehend behandelt, — das alles zog an mir vorüber in lockendem Licht.

Und sollte ich meine ganze, volle Macht üben über das leidenschaftliche Wesen, dessen Willensstärke ihre ganze Familie so respektierte? Sollte sie herabsteigen von ihrem stolzen Schloß und mit mir einziehen in ein Pfarrhaus, das freilich reich und anmuthig ausgestattet werden mußte für seine edle Herrin? oder wollte ich ihr folgen in die stolze Heimat, die mir ihre Liebe bot?

Ob ich sie liebte, ob nicht zwischen allen glänzenden Zukunftsbildern Züge von Härte, von Stolz, von unweiblicher Heftigkeit der Gräfin mit leisem Bangen vor mir auftauchten, — ich wurde mir darüber nicht klar, und schon fingen da und dort an Weihnachtslichter zu brennen, als ich eintrat in des Medicinalraths Haus.

Dort herrschte noch das unerquickliche Durcheinander, das häuslichen Festen voranzugehen pflegt. Susanne, die alte Köchin, das Factotum des Hauses, empfing mich ziemlich unwirsch: „So, Sie kommen schon? Die Herrschaften sind erst auf sieben Uhr eingeladen,“ und mit halblautem Knurren leuchtete sie mir die nasse Treppe hinauf, auf der tiefgebückt ein Mädchen knieete, mit Aufwaschen beschäftigt. „Sachte, sachte, Herr Vikare!“ rief die Köchin, „treten Sie die Klara nicht

auf d' Hand! Sie machen aber auch ewig lang!" schnauzte sie das Mädchen an, „haben Sie Ihr Lebtag noch nie eine Stiege gefegt?"

„Nein," lautete die sehr leise Antwort.

„Na, und wenn auch," brummte Susanne weiter; „was sein muß, muß sein, und g'storben ist noch niemand d'ran. Die Babett ist krank, die gnädig' Frau will heut alles recht schön, und ich kann in Gottesnamen nicht überall sein, da hat gnädig' Frau g'meint, es sei für Sie auch kein Unglück. Aber wenn Sie nicht flinker sind, so trocknet's nicht mehr."

Ich war schon einige Stufen höher gestiegen und wandte mich unwillkürlich, als das Mädchen eben aufblickte und der volle Schein des Lichts auf ihr Gesicht fiel. Nein, das war kein Traum! das war dasselbe Gesicht, das ich zuerst gesehen im goldnen Sonnenlicht, das damals rosig blühende Mädchen, blondlockig im himmelblauen Kleide, das mir erschienen war wie ein Engel; und hier kniete sie und scheuerte die Treppe! Sie mußte mich wohl erkannt haben, eine tiefe Röthe überzog ihr Gesicht, als ihr Blick den meinen traf; sie senkte tief, tief den Kopf wieder nieder auf ihre kalte Arbeit am Christabend! Und es war Klara auch, und sie fuhr fort in ihrem Geschäft, indeß ich wortlos, wie im Traum, die Treppe hinaufstieg.

Noch tief in Gedanken trat ich in's Wohnzimmer. „Eben gut, daß Sie kommen, Herr Vikar!" rief mir die Frau Medicinalräthin entgegen, „Ihre Hilfe ist sehr nöthig, ich bin heute schlimm daran, unser Stuben-

mädchen mußte in's Krankenhaus, Klara, die Bonne, muß nun ihre Stelle versehen, so bin ich fast ohne Hilfe."

„Ist das das Mädchen, das draußen die Treppe aufwäscht?" fragte ich.

„Wahrscheinlich," sagte die Dame gleichgültig, „möchten Sie mir vielleicht das Körbchen mit den Bonbons geben?"

„Ich habe die Bonne nie bei Ihnen gesehen," fuhr ich fort.

„Möglich," entgegnete sie, „ich habe sie noch nicht lang; die Französin, die ich erwartete zu Näharbeiten und zur Aufsicht für die Kinder, kam nicht, so mußt' ich ein anderes Mädchen nehmen, die mir empfohlen wurde, die Tochter einer Pfarrwittwe, glaub' ich."

„Aber sie scheuert die Treppe draußen? . . ."

„Nun, was dann?" sagte die Dame etwas scharf, „dünkt Ihnen das ein Unglück für ein Mädchen, die nun einmal auf's Dienen angewiesen ist? Arbeit entehrt nie, und jede Uebung in der Demuth ist ein Segen Gottes," fügte sie salbungsvoll hinzu. „Susanna," rief sie der Köchin draußen, „stellen Sie mir den Fußschemel dort von dem Sopha unter den Fauteuil, ich muß einen Augenblick ausruhen, auch könnten Sie die Aepfel für den Christbaum abreiben, ich mache mir nicht gern die Finger schmutzig. Weiß nicht, Herr Vikar, ob ich Sie damit bemühen darf, die Wachslichter zuzuschneiden?"

Ja, ich schnitt die Wachslichter zu und half den Christbaum schmücken; den poetischen Weihnachtabend-

gruß, den ich vortragen wollte, hatte ich längst aufgeschrieben; — aber meine Gedanken waren nicht viel bei der anmuthigen Beschäftigung, ich mußte an das blonde Mädchen denken, bei der harten Arbeit in der kalten Winternacht.

„Glauben Sie nicht," sagte die Dame, die zum Theil wenigstens meine Gedanken zu errathen schien, als ich so schweigsam blieb, „daß unsere Dienstboten, die heute natürlich sehr in Arbeit sind, ganz ausgeschlossen bleiben sollen von der Freude des heiligen Festes! Morgen Abend wird ihnen der Baum noch einmal angezündet, und Herr Zeeb, unser Hauslehrer, der jetzt die Kinder bei sich hat, weil Klara draußen beschäftigt ist, hält ihnen dann noch eine kleine Andacht."

Noch hatte ich nicht meine Bewunderung dieser Andacht zweiten Ranges ausgesprochen, als sich im Empfangzimmer draußen nach und nach die glänzende Gesellschaft einfand. Auch Gräfin Katharina erschien, sie trug eine offene Robe von dunkelrothem Sammet, unter der ein weißes Atlaskleid schimmerte; vielleicht war sie nie so schön gewesen, — ich bemerkte es kaum.

Zum Thee, der vor der Bescheerung getrunken wurde, fand sich der Medicinalrath ein. „Da, Bornstedt," rief er, „ein schönes Weihnachtsgeschenk für Sie, das unsere frommen Damen hier in Verzweiflung bringen wird!" Ich öffnete das Schreiben, das er mir überreichte, es war die Ernennung auf die Patronatspfarrei, um die ich mich vor Wochen schon beworben, — ich hatte die Meldung fast vergessen.

„Na, Glück haben Sie," rief der Herr des Hauses,

„das Ding liegt zwar ein bißchen aus der Welt und soll eine verwahrloste Gemeinde sein, aber die Gegend ist schön, und der Dienst nicht von den schlechtesten. Bin gewiß, daß sich siebenundzwanzig verlobte Vikare darum beworben haben.“

„Und wer weiß, ob es dieser achtundzwanzigste annimmt?“ sagte die Frau Medicinalräthin bedeutsam. Gräfin Katharina blickte mich durchdringend an mit ihren brennend schwarzen Augen, — sie zündeten nicht. „Ich kann mir nicht möglich denken,“ sagte sie zu mir, als das Gespräch wieder allgemein wurde, „wie ein Mann von Geist sein Leben mit der zwecklosen Arbeit eines Landpfarrers verbringen kann; auch ein Gutsherr lebt auf dem Lande, aber er hat den Winter frei; das geht doch wohl bei Geistlichen nicht?“ — „Nein, Comtesse; aber zwecklos nennen Sie die Arbeit eines Geistlichen?“ — „Nun ja, die Leute müssen einen Prediger haben, eine Sonntagsfeier, das würde ich selbst nie anders einrichten; aber ob dieser Prediger irgend ein armer Kandidat ist, der in Gott froh ist, die Stelle zu bekommen, oder ein geistvoller Mann, der mit seinen Gaben in andern Kreisen Glück machen und Anklang finden kann, dem ein schöneres Glück winkt . . .“ sie erröthete und hielt inne. „Glauben Sie nicht an innere Berufung, Comtesse?“ fragte ich, „gälte es Ihnen nicht für treulos, einen Beruf, der Ihnen einst als höchstes Ziel vorgeschwebt, im Augenblick aufzugeben, wo Ihnen erst die rechte Bahn geöffnet wird?“ — „Kommt darauf an, ob mir nicht eine noch schönere, mehr beglückende Zukunft eröffnet würde,“ sagte die Gräfin.

Ich schwieg und war froh, als die Frau Medicinalräthin mich aufforderte, meine Weihnachtsabendbetrachtung vorzulesen, sie sollte die Lücke zwischen dem Thee und der Bescheerung ausfüllen.

Es waren schöne Worte, die ich sprach von der tiefen Bedeutung der heiligen Nacht, wo das Höchste und Größte, Gottes Herrlichkeit und Engelglanz, aufgegangen war in der tiefsten Niedrigkeit der Erde, im Stalle und bei den armen Hirten auf dem Felde — aber die volltönenden Worte wollten mir nicht wie sonst von den Lippen fließen; — war mir die rechte Ahnung aufgegangen von dem ewigen Licht, das in solche Tiefe herabgestiegen, um zu enden nach tiefstem Weh im Glanze der Himmelfahrt? Ich bin sehr stille geblieben unter all dem schön ausgesprochenen Beifall, der meinem Vortrag folgte.

Es wurde ein Choral gespielt und gesungen, ehe der lichtstrahlende Salon geöffnet, die Kleinen herbeigeholt und die ganze glänzende Gesellschaft zur Bescheerung eingelassen wurde. Die gegenseitigen Gaben, die, auf die feine Andeutung der Hausfrau, Herren und Damen für einander mitgebracht, wurden von dieser geschickt im grünen Moos unter dem Weihnachtsbaum versteckt, sie wurden ausgetauscht, die Bonbons aus den Zweigen gelöst, die Mottos vorgelesen — es war ein großes Getümmel, und die Freude der Kinder, die bei diesem Feste doch sonst die Hauptpersonen sind, ging darin unter.

Sehr gemischt waren diese Gaben — zierliche Damenarbeiten, Fächer und Bonbons, Apostelstatuetten, fein geschnitzte Krucifixe, elegante Bücher mit Goldschnitt

und gepreßter Decke und geistlichen Liederversen. Mich überkam in all dem Geschwirre ein tiefes Heimweh. Die Herrlichkeit der Welt, die mich hier so lockend umgab, die mir winkte aus den leuchtenden schwarzen Augen der Gräfin — sie trat mir mit einemmale zurück als etwas Fremdes, das nicht zu mir gehörte; es war nicht die Liebe meiner Jugend allein, die wieder in mir erwachte, nicht das Pflichtgefühl, das mich zu dem vergessenen Kinde zog, es war eine innige Sehnsucht nach Frieden, nach Einheit des Lebens und Strebens, die mir blühen sollte aus stiller, treuer Uebung meines Berufs, an einem schlichten häuslichen Herd.

Allerlei zierliche Gaben waren mir schon von schönen Händen geboten worden, gestickte Gegenstände zu unbekanntem Gebrauch: ein Hausschlüsselfutteral von Perlen, ein gesticktes Etui zu einem Cigarrenabzwicker, ein niedliches Schloß von Dragant, mit bedeutsamem Lächeln von der Dame des Hauses überreicht — es sollte ein Modell sein vom Schloß der Gräfin Katharina — ich legte alles auf ein Seitentischchen.

„Nun, verzeihen Sie, lieber Bornstedt, ein so hölzerner Michel, wie heute, sind Sie doch noch nicht gewesen,“ flüsterte mir die Frau Medicinalräthin zu; „ist's die Ahnung eines nahen Glücks, was Sie stumm macht, braucht's einen Schlüssel, um Ihre Lippen zu erschließen?“ und geheimnißvoll deutete sie hinüber zum Baum, wo Gräfin Katharina stand, um noch eine Gabe aus dem grünen Moose zu holen, die sie, wie mir däuchte, selbst erst hineingelegt hatte — es schien ein Ring mit funkelndem Rubin.

„Ich bin schon zu reich beschenkt, gnädige Frau," sagte ich und freute mich, daß in dem Augenblick Otto und Margot, die Kleinen des Hauses, herkamen, um mein Schloß zu bewundern.

„Wo ist Klara?" fragte ich leise das Mädchen, als die Mutter sich wieder im Gedränge verloren.

Etwas verwundert blickte mich das Kind an: „Hör," sagte sie leise, „ich glaub', sie ist ein wenig zu ihrer Mutter; als man uns herübergerufen hat, habe ich sie nur geschwind hinausschlüpfen sehen; sag aber lieber nichts zu meiner Mutter, sie könnte bös werden, und Klara kommt gewiß bald wieder."

„Wo wohnt denn ihre Mutter?"

„In einem kleinen Stübchen im Hinterhaus dort drüben in der Gasse, wo vorn ein Blumenladen ist," sagte die Kleine, stolz, daß sie's so gut wisse, „ich bin auch schon mit bei ihr gewesen; aber Mama leidet's nicht mehr, sie sagt, die Luft sei so ungesund in der kleinen Stube."

„Sag der Mama, ich sei abgerufen worden," sagte ich dem Kinde, und eilte hinaus in die kalte, frische Luft, hinaus in die sternenklare Nacht, wo auch mir klar wurde, was ich wollte, was ich hoffte. Bald fand ich den Blumenladen, der zu Ehren des Weihnachtsabends noch festlich hell erleuchtet war. Ich mußte ja doch etwas kaufen, so nahm ich ein blühendes Myrthenbäumchen mit, „eine große Rarität in dieser Jahreszeit!" versicherte die Ladenjungfer.

„Wohnt hier die verwittwete Frau Pfarrer Seger?"

„Ja, ich glaub', es wohnt oben im Hinterhaus

eine alte Frau, die Kittelchen und Strümpfe strickt zum Verkauf."

So stieg ich die enge Treppe hinauf und trat in das Stübchen. Noch ein Lichtlein brannte an dem Bäumchen, das die alte Frau ihrem großen Kinde angezündet hatte; es wehte ein friedlicher Geist in diesen Räumen; hüben und drüben an dem kleinen Tisch, darauf die Gaben lagen, saßen Mutter und Tochter und hatten still die Hände in einander gelegt. Sie hatten sich auch beschenkt, auf der Tochter Seite lag eine warme Jacke, schön kornblau, wie es zu den blonden Haaren paßte, und sonst allerlei gestrickte Gegenstände, vor der Mutter aber lag ein warmer Shawl und eine hübsche schwarze Haube. Mein Myrthenbäumchen hatte ich vor der Thür gelassen, so ganz wollt' ich doch nicht mit der Thür in's Haus fallen."

„Drum," sagte Julchen beistimmend, der's doch zu keck geschienen hätte, wenn der Großvater so ohne Werbung mit dem Myrthenbäumchen eingetreten wäre.

„Eine lange Geschichte kann ich hier nicht mehr erzählen," fuhr der Großpapa fort; „wie es gekommen, könnt ihr euch denken" — das gerade hätten die Mädchen gerne gewußt — „die alte Frau war hochverwundert über meinen plötzlichen Eintritt in so später Stunde, und es brauchte eine gute Weile bis sie nur begriffen hatte, wer ich war. Klara war tief erröthet, aber sie schaute mich an, ohne zu reden, mit einem so eigenthümlichen Blick, fast wie wenn man aus einem Traume erwacht und sieht das Geträumte nun lebendig vor sich. Ihr Vater hatte ihr nie von meiner früheren Werbung

gesagt, wohl aber nach des Vaters Tode die Mutter, die tief gekränkt gewesen war über mein Verstummen. „Wie nun auf einmal so ein Leben hier war von einem Vikar Bornstedt," berichtete mir die alte Frau, „da sagte ich zu meiner Klara, das ist am Ende unser Bornstedt; geh doch einmal in die Kirche, wenn er predigt, meine Augen sind so schlecht, ich würde ihn doch nicht kennen."

„Und sind Sie gegangen?" fragte ich Klara.

„Ich durfte nicht," sagte sie lächelnd, „in Ihre Predigten ging die gnädige Frau, ‚Stadtpfarrer Strobels Predigten sind ganz verständlich und erbaulich für Sie, liebe Klara,' sagte sie mir, ‚auch die des Helfers Schmauder, der am kürzesten predigt, da sind Sie bald wieder daheim, auf dem Lande werden Sie nicht so viel Auswahl gehabt haben.'"

„Und so Gott will und Sie wollen, liebe Klara, sollen Sie in Zukunft gar keine Auswahl mehr haben!" rief ich muthig und suchte in ihren Augen zu lesen, ob sie mich verstanden habe.

So leicht, wie ich hoffte und wünschte, ward mir nun freilich mein stürmisches Werben nicht. Klara fürchtete, es sei nur Mitleid oder Pflichtgefühl, was mich zu ihr führe, nur als ich ihr aus tiefster Seele sagte: „Klara, es ist nicht die Liebe meiner Jugend allein, es ist der Weg zum Herzensfrieden, den ich von Ihrer Hand erhoffe," da erst begegnete mir wieder jener tiefsinnige Blick, der mich nicht in Zweifel ließ, auch als sie ängstlich forteilte, um nicht zu spät nach Hause zu kommen.

Bei der Mama habe ich meine Sache noch so gut geführt, daß sie mir treuliche Fürsprache bei ihrer Tochter verhieß, so daß ich noch wagte, das Myrthenbäumchen ihrer Obhut zu übergeben, und sie hat es gar sorgsam im warmen Stübchen verwahrt.

So hätte denn ich, den sie oft neckten mit seinem Schönheitssinn und feinen Geschmack, mit seinem Wohlgefallen an vornehmer Eleganz — ich hatte mir meine Braut erwählt, wie sie die Treppen aufwusch!

Bei der Frau Medicinalräthin gab es nun freilich ein großes Erstaunen und einen überaus kühlen Glückwunsch, als ich sie bat, ihre Dienerin zu entlassen, die nun meine liebe Braut geworden war; die Demuth schien ihr in diesem Fall von meiner Seite keine so natürliche uud so beglückende Tugend — auch war meine Wahl keine demüthige, ich hatte ein Weib genommen, das edler war als Gold und köstliche Perlen.

Auch von Gräfin Katharina wurde mir's schwer, mich zu verabschieden, und ein leises Gefühl der Verschuldung ihr gegenüber habe ich nie überwinden können, obwohl die düstere Glut ihrer Blicke mich mit neuer Seligkeit an das Friedenslicht denken ließ, das mir in Klaras frommen Augen aufgegangen war. Ich habe von Herzen gebetet um ihr Glück, und es war mir bange darum, als ich hörte, daß sie, noch ehe ich meine Klara heimführte, einen armen ungarischen Edelmann von altem Geschlecht geheiratet habe. Doch erfuhr ich später, daß der so in Sturm und Aerger Gewählte ein braver Mann war, der noch ihre Liebe gewonnen habe.

Ich aber führte mein süßes Weib und ihre Mutter glückselig in die neue, stille Heimat. An ihrer Seite habe ich den Frieden gefunden und den echten Sinn für meinen Beruf, auf den der Herr seinen Segen gelegt. Die Mutter hat nicht lange unser Glück getheilt, aber sie sagte fröhlich beim Scheiden: „Ich sterbe wie Moses mit dem Blick in's gelobte Land."

Aeußerlich waren's keine glänzenden Zeiten, mit denen wir unseren Ehestand begannen; unser beider Ersparnisse waren gering, um damit ein Nestchen auszubauen. Aber Klara wußte durch ihre zierlich ordnende Hand zu ersetzen, was an Comfort fehlte, und sie war eine unermüdliche und fröhliche Schaffnerin! Einmal habe ich sie auch angetroffen, wie sie eine Treppe aufgewaschen, „aber Klara, ich bitte dich, das schickt sich nicht für dich," rief ich erschrocken, „sollst du dich so plagen bei mir?" Sie aber sah mit fröhlichen Augen zu mir auf, anders als in jener Nacht. „Die Madlin hat Wäsche, und ich möchte es gerne hübsch rein zum Feste haben," sagte sie entschuldigend und fügte lachend hinzu: „Mein Dienst ist nicht so schwer, ich sehe mehr auf gute Behandlung, als auf großen Lohn; will's aber nicht wieder thun!" Glaube fast, ich bin damals ein bißchen naß geworden.

Und Gottes Segen war mit uns in allen Dingen, so daß ich mein liebes Weib noch einführen durfte in schönere Räume und behaglichere Verhältnisse, auch noch ehe sie als Frau Consistorialräthin mit mir in die Residenz zog.

Lange habe ich sie dort nicht mehr besessen, und

das Heimweh nach dem Dorfleben hat sie nie ganz verloren.

Frau Medicinalräthin Lambert lebte damals noch als Wittwe in etwas zurückgekommenen Umständen und ziemlich vergessen von der Welt. Manchen Abend hat Klara der alten Frau gewidmet, und sie hat es ihr mit Thränen gedankt. Welt und Leben hatte sie anders ansehen lernen, und ihre Frömmigkeit war stiller geworden.

Und nun, Kinder," sagte der alte Mann und stand auf, „nun habe ich mehr geplaudert, als ich gewollt und je für möglich gehalten. Wie der Großvater die Großmutter nahm, — das wißt ihr nun gründlich. Meine treue Gefährtin schläft in Frieden, und so Gott will, habe ich nicht mehr weit zu ihr. Nun kommt herauf, es ist warm hier unten, und du, Julchen, singst mir oben zum Schluß noch meinen Lieblingschoral:

So führst Du doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig, und doch meistens wunderbar."

